ZÜRCHER TASCHENBUCH

Aug. F. Ammann

Dieser Band

gehört in's

Fach ~~33~~ 65

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

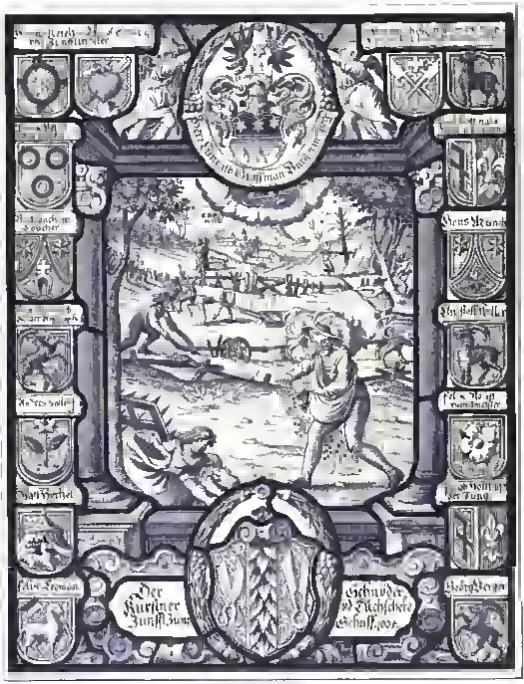
Aug. H. Ammann

Dieser Band

gehört in's

Fach

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


Der
Kürsner
Zunfft Zun
Schnyder
vd Tüchschere
Schnff 1605

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1882

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Das Autor- und Uebersetzungsrecht wird ausdrücklich vorbehalten.

Neue Folge:
Fünfter Jahrgang.
Mit drei Abbildungen.

Zürich.
S. Höhr.
1882.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

1. Erinnerungen von David Heß im Beckenhof. Aufgezeichnet 1842. Mitgetheilt von E. Usteri-Pestalozzi 1
2. Die Künstlerfamilie Meyer von Zürich. Von J. R. Rahn. II. Rudolf Meyer, 1605—1638. III. Conrad Meyer, 1618—1689. Mit einer Abbildung 117
3. Joh. Jakob Reithard. Von L. Pestalozzi 158
4. Eine Sühne um Todtschlag im Jahre 1521. Von Wilhelm Tobler-Meyer 209
5. In das Stammbuch einer jüngern Freundin. Von Martin Usteri. 1821 217
6. Der Glückshafen am großen Schießen im Jahre 1504 zu Zürich. Von C. Keller-Escher 219
7. Ein zürcherischer Beitrag zur schweizerischen Revolutionspoesie. Von F. O. Pestalozzi 236
8. Das Augustiner Chorherrenstift Mariazell auf dem Beerenberge. Von H. Zeller-Werdmüller. Mit einer Abbildung . 271
9. Zürcherische Zunftscheiben auf Schloß Heiligenberg. Von J. R. Rahn. Zum Titelbild 282
10. Uebersicht der im Jahre 1881 (Oktober 1880 bis September 1881) erschienenen Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich. Zusammengestellt von Dr. Ed. Escher 290
11. Zürcher Chronik für das Jahr 1880. Von Rudolf Hirzel, stud. jur. 298

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

STACKS AUG 12 1974

Erinnerungen von David Heß im Beckenhof.

Aufgezeichnet 1842.

Mitgetheilt von E. Ufteri-Pestalozzi.

Vorbemerkung.

Als das Zürcher Taschenbuch vor zwei Jahren die Skizze von David Heß über Joh. Caspar Schweizer zum Abdruck brachte, wurde gegenüber der Redaktion mehrmals der auch von ihr selbst getheilte Wunsch ausgesprochen, daß es möglich werden möchte, in der Folge noch weitere ähnliche Arbeiten und namentlich auch einmal etwas über den Autor selbst[1]) zu veröffentlichen. Wir glauben nun diesem Wunsche durch Abdruck der „Erinnerungen von David Heß" zu entsprechen, wie sie derselbe selbst in seinen letzten Lebensjahren aufgezeichnet hat. Leider umfassen diese Blätter nur den Zeitraum seiner frühesten Jugend und es war ihm nicht mehr vergönnt, dieselben, wie es seine ausgesprochene Hoffnung war, wenigstens bis zur Epoche des Eintritts in's Mannesalter fortzuführen.

Der größte Theil der hier gebotenen Arbeit bezieht sich daher auf die Erlebnisse des Vaters Heß und des Großvaters mütterlicher Seits; es sind dieselben aber so wechselvoll und zudem von Heß in seiner zierlichen feinen Weise mit so viel Interesse und Pietät geschildert, daß wir glauben, solche doch den Notizen über Heßens Jugend voranschicken zu sollen. Die Letztern sind ganz unverändert wiedergegeben, während bei den Aufzeichnungen über die Vorfahren, namentlich bei den mannigfachen Erlebnissen des Herrn **de la Tour** in Paris und in den Pyrenäen, wesentliche

---

[1]) Eine vollständige Biographie desselben verfaßt von C. W. Hartmeyer, hat die Künstlergesellschaft in ihrem Neujahrsblatt für das Jahr 1844 veröffentlicht.

Kürzungen vorgenommen wurden, immerhin fast überall unter Beibehaltung von Heßens eigenen Worten.

Der Frau Baudirektor Finsler-Heß sind wir für die gütige Ueberlassung des Manuskriptes zu großem Dank verpflichtet.

I.

Einundsiebzig Jahre sind verflossen, seit ich die Pilgerfahrt meines Lebens angetreten und fortgesetzt, unter wechselnden Einflüssen, bald bewußtlos fortgeschoben, bald mit Bewußtsein die eigene Richtung behauptend, je nachdem die äußern Verhältnisse oder der eigene Wille vorherrschten, und ich bin nun näher und immer näher an das Ufer gelangt, wo der dunkle Strom vorüber rollt, der zwei Welten trennt, die diesseits sichtbare von der jenseits, dem sterblichen Auge noch mit einem undurchdringlichen Nebelvorhang verhüllten. Müde von der langen Wallfahrt, setze ich mich auf einen der bemoosten Grenzsteine, harre ruhig, bis der nimmer ausbleibende Fahrmann mit seinem unabweisbaren Nachen zu der mir bestimmten Stunde kömmt, mich einzunehmen und hinüberzusetzen, und blicke gedankenvoll auf die zurückgelegte Bahn. Zu solchem Rückblick in unwiederbringliche Vergangenheit gesellt sich meist ein Gefühl von Wehmuth und doch — wie dürfte ich klagen? Wurde ich nicht vor so viel tausend Andern und Bessern begünstigt mit mancherlei Gütern und Vorzügen und, wenn auch meine Lebensbahn auch oft durch düstere Zeiten schwerer Prüfungen führte, überwog nicht immer das Gute die mir auferlegten Entbehrungen und Leiden? Danken soll ich also, nur danken dem waltenden Vater im Himmel; und sollte ich dennoch klagen, so dürfte ich das mit gutem Gewissen nur über mich selbst, daß ich des Guten so wenig gethan und nur der Wille besser war als die That.

Mein Leben fiel in eine bewegte, höchst merkwürdige Zeit, wo in kreisender Gährung alle äußern und innern Formen der alten Welt zu-

sammenbrachen, und immer wechselnde Gestaltungen auftauchten, die noch lange keinen festen Grund und Boden finden werden.

Meiner eigenthümlichen Natur nach war ich nicht geschaffen, in dieses rege Getriebe mitzugreifen, und nur selten und unwillkührlich hineingezogen blieb ich bloß ein passiver, wenn auch nicht immer ruhiger Zuschauer. Ich lebte mehr in meiner innern Traumwelt als in der äußeren und geschichtlich wirklichen: aber Menschen aller Art zu beobachten und mich den vorzüglichen anzuschließen, war meine angeborne Neigung. Dem Umgang mit den Letztern verdanke ich allein die geringe mir zu Theil gewordene Bildung.

Außergewöhnliche Schicksale hatte ich keine, und wenn ich jetzt, nachdem eine mit edeln Gemüthsarten ausgestattete Lebensgefährtin und alle meine nahern Freunde mir vorangegangen, zu meiner Unterhaltung in einsamen Stunden Erinnerungen aus meinem Leben aufschreibe, so werden es bloß Bruchstücke sein, Andeutungen über die Entwicklung meiner Persönlichkeit und über meine Verhältnisse, Notizen über erlebte Ereignisse, Schilderung von Menschen und Anekdoten- leichte Blätter, wie sie der Herbstwind von den Bäumen weht und die auf den Titel „Denkwürdigkeiten", womit ich sie auszustatten gedachte, keinen Anspruch machen dürfen.

* * *

Bevor ich etwas von mir selbst erzähle, halte ich es für passend, meiner Abkunft zu erwähnen und eine Schilderung meiner Anverwandten von väterlicher und mütterlicher Seite vorangehen zu lassen; jeder vom Baum gefallene Apfel deutet auf seinen Stamm, und wenn ich auch keine adelichen und fürstfähigen Vorfahren aufzählen kann, so gab es doch unter den Meinen wackere und gemeinnützige Leute.

Der Stammvater der Heßischen Familie in Zürich war Hans Schmid genannt Heß, gebürtig von Reutlingen in Schwaben, seines Handwerks ein Fleischer, der als Jüngling auf seiner Wanderschaft nach Zürich kam und sich hier durch rechtlichen Wandel beliebt machte, mit einer Margaretha Lübekern verheirathete und im Jahr 1517 das hiesige Bürgerrecht erwarb. Um dasselbe zu erhalten, mußte er dem von Reutlingen ent-

sagen und erhielt auch seine noch schriftlich vorhandene Entlassung in sehr belobenden Ausdrücken von dem dortigen Magistrat, daß sich daraus auf seinen guten Ruf schließen läßt. Er scheint sich auch bald durch seinen Fleiß emporgeschwungen und seinem Sohn Caspar eine gute Erziehung gegeben zu haben, daß dieser, obgleich von einem neuen Bürger abstammend, als Zwölfer seiner Zunft zum Widder in das Stadtregiment gewählt wurde.

Die Familie vermehrte sich nun bald und die Mitglieder derselben widmeten sich neben dem Staatsdienst, zu welchem viele befördert wurden, den verschiedensten Berufsarten. Drei Brüder: Hans Georg, Johann und Ulrich die Heßen halten sich, wahrscheinlich für merkantilische Zwecke, ein Domicilium in Lyon erworben und begründeten daselbst im Jahr 1620 durch ihre ausgebreiteten Verhältnisse die erste regelmäßige Postverbindung zwischen Zürich und Lyon, die sich allmälig über Frankreich, Italien und Deutschland ausdehnte. Diese Heßische Posteinrichtung, die im Jahr 1673 von der Familie Fischer in Bern nachgeahmt wurde, war Anfangs bloß eine Privatunternehmung, bis Johann Heß im Jahr 1677 dieselbe dem fünfzehn Jahre früher (1662) in Zürich gestifteten kaufmännischen Direktorium übertrug und abtrat, unter der Bedingung, daß einer seiner Neffen, Caspar Heß, dabei als Direktor angestellt werde. Von da an bekleidete durch mehrere Generationen immer ein Heß diese Stelle, bis Niemand aus der Familie sich mehr darum bewarb und nach der mit dem Jahr 1798 begonnenen Umgestaltung aller Verhältnisse das Postwesen sich immer weiter ausdehnte und ein bedeutendes Regal des Staates wurde.

Mein Großvater Caspar Heß, geb. 21. Juli 1687 und verehelicht (13. Dezember 1715) mit Susanna Lavater, war einer jener Postdirektoren. Er hatte sieben Kinder, von welchen zwei Knaben früh starben, eine Tochter Anna Maria mit Johannes Kilchsperger verheirathet, eine andere Tochter Susanna, die ledig blieb und in ihrem 37. Jahre starb, und drei Söhne: Hans Jakob, geb. 22. Juli 1720, verehelicht 30. März 1745 mit Regula Geßner, der nach des Vaters Tode Postdirektor wurde, Caspar, geb. 5. August 1727, verehelicht 27. Juli 1762 mit Ottilie,

Tochter eines Junker Hartmann Escher zum blauen Himmel, der sich dem geistlichen Stand widmete, und Hans Rudolf der Jüngste. Dieser war mein Vater und geboren den 6. Juli 1731. Von meinem Großvater Heß ist mir so wenig erzählt worden, daß ich ihn nicht näher beschreiben kann. In einem genealogischen Familienbuch wird er geschildert, als ein sehr qualifizirtes, in **litteris et linguis** wohlerfahrenes und fleißiges **subjectum**. Aus den vorhandenen Briefen zu schließen, scheint er mir ein gutmüthiger Mann von etwas unentschlossenem Charakter gewesen zu sein. Seine Vermögensverhältnisse waren auch nichts weniger als glänzend, zumal ihn die Erziehung seiner Söhne und deren Unterhalt auf Reisen verhältnißmäßig viel gekostet hatten.

Sein ältester Sohn Hans Jakob, den ich als Knabe in seinen spätern Lebensjahren noch gekannt, war kein gar großes Licht der Welt und dazu ziemlich eitel. Wenn er etwa in Postangelegenheiten in Deutschland oder Italien reiste, trug er einen obscuren Orden (**l'ordre de la parfaite amitié**) im Knopfloch und führte sich wohl auch als «**le chevalier Hess**» ein. Er machte sich auch gerne wichtig, und als ihm z. B. einst durch den Postwagen eine Baarsendung von 8000 Gulden zur Weiterbeförderung anlangte, begab er sich zum Stadthauptmann und ließ sich von diesem mit einbrechender Dämmerung eine Schildwache vor die Hausthüre stellen, was bei den Vorübergehenden Aufsehen und die sonderbarsten Vermuthungen erregte, während ohne diese Sicherheitsmaßregel das gemünzte Transitgut über Nacht auf dem Postbureau und am folgenden Tag auf der Straße völlig unbeachtet geblieben wäre. Daneben stand der gute Mann unter dem Pantoffel seiner scharfen Frau (Regula geb. Geßner), was ihn aber nicht besonders zu drücken schien, indem er sich immer freundlich lächelnd und heiter, auch sehr hübsch gekleidet zeigte, denn er hielt viel auf äußern Anstand. Ich glaube ihn noch vor mir zu sehen mit seiner schön gepuderten Beutelperücke, dem atlaßnen **Chapeaubas** unter dem Arm, in seinem Kleid, gewöhnlich von zarter Farbe der Bohnenblüthe, und schwarzseidenen Beinkleidern und Strümpfen mit glänzenden Schnallen auf den Schuhen und das spanische Rohr mit goldenem Knopf

in der Hand. Zu seinem Verdruß mußte er sich aber stets mit einem geschwollenen Bein schleppen, was ihm zuweilen Schmerzen verursachte. Von seinen Töchtern starben drei, lange vor ihm, an der Zehrung, und von der vierten, meiner geliebten unvergeßlichen Cousine Magdalena[1]), werde ich später manches nachzutragen finden. Seine erste Frau war ihm im Jahr 1753 gestorben, während er gerade auf der Rückkehr von einer Geschäftsreise begriffen war, aber erst in seinen alten Tagen schritt er noch zu einer zweiten Ehe mit einer ihm gegenüber wohnenden Wittwe Orell, die sehr schön gewesen sein mochte und ihn lang überlebte. Sie war eine seiner früheren vielen Inklinationen gewesen.

Der zweite Sohn meines Großvaters, gleich diesem Caspar getauft, war in der zweiten Lebenshälfte ein an Carrikatur grenzendes Original, witzig, vielseitig belesen, neugierig, sich in Alles, was in seinen Bereich kam, einmischend und stets in lebhafter Bewegung und Thätigkeit. Nachdem er die gewöhnliche Schulbildung jener Zeit erhalten, studirte er Theologie, ohne sich gerade der Kanzel widmen zu wollen, indem dieses in Zürich damals der einzige Weg war, der zu einer Lehrstelle am Carolinum führte, wo jeder Professor ein Polyhistor sein mußte, indem ein solcher bei steigender Beförderung immer ein höheres Fach der Wissenschaften zu lehren hatte, bis er ein Canonicat erhielt, was auch diesem Oheim, nachdem er verschiedene Professorate bekleidet hatte, durch Vorschub des Bruders seiner Mutter, des Chorherrn und Stiftsverwalters Lavater, früh zu Theil ward. Später erhielt er dann auch die Stiftsverwaltung. In jenen Zeiten studirten angehende Zürchergelehrte noch selten auf deutschen Universitäten, sie suchten ihre weitere Ausbildung um fragmentarisch auf Reisen im Auslande, und so hatte mein Oheim Caspar, nachdem er seine Studien in Zürich vollendet, auch ein Wanderjahr abwechselnd in Genf, Lyon, Paris, in verschiedenen holländischen Städten, zumal im Haag bei meinem Vater, und zuletzt in Berlin zugebracht, wo

---

[1]) Anna Magdalena geb. Heß, verehelicht mit Joh. Caspar Schweizer, vide Zürcher Taschenbuch, Jahrgang 1880 (Seite 9)

er, mit guten Empfehlungen versehen, überall Zutritt fand, mannigfaltige Bekanntschaften machte, sich mit allen neuen Literaturerzeugnissen versah und früh schon eine Menge Bücher aus den verschiedensten Fächern zusammenbrachte, die gegen das Ende seines Lebens zu einer reichhaltigen Bibliothek angeschwollen war.

Durch seine Vermählung mit Othila Escher hatte er das Glück, eine herzgute, sanfte und zur seine Eigenthümlichkeiten nachgiebige Frau zu bekommen, die ihm viele Kinder gebar, von denen die Söhne aber früh an gichterischen Zufällen starben.

Ich kann es mir nicht versagen, ein flüchtiges Bild von dem Onkel Verwalter, wie wir ihn gewöhnlich hießen, zu skizzieren, und ich bereue es, ihn nicht, als er noch lebte, nach der Natur abkonterfeit zu haben, denn er sah zumal im Inneen seines Hauses gar zu possirlich aus. Sommer und Winter trug er auf dem geschorenen Haupte eine alte, schwarze Pudelmütze, die er in eifriger Rede hastig hin und her schob, einen ziemlich verwitterten, ehemals braunen Schlafrock von grobem Biber, und an den Füßen ausgetretene Schlurfen. Er hatte kleine, schwarze, blitzende Augen, die Nasenflügel standen etwas aufwärts, weil er dieselben als Kind zum Zeitvertreib auf beiden Seiten wie Tischchen aufzustülpen pflegte, was mein Vater im Spaß von ihm erzählte, mit seinem Bart hatte der Barbier nicht oft zu schaffen, auf dem magern Gesicht, das in's Gelbe spielte, waren die Wangen immer geröthet. Wenn er in der großen Erker und Wohnstube, wo an der Wand eine vierfache Sonduhr die ganzen, halben und viertel Stunden zeigte, mit Frau, Kindeen und Gesinde an seiner Mittagstafel, auf dunkelblau ausgeschlagenem Lehnstuhl mit Ohren, obenan thronte und vorlegte, bediente er die Tischgenossen mit den auf einem hölzernen Teller vorgeschnittenen Speisen erst, wenn ein paar dickgemästete Katzen, die nie ermangelten an seiner Seite, zuweilen auf den Lehnen des Stuhles Posto zu fassen, ihren Antheil erhalten hatten. Dann ließ er sich gern erzählen, was Neues in der Stadt vorgefallen und machte seine Glossen dazu. Oft, wenn er auch das Gesagte bereits verstanden, rief er doch mit gellender Stimme: „Wa?" und ließ sich dann wiederholen,

was ihn belustigte und seine Kenntniß der Vaterstadt bereicherte, wo er alle Familienverhältnisse an den Fingern herzählen konnte. Was aber in seinem Hause verhandelt wurde, fand auch bald wieder den Weg auf Markt und Gassen, denn die wichtigsten Familienangelegenheiten wurden vor Kindern und Gesinde besprochen, obgleich der Oheim in anderer Beziehung ein entschiedener Geheimnißkrämer war. Seine Amtswohnung, die Verwalterei, ein altes, geräumiges Gebäude mit einem großen Garten dahinter, bis zur Reformation der Hof des Stiftsprobstes, wo noch viel Ueberreste aus der katholischen Zeit zu sehen waren, hatte er sich ganz nach seinen besondern Bedürfnissen eingerichtet. Da gab es allerlei abgelegene Schlupfwinkel, eine enge, geheime Treppe, die aus der Schlafstube in das Studirzimmer und in seine verschiedenen Büchereien führte. Hier sah es kraus und überfüllt aus. Neben den Repositorien überall Haufen von gebundenen und ungebundenen Büchern aufgestapelt, Akten, Stöße von Briefen, Zinsbücher, Urbarien und Rödel, nebst Trödel der verschiedensten Art. Aber trotz dieser anscheinenden Verwirrung wußte er überall Bescheid und fand selbst in der Dämmerung jeden beschriebenen Papierfetzen, den er sich zu irgend einem Zweck aufgehoben. Aus den Buchhandlungen erhielt er zur Einsicht alle neuerschienenen Schriften, die er flüchtig durchstöberte und davon behielt, was in seinen Kram diente. Als Censor bekam er ohnehin ein Exemplar von jedem in Zürich gedruckten Buche. Sein Lieblingsstudium war weniger die Geschichte der Literatur, als vielmehr die persönliche einheimischer und ausländischer Gelehrten und Schriftsteller, besonders aber die skandalöse Chronik derselben, welche durch Briefwechsel, oder wie sich sonst die Gelegenheit sie zu erforschen darbot, eine eigentliche Aufgabe für ihn war. Ueber jeden bekannten Gelehrten, von dem etwa gesprochen wurde, wußte er irgend eine Anekdote zu erzählen.

Da der Onkel von Jugend auf jeden Winkel und jedes Schubfach im väterlichen Posthause zum Schäppeli kannte, wo er oft bei der Arbeit mitgeholfen und seinen ältern Bruder, den Direktor ganz beherrschte, so begab er sich täglich zu wiederholten Malen durch seinen Garten, aus

Digitized by Google

dessen Hinterthüre er bald durch die Rapfgasse hinabgelangen konnte, bei Abgang und Ankunft der Posten in's Bureau, nachdem er zuvor geschwind seine Pudelmütze mit der auf einem Perückenstock in seiner Studirstube bereitstehenden, gewöhnlich etwas zerzausten Aktel vertauscht, ein Kleid und Schuhe angezogen hatte und unter dem Vorwand, bei der Sonderung der Briefe behülflich zu sein, untersuchte er alle für hiesige Gelehrte angekommenen oder von denselben zur Versendung abgegebenen Briefe, um zu erfahren, mit wem sie korrespondirten, wobei er wohl manchmal mit dem Finger, um hineingucken zu können, etwas nachgeholfen haben mag, kehrte dann geschwind wieder nach Hause zurück, setzte die Aktel wieder auf den Perückenstock, die Pudelmütze auf den Kopf, schlüpfte in Schlafrock und Schlarfen, las oder schrieb etwas weder und nach Verfluß einer ganzen oder halben Stunde kleidete er sich eben so flink von Neuem wieder um, eilte wieder auf die Post oder dahin, wo irgend etwas Anderes seine Neugier reizte und wiederholte dieses Manöver in beständigem Wechsel. Diese Gänge nach der Post setzte er beharrlich fort, bis Niemand aus der Familie mehr dort angestellt war. Von den Entdeckungen, die er auf diesem Felde seiner Neugier gemacht haben mochte, ließ er selten etwas verlauten.

Sowie der Onkel, einst Schüler Bodmer's, bei diesem jene Lichter der deutschen Litteratur Klopstock, Wieland, Kleist, Göthe u. s. w., die abwechselnd bei dem Altvater gewohnt oder ihn oft besucht hatten, persönlich kennen gelernt, ebenso war er auch begierig, andere spätere Gelehrte und Schriftsteller, die sich einen bedeutenden Namen erworben, bei ihrer Durchreise sehen und beobachten zu können, und wenn er in keine Beziehung mit ihnen gelangen konnte und etwa vernommen, daß sie sich auf der Stadtbibliothek, auf der Wasserkirche, deren Schlüssel er als Mitglied des Conventes immer bei sich führte, einfinden würden, so begab er sich früher als sie dorthin, um sie wenigstens zu sehen. Die Bibliothek zog ihn überhaupt dermaßen an, daß er selten vorüberging, ohne wenigstens durch das Schlüsselloch zu gucken, um zu erspähen, wer sich etwa darin befinden möchte. Auch ging er immer selbst dahin, wenn er in irgend

einer Scharteke etwas nachschlagen wollte, und wenige Minuten nachher war er wieder in seiner Studirstube in Schlafrock und Pudelmütze. Einst ließ sich der damalige Inspektor der Alumnen von einer Abendmahlzeit bei Verwandten um Mitternacht nach Hause leuchten, sein Weg führte ihn über das Helmhaus an der Bibliothek vorbei. Noch ehe er dieses erreicht, glaubte er ein dumpfes Geräusch vernommen zu haben, als ob die schwere Bibliothekthüre zugeschlagen worden wäre. Besorgt, es möchten sich vielleicht bei nächtlicher Weile Diebe dort eingeschlichen haben, eilte er heim, holte seinen Schlüssel und handfeste Hülfe und trat behutsam, aber auf Alles gefaßt, in die hohen, dunkeln Hallen. Im Hintergrunde derselben erblickte er wie Geisterspuk eine sonderbare Gestalt. Vorsichtig nahte sich der Inspektor mit seinem Gefolge, wie er aber dem Verdächtigen, wie eine Bildsäule unbeweglich dastehenden Mann, mit der Laterne in's Gesicht leuchten ließ, da erkannte er zu nicht geringem Erstaunen in dem vermeinten Diebe ihro Hochehrwürden den Herrn Chorherr und Stiftsverwalter Heß. Dieser schien gar nicht betroffen, zu solcher Stunde ertappt worden zu sein, und erklärte lachend, er habe für seine nächtlichen Studien ein Buch, das er bereits unter dem Arme hielt, holen wollen und dasselbe, da er hier überall Bescheid wisse, auch richtig im Dunkeln gefunden.

Zu dieses Onkels Sonderbarkeiten gehörte auch ein unerklärlicher Zug zu neugebornen Kindern. Da diese gewöhnlich nach dem Abendgebet, das alle Mittwoch und Sonnabende in verschiedenen Kirchen stattfand, getauft wurden, so pflegte er zur Zeit, wo die Hebammen die Kinder zur Taufe trugen, um die Kirchen herumzuschlendern und wartete bis ein solches Kind gebracht wurde. So wie die Hebamme näher kam, stellte und grüßte er sie freundlich, fragte, wem das Kind gehöre und welchen Namen es bekommen solle, ließ sich das Tuch wegheben, womit es bedeckt war, schaute es eine Weile mit dem Ausdruck des Wohlwollens an, gab ihm einen Kuß und entließ dann die Hebamme wieder. Wenn am nämlichen Abend und in verschiedenen Kirchen noch andere Kinder zur Taufe getragen wurden, so wußte er es immer einzurichten, alle zu sehen und zu

küssen. Die Hebammen, bekanntlich ein gesprächiges Geschlecht, kannten alle den sonderbaren Herrn und seine noch sonderbarere Liebhaberei, warteten auch gefällig auf ihn, wenn sie ihn daher kommen sahen, und beantworteten willfährig seine Fragen über das Kind und dessen Eltern. Da er schon lange, bevor er Chorherr geworden, diese Runde um die Kirchen zu machen pflegte, so hieß man ihn den „Kindtprofessor".

So viel er sich von jeher gern mit Literatur beschäftigte, hat er doch nie etwas anderes für den Druck geschrieben, als einige lateinische Dissertationen, die noch auf der Stadtbibliothek zu finden sind. Sein deutscher und französischer Styl war verworren, schwerfällig und nichts weniger als elegant.

Mit den verschiedenen Collegien, die er als Professor am Carolinum zu lesen hatte, nahm er es nicht so genau und tischte gewöhnlich nur altbackene und aufgewärmte Brocken auf; die fähigeren Studenten aber unterstützte er als Schutherr (Rector magnificus) gern mit Rath und That und half denselben später zu einer passenden Anstellung Die Verwaltung des Stiftsvermögens betrieb er dagegen mit Eifer und Sachkenntniß und seine Privatökonomie förderte er mit viel Beharrlichkeit, daß er jede noch so geringe Ersparniß zinstragend zu machen wußte und sich zuletzt ein hübsches, aber aus lauter kleinen Schuldtheilen bestehendes Vermogen sammelte, ohne im Geringsten karg zu sein, denn er versagte sich und den Seinen keinen unschuldigen Lebensgenuß, machte gern kleine Reisen oder Landparthien und kredenzte seinen Freunden, ohne selbst ein Trinker zu sein, die feinsten Sorten Burgunderwein, die er sich aus der ersten Hand zu verschaffen wußte.

Neben seinen Sonderbarkeiten war er im höchsten Grad dienstfertig, zumal gegen meinen Vater, für den er sich bei jeder Gelegenheit mit brüderlichem Eifer verwendete und ihn Jahre lang, während dessen Abwesenheit in den Pyrenäen, seine ökonomischen Geschäfte besorgte Auch mir war er sehr gewogen und versah mich mit so viel Büchern, als ich nur immer aus seiner Sammlung verlangen mochte. Gegen seine Untergebenen bezeugte er sich wohlwollend, obgleich er sie gewöhnlich rauh an-

schnurrte. Seine Frau und Töchter ließ er in Allem gewähren, so daß sie thun und lassen konnten, was ihnen beliebte, während er sein eigenes Wesen in unruhiger Thätigkeit forttrieb. Sein liebes Süßli hat er aber mit seiner guten und immer nachgiebigen Frau um die Wette verhätschelt.

In neueren Zeiten kommen solche Originale wie dieser Oheim selten mehr vor. Die Leute werden jetzt in der Jugend alle methodisch über einen Leisten geschlagen, es wird ihnen zehn Mal mehr eingetrichtert, als vor einem halben Jahrhundert, über all' dem Wissen und Können büßen sie aber in allgemeiner Verflachung ihre angeborne Eigenthümlichkeit ein. Sie mögen dadurch vielseitiger, praktisch brauchbarer werden, aber nie mehr kurzweilig anziehend in mannigfaltigen Abstufungen ihrer Persönlichkeit.

Der dritte und jüngste dieser Brüder, Hans Rudolf, mein Vater, schien aus feinerem Stoff als die beiden ältern Brüder gebildet zu sein. Aus seiner frühern Jugend ist nur leider wenig bekannt. Die Kinder, wenn sie erwachten und zu reiferem Verstand gelangt sind, sollten nie versäumen, jede günstige Gelegenheit zu benützen, von ihren Eltern traurige Mittheilungen aus ihrer Entwicklungsperiode zu erhalten. Beide Theile könnten dabei nur gewinnen. Alte Leute erzählen gern aus ihrer Vergangenheit; sie werden dadurch in eine behagliche Stimmung versetzt und wie verjüngt, und die Menschenkenntniß der Jungen wird durch solche Schilderungen bereichert und ihre Beobachtungsgabe geschärft. Ich weiß nur im Allgemeinen, daß mein Vater schon früh mancherlei gute Anlagen und einen höher strebenden Sinn zeigte, sich vorzugsweise an gesittete Knaben hielt, unter welche z. B. der Idyllendichter Geßner gehörte, daß er auf dem besten Fuß mit seinem Bruder Caspar stand, der überall für ihn vor den Riß stand, z. B. wenn von den einsettigen Eltern etwas Wünschbares nicht leicht erhältlich war, daß er die Schule fleißig und mit gutem Erfolg besuchte, Geschmack an der klassischen Literatur der Alten fand, seinen Horaz gerne las und verstand und ganz artig zeichnete.

Wegen Mangel an andern Aussichten war mein Vater für den Militärdienst bestimmt worden, und als er sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, trat sein Vater mit einem Hauptmann Wertmüller, bei dessen

Compagnie, im Regiment Hirzel in holländischen Diensten, eine Fähndrichsstelle erledigt war, in Unterhandlung. Es hieß, man solle den Jüngling einstweilen als Cadet nach Holland schicken, um sich zu zeigen, an einer Anstellung als Offizier werde es ihm dann nicht fehlen. Allein, als mein Vater im Dezember 1749 nach Breda kam, wo das Regiment in Garnison war, zeigte es sich bald, daß von verschiedenen Seiten her auf die erledigte Stelle spekulirt wurde und der Hauptmann zu keinem Entschluß kommen konnte, um es mit Niemand zu verderben.

In Abwesenheit des Regimentsinhabers, des alten Generals der Infanterie, Hirzel, der mit Urlaub in Wülflingen lebte, kommandirte der General Escher, der sich früher in verschiedenen auswärtigen, besonders in genuesischen Diensten ausgezeichnet, und den der Prinz Statthalter von Oranien, um einen so vorzüglichen Krieger für seinen Dienst zu gewinnen, in dieses Regiment eingeschoben hatte, das er dann auch nach dem im Jahr 1756 erfolgten Tode des Generals Hirzel erhielt. Dieser General Escher, ein gewandter Welt- und Hofmann, wollte einen andern ihm empfohlenen jungen Zürcher begünstigen und wußte die Anstellung meines Vaters immer aufzuhalten. Im Januar 1750 wurde das Regiment nach Börden verlegt, und mein Vater folgte demselben immer noch als Cadet und ohne eine nahe Aussicht auf eine Offiziersstelle.

Mittlerweile war durch Capitulation mit verschiedenen protestantischen Kantonen ein Regiment Schweizergarden errichtet worden, zu welchem der Kanton Zürich eine Compagnie zu liefern sich verpflichtete und für welche nun der Major Salomon Hirzel, des Generals Sohn, bereits zu werben angefangen. Nun erbot sich der General Escher, meinen Vater, damit er seinen Plänen nicht länger im Wege stehe, für eine Fähndrichsstelle bei dieser Compagnie zu empfehlen. Die Aussicht war lockend, denn die Garde wurde besser besoldet als die Linientruppen, und die Offiziere bekleideten bei der Armee einen höhern Rang als den ihrer Stelle im Regiment. Allein es hieß, das Leben in der Residenz sei theuer, und des höhern Soldes ungeachtet könne ein Gardeoffizier ohne Zulage schwerlich mit Ehren durchkommen. Der Vater in Zürich trug deßwegen lange

Bedenken, auf diesen Vorschlag einzugehen, bis er sich endlich entschließen mußte, nachzugeben, um der schwankenden Lage des Sohnes ein Ziel zu setzen. Dieser begab sich also nach dem Haag und erhielt im März 1750 das Patent als Fähndrich in der Zürchercompagnie als Schweizergarde in Diensten „Ihro Hochmögenden den Generalstaaten".

Jetzt war meines Vaters Wunsch erfüllt, er bekleidete eine Stelle in einem auserlesenen Regiment, das den damals glänzenden Hof des Prinzen von Oranien Wilhelm IV., dessen Gattin Anna eine englische Prinzessin war, immer umgab und bewachte. Hier fand er Gelegenheit, sich die Formen der großen Welt anzueignen, mancherlei anziehende Bekanntschaften zu machen und hatte Aussicht auf baldiges Vorwärtsrücken, da noch mancherlei Wechsel im Personale vorauszusehen war. Sein ganzes Wesen war geeignet für die eingegangenen Verhältnisse. Von mittlerer Größe war er gewandt in allen Bewegungen und hatte eine blühende Gesichtsfarbe mit lebhaften, hellblauen Augen. Er scheint schon aus der Schweiz äußere Bildung und seinen Takt mitgebracht zu haben, verstand etwas italienisch und sprach das Französische bereits geläufig, was ihm überall Eingang verschaffte. Bei den Stabsoffizieren war er wegen seiner tadellosen Aufführung, seines Eifers, den Dienst zu erlernen, beliebt, und mit seinen Kameraden aus verschiedenen Kantonen stand er auf dem angenehmsten Fuß. Alles wäre daher gut gewesen, wenn nur nicht eingetroffen, was früher schon besorgt worden war. Sein jährlicher Sold, in Allem gegen 800 holländische Gulden betragend, reichte nämlich nicht hin, um standesgemäß leben zu können. Schon die Anschaffung der Uniform war kostspielig, denn es waren zwei verschiedene erforderlich: die kleinere für den täglichen Dienst war reicher ausstaffirt als die des Feldregimentes, und die große für außerordentliche Paraden, Revuen und Hoffeste so glänzend mit Silber gallonnirt, daß diese allein auf 400 Gulden zu stehen kam. Zimmermiethe, Tafel und alles Uebrige war im nämlichen Verhältniß, viel theurer als in kleinern Garnisonen. Die meisten Offiziere, wenn auch ohne Zulage von Hause, machten dennoch großen Aufwand und folglich auch Schulden. Vor diesen aber scheute sich mein Vater, er

Digitized by Google

behalf sich so gut er konnte und schränkte sich überall ein. So gern er sich in der schönen Welt umsah, so lehnte er häufig Einladungen in gemischte Gesellschaft ab, weil dort hoch gespielt wurde, und wich es immer so viel als möglich aus, an den Lustbarkeiten seiner Kameraden Theil zu nehmen; beschäftigte sich lieber auf seinem einsamen Zimmer und bedauerte nur, die Mittel nicht zu besitzen, seine frühern Studien durch Unterricht fortzusetzen und sich daneben auch im Fechten, Tanzen und auf der Reitschule mehr vervollkommnen zu können. Aller Sparsamkeit ungeachtet gab es aber doch öfters bedeutende Lücken in seinem Beutel, die ihn nöthigten, den Vater um Nachhülfe anzugehen. Das gab dann stets großes Lamento bei den Eltern, theils weil sie wirklich nicht viel zu geben hatten, theils weil die guten Leute in Zurich nach dem Maßstabe jener Zeit gar nicht begreifen konnten, wie ein einzelner junger Mann mit 800 Gulden jährlicher Einnahme nicht mehr als genug habe; indeß bekam er zuletzt doch immer, was er unumgänglich bedurfte, und nachdem sein Bruder Caspar auf seiner Bildungsreise einige Monate im Haag bei ihm zugebracht und den Eltern bei seiner Heimkehr die Lebensweise, zu der ein Gardeoffizier genöthigt sei, umständlich hatte schildern können, so wurde der Vater allmälig etwas nachgiebiger und klagte nicht mehr so ängstlich, wenn er Zulage schicken mußte. Auch hatte er die Befriedigung, den Sohn schnell vorrücken zu sehen, denn dieser wurde schon im Juni 1752 zum Unterlieutenant und im März des folgenden Jahres zum zweiten Lieutenant mit Hauptmannsrang bei der Armee befördert, was immer mit einiger, wenn auch nicht beträchtlicher Gehaltserhöhung verbunden war, und neun Monate, die er 1753 auf 54 bei den Eltern auf Urlaub in der Schweiz zubrachte, wohin er mit einem Kameraden zu Pferd gereist war, und während welcher Urlaubszeit sein Sold wie gewohnt und ohne Abzug fortbezahlt wurde, halfen ihm seine Oekonomie wieder besser in's Gleichgewicht bringen. Gleich nach seiner Rückkehr in's Regiment wurde er auch von Neuem befördert und erhielt die erste Lieutenantsstelle.

Es war ihm erwünscht gewesen, seine Eltern, Geschwister und Jugendfreunde wieder zu sehen und reinere Luft einzuathmen, denn die holländischen

Nebel jagten ihm gar nicht zu; allein er fand doch einen großen Kontrast zwischen dem Aufenthalt im Haag und demjenigen in Zürich. Er war froh, sich im Ausland freier bewegen zu können, dehnte den Kreis seiner Bekanntschaften immer weiter aus und wurde nach und nach ein gewandter, vollendeter Weltmann, der überall seinen Platz behaupten konnte. Unter andern Verhältnissen stand er auch in einer Art literarischem Verkehr mit einem Prinzen von Hessen-Philippsthal, aus welcher deutschen Fürstenfamilie die jüngern Söhne gewöhnlich hohe Militärstellen in Holland bekleideten. Dieser Prinz war ein großer Verehrer Salomon Geßner's; mein Vater brachte ihm dessen neu erschienenen „Tod Abel's" aus der Schweiz mit und erhielt dagegen von ihm eine deutsche Uebersetzung der Oden des Horaz, die ich, so hölzern sie auch ist, noch unter meinen Büchern als ein werthvolles Andenken aufbewahre.

Indessen mußte mein Vater sich stets noch kümmerlich behelfen, wenn schon sein Sold als erster Leutenant sich nunmehr auf 1200 Gulden belief, und zuweilen, wenn auch seltener als früher, Zuschuß aus der Heimat verlangen, was ihm immer drückender wurde, weil er seinen Vater mehr kostete als seine beiden Brüder. Da nun in jener Zeit die Alchemie noch im Flor stand und sehr vernünftige, sonst kenntnißreiche Leute an die Möglichkeit glaubten, gemeine Metalle in edlere zu verwandeln, so verfiel mein Vater auf den Gedanken, seine Oekonomie vielleicht vermittelst dieser geheimnißvollen Wissenschaft verbessern zu können, indem er den Stein der Weisen zu suchen trachtete, wozu er von einem Adepten, Namens Bautan von Namur, mit dem er zufällig bekannt geworden, aufgemuntert und mit gutem Rath unterstützt wurde. Er sammelte allmälig so viel alchemistische und kabalistische Schriften, als er nur immer habhaft werden konnte, schrieb weitläufige Traktate aus verschiedenen Sprachen ab, wovon noch einige Fragmente vorhanden sind, z. B. **Tumba semiramidis hermetice figilata**, die entdeckte Gruft der Natur **Aurea catena Homeri** u. dgl., und schaffte sich einen kleinen chemischen Apparat an, womit er Versuche mit Metallen, Salzen und andern Substanzen anstellte, Thau am Morgen in reinen Tüchern auffing und destillirte und den

hocus pocus durchführte, den ihm Bautan angab oder den er in seinen Büchern vorgeschrieben fand. Heutzutage belächelt man mit Achselzucken solche eitle Versuche, die flüchtige Fortuna beim Fittig zu erhaschen, fließt aber das industrielle Treiben der Gegenwart aus einer reinern Quelle? Vor kostspieligen Wagnissen, womit leichtgläubige Forscher sich zuweilen durch abgefeimte Abenteurer zu ihrem Ruin verleiten ließen, bewahrte meinen Vater seine Klugheit und Gewissenhaftigkeit; daher blieben seine Versuche nur ein unschuldiges Spiel der Phantasie. Wenn auch gar nichts dabei herauskam, so gab er selbst in spätern Jahren, wo ihm solche Mittel, sich Wohlstand zu erwerben, überflüssig geworden, den Glauben an die Möglichkeit, vermittelst Alchemie aber große Reichthümer zu gebieten, nie ganz auf. Ein besonderes Erlebniß hatte ihn in diesem Glauben bestärkt. Die Gardeoffiziere standen gewöhnlich in einigem Verkehr mit den Juden, die ihnen ihre abgetragenen silbernen Borten, Stickereien und Troddeln abkauften und sich zu allerlei Aufträgen brauchen ließen. So war auch mein Vater mit einem solchen Juden, Namens Kalmer, der zu den Bessern seiner Klasse gehörte, in Beziehung gekommen. Vielleicht machte derselbe auch Versuche in der Goldkocherei. Ein mit Urlaub nach der Schweiz abgereister Gardeoffizier, der in dem Garten eines abgelegenen Quartiers ein artiges Häuschen besaß, das während seiner Abwesenheit leer und unbenutzt blieb, hatte meinem Vater den Schlüssel dazu gegeben. Dieser Umstand mochte Kalmern bekannt sein. Ernst kam er zu meinem Vater und erkundigte sich, ob er nicht die Besorgniß habe, dieses Häuschen einige Wochen einem Fremden zu vermiethen. Wie mein Vater sich erkundigte, wer denn dieser Fremde sei, wollte Kalmer nicht näher herausrücken und bemerkte bloß, es sei ein angesehener und reicher Mann, der sich mit geheimen Wissenschaften beschäftige und durch dritte Hand aus weiter Ferne an ihn gewiesen worden, um ihm während seines Aufenthaltes in Holland zu seinen Zwecken behülflich zu sein. Da mein Vater in diesem Unbekannten einen Adepten witterte, seine Neugierde durch die geheimnißvolle Einleitung gereizt wurde, das Häuschen leer stand und folglich keine Gefahr damit verbunden schien, dasselbe für kurze Zeit benutzen zu lassen,

Digitized by Google

so erbot er sich dem Fremden, den er zu sehen begierig war, die Gelegenheit sogleich zu zeigen. Aber Kalmer bemerkte nun, der Fremde beobachte das strengste Inkognito, zeige sich nirgends bei Tage und somit könne die Besichtigung des Häuschens nun in später Abendstunde stattfinden. Mein Vater fügte sich in diese Sonderbarkeit und die Zeit der Zusammenkunft wurde verabredet. Am Abend, als es bereits dunkel war, hielt ein Wagen vor meines Vaters Wohnung und Kalmer meldete sich, ihn abzuholen. Wie mein Vater einstieg, sah er zu seiner Verwunderung einen ehrwürdigen Greis in reicher orientalischer Kleidung mit silberweißem, bis auf den Gürtel reichenden Bart im Wagen sitzen, der ihn mit einem vornehmen Anstand grüßte und nur wenige Worte in gebrochenem Französisch mit ihm wechselte. In dem Häuschen angelangt, besah sich der Fremde die Wohnzimmer bloß flüchtig, untersuchte dagegen die Kamine und den Feuerherd in der Küche sehr genau, ließ gegen Kalmer, der ihn mit unterthänigen Ehrerbietung behandelte, einige Worte in unbekannter, wahrscheinlich hebräischer Sprache fallen, verbeugte sich gegen meinen Vater und führte ihn, nachdem das Häuschen wieder verschlossen worden, im Wagen nach seiner Wohnung zurück.

Am folgenden Morgen kam Kalmer und berichtete, der Fremde bedaure, meinen Vater vergeblich bemüht zu haben, das Häuschen wäre wohl als Wohnung für ihn passend, der Feuerherd aber zu klein und nicht nach seinen Bedürfnissen eingerichtet. Vergeblich trachtete mein Vater, etwas mehr über die geheimnißvolle Erscheinung zu vernehmen, Kalmer wich jeder Frage beharrlich aus und versicherte bloß, der Fremde sei ein Mann von ebenso freundlichen Gesinnungen als von unermeßlichem Reichthum, der aber durchaus unbekannt sein wolle. Seit dieser kurzen Zusammenkunft hörte mein Vater weiter nichts mehr von dem Greis, den er für einen orientalischen Rabbiner angesehen und konnte, jeder Nachfrage ungeachtet, nicht erfahren, in welchem Gasthof oder wo sonst sich derselbe im Haag aufgehalten haben möchte. Auch Kalmer zeigte sich nicht mehr bei ihm, es hieß, derselbe habe Holland für immer verlassen. Bei näherer Ueberlegung kam dieses geheimnißvolle Erscheinen des silberbärtigen Greises

Digitized by Google

und dessen plötzliches Verschwinden mit Kalmer meinem Vater verdächtig vor; da aber keinerlei Betrügereien, weder von einem Unbekannten noch von Kalmer ruchbar wurden und der Letztere bei seinem Verschwinden keine Schulden und einen tadellosen Ruf hinterlassen, so schien jeder Verdacht beseitigt und mein Vater vergaß allmälig die ganze Geschichte.

Wie er sich aber nach mehreren Jahren wegen Geschäften in Paris befand und in dem Vorsaal eines Ministers auf Audienz wartete, erblickte er in dem Gedränge einen Mann in reicher Hofkleidung mit dem Degen an der Seite, den er früher schon irgendwo gesehen zu haben glaubte und der auch ihn aufmerksam zu betrachten schien. Beide näherten sich einander und mit Erstaunen erkannte nun mein Vater den Juden Kalmer, der seinerseits sehr erfreut schien, den lieben Herrn Kapitän Heß wieder zu sehen. Aber Kalmer, rief mein Vater, wie kommt ihr hieher? Was hat sich mit euch zugetragen? Eure Umstände scheinen sich ganz verändert zu haben! Und Kalmer erwiederte: Wohl sind sie anders und ist mir großes Glück zu Theil geworden! O unser Mann, unser Mann! Erinnern sie sich noch des alten Mannes mit dem weißen Bart? Diesem hab' ich mein Glück zu verdanken! Weiter war nichts aus diesem in einen vornehmen Herrn verwandelten Juden herauszubringen. Bald aber vernahm mein Vater, derselbe habe dem ökonomisch zu Grunde gerichteten Herzog von Chaulnes seine Besitzungen abgekauft und übe nun, wenn auch noch Israelite, unter andern das Recht aus, als Collator katholische Pfründen auf seinen Gütern zu verleihen. Während der Revolution soll das Haupt des hochbetagten Kalmers, Herzog von Chaulnes, unter der Guillotine gefallen sein. Diese Anekdote habe ich mehrmals meinen Vater erzählen hören und er schien, ohne sich näher darüber zu äußern, als gewiß anzunehmen, der alte Unbekannte habe das Geheimniß besessen, Gold zu machen, und den Kalmer, der ihm dabei geholfen und sich dienstfertig und treu gegen ihn erwiesen, aus seinem Ueberfluß bereichert.

Nachdem mein Vater sechs Jahre in holländischen Diensten zugebracht, eröffnete sich ihm unverhofft eine Aussicht auf Wohlstand und Glück, die er vergebens aus dem Schmelztigel herauszubeschwören getrachtet hatte.

Im Juli 1756 erhielt er wieder Urlaub, der ihm von Neuem Gelegenheit verschaffte, seine Oekonomie zu verbessern und seine Eltern zu besuchen, die er aufrichtig liebte und verehrte, ohne sich in der Muhmerei behaglich zu fühlen, die im Kreise seiner übrigen weitläufigen Bekanntschaft herrschte. Dort war er häufig der Gegenstand müßigen Geschwätzes, jede Frau Base hätte gern dem jungen schmucken Offizier eine ihrer Freundinnen zur Frau geben, jeder Herr Vetter ihm seinen guten Rath aufdringen mögen, und da die Eltern zwar eine große Freude über den wohlgerathenen Sohn bezeugten, dabei aber doch mitunter jammerten, wie er bei der Garde aber auch gar so viel Geld brauche, so meinte einst ein solcher dienstfertiger Rathgeber, da der Herr Vetter Hauptmann solche Studien gemacht, so wäre es wohl möglich, wenn er den Dienst verlassen wollte, ihm in Zürich ein Professorat zu verschaffen, das mit einem jährlichen Einkommen von 300 Gulden verbunden war. Vermuthlich war es das Professorat der vaterländischen Geschichte, das Hans Rudolf Heß (geb. 1646, Landvogt zu Grüningen) gestiftet und mit einem Kapital von 3000 Gulden ausgestattet hatte. Solche einfältige Einmischungen in seine Angelegenheiten nahm mein Vater leicht auf, er wußte sich denselben mit vieler Gewandtheit zu entziehen, ohne die unberufenen Rathgeber vor den Kopf zu stoßen, und entschädigte sich anderwärts für die Langeweile in kleinstädtischer Umgebung.

Es wohnte damals in Zürich an der Badergasse ein Doktor Lavater, der als Arzt und Chirurg in so gutem Ruf stand, daß sich öfters Kranke aus andern Kantonen bei ihm einmietheten, um von ihm behandelt zu werden. Dießmal befanden sich zwei fremde Frauenzimmer in jenem Hause: ein Fräulein Martha **de la Tour**, die als kleines Kind vom Arm der unvorsichtigen Wärterin die Treppe hinuntergefallen war, was diese verheimlichte, bis es erst später, als das Kind nicht gehen lernen konnte, herauskam, daß es bei jenem Fall die Hüfte verrenkt hatte. Diese wurde zwar, so gut als es möglich war, wieder eingerichtet, aber das jetzt zwanzigjährige Mädchen war hinkend geblieben und bereits seit mehreren Jahren in Folge ungünstiger Schicksale in Zürich versorgt worden,

Digitized by Google

ohne näher beachtet zu werden, bis im Herbst 1755 eine fünfundzwanzig Jahre ältere Schwester, Madame Meuron, sich aus Frankreich bei ihr einfand, begleitet von einem ältern Herrn, der aber nach Verfluß einiger Monate allein wieder abreiste. Da verließ Fräulein Martha ihre bisherige Pension und begab sich mit ihrer Schwester in das Haus des Doktor Lavater, um von ihm behandelt und womöglich von ihrem Hüftübel wieder befreit zu werden. Eine vertraute Zofe, Namens Süsette, bediente die beiden Frauenzimmer. In Zürich reizte damals die Anwesenheit von Fremden, die sich längere Zeit dort aufhielten, die müßige Neugier und gab Stoff zu mancherlei Unterhaltung. Man forschte auf den Stand und Vermögen der beiden Frauenzimmer und erschöpfte sich in Muthmaßungen darüber. Die Einen meinten vernommen zu haben, sie wären sehr vornehm, wenn auch von schweizerischer Abkunft, ihr Vater sei ein reicher Mann, der an der spanischen Grenze wohne und dort Bergwerke besitze, Andere aber, die wußten, daß Martha sich schon längere Zeit in Zürich aufgehalten habe, glaubten etwas Zweideutiges, das auf Abentheuer deute, zu wittern, zumal die Frauenzimmer keinen Aufwand machten, sehr eingezogen lebten und Bekanntschaften eher auszuweichen als zu suchen schienen. Mit diesen Schwestern wurde mein Vater bekannt, ohne daß ich weiß, wie sich das fügte. Vielleicht war der Doktor Lavater, bei dem sie wohnten, ein weitläufiger Verwandter seiner Mutter, der sie bei meinen Großeltern einführte, denn daß sie auch zuweilen in's Posthaus kamen und alle Individuen der Heßischen Familie schon damals kannten, geht aus spätern Briefen unzweideutig hervor. Mir mangeln öfters genaue Angaben, und was ich nicht in den noch vorhandenen Briefen finde, vermag ich nicht zu ergänzen. Ich weiß nur, daß mein Vater diese Schwestern gern und allmälig immer häufiger besuchte. Da Beide nur wenig deutsch verstanden, mußte es ihnen erwünscht sein, sich mit einem gewandten jungen Mann französisch unterhalten zu können, und dieser hatte sich bald ihr Vertrauen und besonders die Zuneigung der Jüngern erworben.

Fräulein Martha war zart gebaut und in Folge ihres Unfalles von schwächlicher Gesundheit. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßig und ein-

nehmend, die hellbraunen Augen belebte ein freundlicher Ausdruck, und ohne den bedauerlichen Umstand des Hinkens hätte sie in jeder Beziehung für ein schönes Frauenzimmer gelten können. Heiter, sanft und anspruchslos fand sie sich in der beschränkten Hausbaltung des Doktor Lavater leicht zurecht. Zum Zeitvertreib hat sie diesem öfters Arzneien zubereitet, erwarb sich dabei einige oberflächliche Kenntnisse von Haus- und andern Hellmitteln und sammelte und schrieb eine Menge Rezepte ab, was zuletzt eine entschiedene Liebhaberei für sie wurde.

Im Gespräch erzählten die Schwestern allmälig manches von ihren Verhältnissen, von ihrem Vater, der ursprünglich von St. Gallen gebürtig, unter wechselnden Schicksalen den größten Theil seines Lebens in Frankreich zugebracht und nun im fernen Baskenlande ein bedeutendes Bergwerk besitze. Die ältere Schwester Elisabeth habe sich jung mit einem Herrn Meuron von Neuchâtel verheirathet, mit dem sie bei ihren Eltern in den Pyrenäen gewohnt. Als sie dort ihren einzigen Sohn geboren, sei um die nämliche Zeit auch ihre Mutter mit ihrer Schwester Martha niedergekommen und bei rüstiger Gesundheit habe Elisabeth neben ihrem Knäblein auch ihr kleines Schwesterlein gestillt. Nachher habe die Familie sich zerstreut. Die Mutter sei vor vierzehn Jahren schon in der Schweiz gestorben, wo Martha zurückgeblieben, erst bei Verwandten und dann in Zürich in dem Hause eines Geistlichen, den ihr Vater früher in Frankreich gekannt, bei dem sie gut versorgt gewesen sei und bei geringer Kenntniß der deutschen Sprache ihren Unterricht in französischer erhalten habe. Frau Meuron sei von ihrem Vater aus den Pyrenäen hergesandt worden, die Schwester abzuholen und ihm endlich wieder zuzuführen, vorher aber noch durch einen geschickten Arzt versuchen zu lassen, die kranke Hüft zu heilen, wozu in jenen Gegenden wenig Gelegenheit gewesen wäre. Als mein Vater in der Folge sich noch öfterer einfand und sich immer mehr von Martha's liebenswürdigen Eigenschaften angezogen fühlte, begann er der Hoffnung Raum zu geben, in ihr vielleicht eine Gattin finden zu können, die ihn durch ihren Charakter beglücken und zugleich seinen Wohlstand begründen könnte. Nun aber wurde ihm bei gegenseitig steigender

Vertraulichkeit auch eröffnet, daß Martha durch ihren Vater mit einem seiner Freunde verlobt worden sei, welcher, bei dessen Geschäft betheiligt, mit ihm in den Pyrenäen wohne. Das war eine Warnung für meinen Vater, sich weiter nicht mit eiteln Hoffnungen zu täuschen.

Mittlerweile erhielten die Schwestern eine unerwartete Nachricht. Ihr Vater, obgleich bereits über 67 Jahre alt, hatte sich auf einer seiner vielen Geschäftsreisen nach kurzer Bekanntschaft mit einem noch ganz jungen französischen Frauenzimmer verlobt und die Verbindung sollte gegen Jahresende in Genf vollzogen werden, welches Ereigniß die ältere Schwester bedeutend aufregte und viel besprochen wurde.

In den ersten Tagen Dezembers kam die ebenso überraschende Nachricht, daß Martha's Verlobter, ein Junker Zellikofer von St Gallen, nach kurzer Krankheit in Baigorry gestorben sei. Martha wurde zwar durch diese Wendung ihres Schicksals zu ernster Rührung gestimmt, schien aber doch dadurch in keine besondere tiefe Traurigkeit versetzt zu werden; der verblichene Bräutigam war so bejahrt gewesen, daß er ihr Vater hätte sein können. Jetzt, da dieses Hinderniß gehoben war, hätte mein Vater mit seinen Absichten allmälig hervortreten dürfen; es schien auch, seine Bewerbung um Martha's Hand würde schwerlich von ihr abgewiesen, da sie in kindlicher Unschuld nicht mehr verhehlen zu wollen schien, daß er ihr nichts weniger als gleichgültig sei. Allein mein Vater zögerte noch immer, der rasche Schritt des alten Herrn, sowie dessen frühere so unpassend scheinende Verlobung seiner Tochter mit einem viel ältern Mann, auch noch der besondere Umstand, daß der Vater von dem nahen Genf aus seine Töchter weder besucht noch zur Hochzeit eingeladen, gab ihm viel zu denken und ließ auf kein liebevolles Verhältniß zu den Kindern schließen. Er durfte kaum voraussetzen, daß Herr de la Tour in eine Verbindung seiner Tochter mit einem unbemittelten Offizier einwilligen würde, und solche allerdings nicht unbegründeten Betrachtungen hielten ihn in peinlicher Unschlüssigkeit befangen. Wenn Madame Meuron sich früher schon für meinen Vater günstig gestimmt zeigte, so schien sie, die gewandtere und weltkluger als die sanfte unschuldige Martha war, seit Empfang jener

Nachrichten noch weit mehr geneigt, ihn zu einer Erklärung aufzumuntern. Sie erzählte häufiger und umständlicher von ihres Vaters großen Besitzungen, von dem reichen Ertrag seines Bergbaues und von den Erwartungen, zu welchen seine Töchter berechtigt wären. Selbst die vertraute Zofe Susette gab sich das Ansehen, dem hübschen jungen Offizier bei ihrer Herrschaft Vorschub leisten zu wollen. Dergleichen Andeutungen waren aber mehr geeignet, meinem vorsichtigen Vater neue Bedenklichkeiten statt Ermuthigung einzuflößen, sich jetzt schon entschieden auszusprechen. Er schwankte lange hin und her und bestrebte sich ruhig zu beobachten. Martha zeigte sich immer gleich unbefangen, liebenswürdig und freundlich, und wenn sie ihre Neigung zu meinem Vater auch ohne Verstellung vorherrschen ließ, so war sie doch weit entfernt, ihn durch Versuche von Koketterie fesseln zu wollen. Solche aufrichtige, reine und treuherzige Gesinnung konnte ihre Wirkung nicht verfehlen und mein Vater beschloß, sich das ihm in Aussicht gestellte Glück anzueignen, sobald die übrigen Verhältnisse sich eben so günstig für ihn gestalten würden, was noch von verschiedenen Umständen abhing. Der Anstand gestattete ebenfalls nicht, so kurz nach dem Tode des Bräutigams als förmlicher Bewerber aufzutreten. Inzwischen rückte die Zeit heran, wo er sich wieder bei seinem Regiment einfinden mußte. An Verlängerung seines Urlaubs war nicht zu denken, und mit gemischten Empfindungen bereitete er sich zur Abreise nach Holland. Die Schwestern verhehlten nicht, wie ungern sie seine Gesellschaft müssen würden, und kamen seinem Wunsche, die angenehme Bekanntschaft durch Briefwechsel zu unterhalten, auf halbem Wege bereitwillig entgegen. Der Abschied wurde beiden Theilen schwer. Den Eltern etwas von seinen Wünschen und Hoffnungen zu offenbaren, getraute sich mein Vater noch nicht, denn er wußte zu gut, welche Bedenklichkeiten sie ihm entgegenstellen und welche genaue Auskunft über die Vermögensumstände des Herrn de la Tour, die ihm selbst noch lange nicht hinreichend bekannt waren, sie von ihm verlangen würden, bevor er ihre Zustimmung, eine fremde Frau zu heirathen, erhalten könnte. In Zürich wußte man genau zu berechnen, was eine Tochter aus einer be-

kannten Familie an Mitteln zu erwarten hätte: ein Bergwerk in den Pyrenäen war aber mit ſpaniſchen Luftſchlöſſern und böhmiſchen Dörfern zu vergleichen.

Seine Brüder hingegen wurden von Allem in Kenntniß geſetzt. Jakob, der des alternden Vaters Stelle an der Poſt verſah, weil der Briefwechſel mit den Schweſtern durch ſeine Hände gehen mußte, und Caſpar, weil er ſich von jeher meinem Vater treu und dienſtfertig erzeigt hatte.

Im April 1757 befand er ſich wieder im Haag und die Trennung von der lieblichen Martha fiel ihm jetzt noch ſchwerer, als er früher geglaubt hatte. Ihre Briefe wurden immer zutraulicher und in den feurigen drückte er ſeine Wünſche und Hoffnungen immer deutlicher aus. Nach jener Abreiſe trachteten die Brüder, das Verhältniß bei den Frauenzimmern, die ſie nun abwechſelnd beſuchten, im Gang zu erhalten. Im Laufe des Sommers wagte es der Profeſſor Caſpar, eine günſtige Veranlaſſung benutzend, bei dem Vater zu forſchen, wie er eine Eröffnung über dieſen wichtigen Gegenſtand von Seite des Bruders anhören würde. Der alte Herr, wenn ſchon er vielleicht etwas von dem angebahnten Verhältniß merken mochte, zeigte ſich ſehr erſtaunt und brachte alle erwarteten Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten gegen eine ſolche unſichere Verbindung zur Sprache.

Da ſich unter der Behandlung des Doktor Lavater Martha's Umſtände allmälig etwas gebeſſert hatten, er ſelbſt aber wenig Hoffnung gab, daß ihre Hüfte vollſtändig hergeſtellt werden und daß ſie je mit Sicherheit ohne Krücke wandeln dürfte, ſo verließen die Schweſtern Zürich im September und reiſten nach Baigorry, um dort die Bekanntſchaft ihrer neuen Stiefmutter zu machen. Martha ſehnte ſich, ihrem Vater, den ſie ſo lange nicht mehr geſehen, ihr Herz zu enthüllen, und Eliſabeth vereinigte ſich gern wieder mit ihrem Gemahl und ihrem Sohne. Die erſten Briefe, die mein Vater von den Schweſtern aus den Pyrenäen erhielt, lauteten ſo freundlich und enthielten ſo dringende Einladungen, ſie doch einmal in ihrem Bergthal zu beſuchen, daß er ſich nun endlich unzweideutig gegen

Martha erklärte, die ihm dann auch ohne Verzug und ohne Hehl offenbarte, wie lieb sie ihn gewonnen und wie ihr Vater, dem sie ihr ganzes Herz ausgeschüttet und ihm die guten Eigenschaften ihres Freundes, wie sie ihn nannte, geschildert, ihrer Verbindung mit ihm keine Schwierigkeiten entgegensetzen werde. Nachdem nun die von meinem Vater da und dort unter der Hand eingezogenen Erkundigungen über die Persönlichkeit und Vermögensverhältnisse des Herrn de la Tour sehr günstig ausgefallen waren, schrieb mein Vater offen und weitläufig an den seinigen, um von diesem die Zustimmung zu dieser Verbindung zu erhalten und ihn zu bitten, bei Herrn de la Tour um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Da er aber wußte, daß bei der Unentschlossenheit seines Vaters die Einleitung der nöthigen Schritte von Zürich aus kaum so schnell stattfinden werde, so schrieb er auch direkt an Herrn de la Tour, der ihm dann schon in der ersten überaus günstigen Antwort Anerbietungen über seine künftige Einrichtung und Niederlassung machte. Endlich entschloß sich auch mein Großvater, den Bewerbungsbrief an Herrn de la Tour abgehen zu lassen. In diesem Briefe wurde indessen bemerkt, wie sein Sohn Hans Rudolf, Offizier bei der Garde, um so weniger ein bedeutendes Vermögen zu erwarten habe, als selbiger schon viel Geld im Dienst verbraucht hatte und diese Summen ihm dereinst angerechnet werden müßten u. dgl. Herr de la Tour ließ nach seiner raschen Weise nicht lang auf eine freimüthige und höchst befriedigende Antwort warten, worin er seine meinem Vater bereits gegebenen Zusicherungen wiederholte und von seiner Seite wenig anderes als die Beobachtung verschiedener Formalitäten verlangte. Wenn er es zwar nicht billig fand, daß dem Sohn dereinst die Frendengelder an seinem Erbtheil abgezogen werden sollten, so anerbot er dagegen vorweg eine Ausstattung von 30,000 Franken und ferner in der Voraussetzung, der junge Ehemann werde mit seiner Frau nicht in den Pyrenäen bleiben wollen, eine Summe von 60,000 Franken oder noch mehr, wenn nöthig sein sollte, um eine Gerichtsherrlichkeit in der Schweiz zu kaufen, damit das Ehepaar standesgemäß leben könne. Er verlange, daß der Sohn den Militärdienst ohne Verzug verlasse und,

damit er auch Aussicht auf Ehrenämter habe, so solle, im Fall in Zürich nicht zwei Brüder Zutritt in die Regierung fanden, sein Bruder Jakob sich verpflichten, ihm hier nicht im Weg zu stehen. An dieser Stelle hieß es: « Les honneurs font pour nous plus que les biens ». Von Herrn de la Tour wurde auch das Anerbieten gemacht, den Bruder Professor zu sich reisen zu lassen, damit dieser sich von der Realität der Versprechungen überzeugen könne. Gerade die Generosität seitens der Verwandten Martha's machten aber den Großvater stutzig, er glaubte die großmüthigen Anerbietungen kaum annehmen zu dürfen. Diese Verzögerung wurde in Vaugerry unangenehm empfunden, die sanfte Martha allein blieb sich ganz gleich ruhig, freundlich und ohne alle Empfindlichkeit. In Holland von seinen Dienstpflichten zurückgehalten, litt mein armer Vater sehr unter diesem Zaudern und schrieb nutzlose Briefe nach allen Seiten. Endlich wurden alle Hindernisse beseitigt, statt des Professor Gaspari begab sich nun mein Vater selbst, dem es nur mit Mühe gelang, für wenige Wochen Urlaub zu erhalten, den 8. September nach Paris, um sich dort seinem künftigen Schwiegervater vorzustellen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Hier fand er den Herrn de la Tour in einem schönen Hotel, wo er auch gleich gastfreundlich aufgenommen wurde. Schon in den ersten Stunden fiel die Centnerlast der Befangenheit von seinem Herzen. Der 63jährige Mann sah noch frisch und blühend aus wie ein Dreißiger. Unverkennbare Güte blickte aus seinen hellbraunen Augen, und wenn auch gewandt in allen Formen der großen Welt, sogar, wo es nöthig schien, zu allen Intriguen geschickt, trug er dennoch das Herz auf der Zunge und empfing den sehnlich erwarteten Eidam, als wäre dieser sein eigener Sohn.

Mein Vater machte auf ihn auch sogleich den günstigsten Eindruck. Nach den Müsterchen, die er von Zürich her zu kosten bekommen, mochte Herr de la Tour erwartet haben, doch hie und da aus ihm noch etwas Philisterthum hervorgucken zu sehen, allein mein Vater hatte sich dessen schon längst entledigt und stand dem alten stattlichen Herrn, wenn auch bescheiden, doch mit der Freimüthigkeit und Sicherheit eines vielseitig gebildeten

Weltmannes gegenüber. In kurzer Zeit war das gegenseitige Vertrauen begründet, alles, was zu verabreden war, wurde bald und ohne Contrakte auszuwechseln mündlich festgesetzt und, durch die Persönlichkeit meines Vaters vollkommen über das Schicksal seiner geliebten Tochter beruhigt, beharrte Herr de la Tour nicht weiter auf verschiedenen kleinen Punkten, die er früher zu verlangen für nöthig gehalten und die in Zürich Bedenken erregt hatten; sogar ließ er meinem Vater die Wahl, seine Entlassung aus dem Dienst erst dann zu nehmen, wenn er den Zeitpunkt dafür geeignet halten würde. Neben dieser wichtigen Familienangelegenheit hatten noch viel andere Geschäfte den Herrn de la Tour nach Paris geführt. Erst jetzt, wie er für diese thätig wurde, konnte mein Vater den Umfang seiner Verhältnisse mit den höchsten Ständen der Gesellschaft, in welcher er sich mit eben so viel Würde als mit einer Leichtigkeit bewegte, die von langer Uebung und Erfahrung zeugte, sowie die allgemeine Achtung richtig beurtheilen, in welcher sein Schwiegervater bei den königlichen Ministern stand. Ueberall führte ihn dieser in seinem Wagen mit sich herum, stellte ihn als künftigen Tochtermann vor und schien darauf bedacht, auch ihm alle Thüren offen zu behalten für die Zukunft. Da Herr de la Tour sich anerboten hatte, die nöthigen Mittel zur Anschaffung einer ansehnlichen Besitzung, was er aus alter Erinnerung eine Gerichtsherrlichkeit nannte, zu liefern, sich aber in der Schweiz nirgends etwas dergleichen verkäuflich fand, so war von dorther meinem Vater beigebracht worden, die Statthalterei Bubikon könnte ihm vielleicht zu Theil werden, wenn er sich darum bewerben würde.

Der Malteser-Orden besaß nämlich im Kanton Zürich die kleine Commende Bubikon, welche ein Agregat der Commenthurei Heitersheim war, wo der deutsche Johanniter-meister residirte und durch alte Verträge gebunden war, einen Statthalter, der kein Mitglied des Ordens zu sein brauchte, aus der Zürcherischen Bürgerschaft für Bubikon zu erwählen. Dieser Statthalter bewirthschaftete für eigene Rechnung die vielen Güter, bezog die Zehnten und übrigen Gefälle des Ordens, übte die niedere Gerichtsbarkeit, das Collaturrecht für die Kirchen von Bubikon, Wald

und Hinweil aus und bewohnte das Ritterhaus, wogegen er der Commenthurei Heitersheim einen jährlichen Pachtzins zu entrichten hatte.

Die fünfundzwanzigjährige Pacht ging ihrem Ende entgegen und mein Vater entschloß sich, sich darum zu bewerben. Wegen allfällig andern Reflektanten mußte die Sache vorerst im Geheimen betrieben werden. Von Herrn de la Tour wurde mein Vater dem Grafen von Troisvilles, der mit dem Gesandten von Malta gut bekannt war, vorgestellt und dieser versprach ihm, sich für ihn in Heitersheim beim Großcomthur Grafen von Schauenburg und seinem Coadjutor, Freiherr von Baden, zu verwenden. Ein Pater aus dem Kloster Einsiedeln, der mit den Malteſern befreundet war, wurde in's Interesse gezogen und auch die Fürsten von Thurn und Taxis, mit denen der Vater Heß wegen seinen Postverbindungen in Berührung stand, sollten für seinen Sohn wirken. Die zur Fortführung dieser geheimen Verhandlungen nöthigen Summen wurden von Herrn de la Tour vorgestreckt.

Von Paris aus eilte mein Vater wieder nach dem Haag zurück, da sein Urlaub inzwischen ablief und erhielt dort in den ersten Tagen Dezembers die Nachricht, daß seine Mutter gestorben sei, was ihm sehr nahe ging.

Ueber Winter wurde nun ein lebhafter Briefwechsel mit Balgorry und Zürich unterhalten über die verschiedenen Projekte, die im Laufe des Jahres 1759 zur Reife kommen und ausgeführt werden sollten. Unterdessen trat bei meinem Vater einer jener sonderbaren Widersprüche ein, die so oft im menschlichen Gemüth vorkommen. So innig er Martha liebte und so erwünscht es für ihn in seiner Lage sein mußte, durch sie glücklich und durch das Vermögen, das er von ihr zu erwarten hatte, unabhängig zu werden, so regte sich doch jetzt in ihm ein an Stolz grenzendes Ehrgefühl, wenn er bedachte, wie er von seiner Seite so wenig oder gar nichts in die Waagschale zu legen habe. Dieses Ehrgefühl erlaubte ihm nicht, von den Anerbietungen des Herrn de la Tour, der ihn bei jeder Gelegenheit mit Geldmitteln unterstützen wollte, Gebrauch zu machen, wenigstens so lange nicht, als er noch kein wirkliches Mitglied

seiner Familie wäre, und doch konnte er voraussehen, daß er in der nächsten Zeit viel Geld brauchen werde, das von seinem Vater in Zürich zu verlangen er sich nicht mehr getraute. Er hätte daher noch länger im Dienst bleiben mögen, um noch weiter vorzurücken, wozu er bald Gelegenheit zu finden wähnte, indem ein Gerücht ging, der Capitain-Commandant der Compagnie werde den Dienst verlassen, um sich zu verheirathen; an dessen Stelle eingerückt, hätte er ungefähr eine Besoldung von 2000 Gulden und den Oberstlieutenantsrang erhalten, was ihm in den Augen des Herrn de la Tour, der viel auf solche Auszeichnungen hielt, mehr Ansehen gegeben hätte. Ob aber Martha, mit ihm vereinigt, ihn in seine Garnison begleiten, ob ihr Vater dies zugeben würde, daran war kaum zu denken! Wie sich das Gerücht von dem Projekt des Capitain-Commandanten bald als unbegründet zeigte, glaubte er nun von den unter ihm angestellten Offizieren eine Entschädigung erwarten und verlangen zu dürfen, wenn er ihnen durch seinen Austritt Platz machen würde; denn dergleichen Mäkeleien fanden damals noch statt. Allein sein Verhältniß zu Fräulein de la Tour war in Zürich schon längst ausgeschwatzt und ruchbar, daher die von dort gebürtigen Offiziere ruhig abwarten konnten, bis er seine Entlassung ohne Entschädigung nehmen und ihnen Platz machen mußte.

Nun kam, nachdem die verwittwete Prinzessin von Oranien im Februar 1759 gestorben war, der Fortbestand der Schweizergarde in Frage. Dieses Regiment war durch den Einfluß des Hofes und zu dessen Schutz errichtet worden, wurde aber von verschiedenen Provinzen, die zu dessen Besoldung beitragen mußten, ungern gesehen, weil es weit mehr als die andern Schweizertruppen kostete. Jetzt erhoben sich Stimmen, die dessen Auflösung verlangten. Wäre das Regiment wirklich abgedankt worden, so hätten die Offiziere auf Pension Anspruch machen können, die aber mein Vater nicht erhalten hätte, wenn er schon vor der Entscheidung seinen Abschied genommen. Er glaubte also noch auf diese warten zu müssen. Allein Herr de la Tour ermahnte ihn nun, nicht länger zu warten, weil sich gerade damals die europäischen Verhältnisse verwickelten,

Digitized by Google

daß der Ausbruch eines Krieges möglich schien, in welchem Fall mein Vater den Dienst nicht hätte mit Ehren verlassen dürfen. Je mehr mein Vater unschlüssig zauderte, desto dringlicher wurde der alte Herr, der ihm zuletzt, als seine Ermahnungen kein Gehör fanden, die Wahl ließ, in Holland zu bleiben und auf die Hand seiner Tochter zu verzichten, oder nicht länger auf sich warten zu lassen. Ende Mai gelang es meinem Vater, einen Urlaub auf ein halbes Jahr zu erhalten und einige hundert Gulden anzunehmen, um alle in Holland ausstehenden Rechnungen zu bezahlen und sich zugleich eine passende Ausstattung und eine Reisekalesche anzuschaffen. Da er aus Baigorry lange keine Nachrichten gehabt hatte, eilte er mit Gefühlen der Angst und Hoffnung Tag und Nacht mit Extrapost durch Frankreich und erreichte Paris den 8. Juni. Hier betrieb er bei dem Gesandten von Malta die Bubikoner Angelegenheit und reiste dann schnell möglichst nach den Pyrenäen. An den verschiedenen Poststationen war seine Ankunft bereits angesagt und er entnahm dieser Fürsorge des Herrn **de la Tour**, daß seine Ankunft mit Freuden begrüßt werde. Mit hochklopfendem Herzen langte mein Vater den 25. Juni im Thal St. Etienne zu Baigorry an, wo ihm ein Empfang zu Theil wurde, der seine kühnsten Erwartungen übertraf. In einem weitläufigen Brief an seinen Vater schrieb er sobald er sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte: **«On m'a reçu au bruit du canon et avec toutes les marques de joie qu'on peut témoigner à une personne qu'on attende avec impatience».**

Noch sehnlicher als ihr Vater hatte ihn Martha erwartet, die ihn nun als ihren Verlobten betrachten, ihrem Herzen keinen Zwang mehr auflegen und ihm unverholen bekennen durfte, wie theuer er ihr schon gewesen, als er sie und ihre Schwester in ihrer kleinen Zelle bei dem Doktor Lavater an der Badergasse besuchte, wie lang sie ihre Neigung verschlossen, wie schmerzlich sie die lange Trennung empfunden und wie sie nun durch ihres Vaters Güte sich glücklich preise, ihm für ihr ganzes Leben anzugehören. Von einer Rückreise nach Holland und längerem Verweilen im Militärdienst wollte sie gar nichts hören und ihn ungetheilt

Digitized by Google

für sich allein behalten. Durch die Freude des Wiedersehens blühte ihre Gesundheit zusehends auf und auch ihr Gang war weniger beschwerlich, doch konnte sie einen leichten Krückenstock nie entbehren, den ich noch jetzt als eine heilige Reliquie aufbewahre. Martha's Schwester, Madame Meuron, hatte sich vor kurzer Zeit mit ihrem Gemahl nach der Schweiz begeben; dagegen befand sich ihr Sohn Pierre Henri, der zugleich Martha's Milchbruder und Neffe war, bei dem Großvater, um die Betreibung des Bergbaues, an dem er dereinst einen Antheil erhalten sollte, erlernen zu können. Er schien ein leichtsinniger, junger Mann und über die Ankunft seines Oheims und künftigen Miterben nicht besonders erfreut zu sein.

Mein Vater sah sich nun allmälig auch in dem romantischen Thale um, das im Norden von dem Berg Baigorra, von dem es seinen Namen hat, begrenzt ist. Die eigentliche Sprache der dieses Thal bewohnenden Basken stammt aus dem höchsten Alterthum und hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit andern ältern bekannten, noch mit neuern Sprachen. Die wenigen darin vorkommenden fremden Wörter bezeichnen meistens Gegenstände und Ideen, die diesem abgesonderten Völkerstamm früher nicht bekannt waren und die derselbe erst aufgenommen, nachdem er mit benachbarten civilisirten Völkern allmalig in Berührung kam. Es war daher schwer, sich den Einwohnern verständlich zu machen, die nicht durch Umgang mit der Colonie des Herrn de la Tour sich einige Kenntnisse in der spanischen oder französischen Sprache erworben hatten. — Die sämmtlichen Anlagen fand mein Vater weitläufiger und großartiger, als sie ihm geschildert worden. 733 Fuß oberhalb des Mittelpunktes der Gebäude war ein kunstreicher Aquädukt an der Nive erbaut, die das Wasser zu einem breiten Kanal lieferte, welcher längs den Bergen und mit dem Strom parallel fortlaufend mancherlei Räder und Pumpwerke in Bewegung setzte. In der Mitte des Thales stand die Hauptgießerei, an welche die herrschaftliche Wohnung angebaut war, und deßwegen auch die fonderie hieß, vor deren Eingang ein Thürhüter in königlicher Livree stand, sowie über derselben auch das königliche Wappen mit den drei

Lilien angebracht war. In ziemlicher Entfernung davon, im Flecken St Etienne, war ein früher von Herrn de la Tour bewohntes, seither neu aufgebautes schönes Haus, Chateauneuf genannt. Um die Gießerei herum waren in der Nähe und Ferne viele abgesonderte Wohnungen für die Steiger und Bergknappen zu sehen, ein Spital, für welches ein eigener Arzt, Hettlinger von Winterthur, angestellt war, der aber seine Thätigkeit nicht bloß auf die Kolonie des Herrn de la Tour auszudehnen angewiesen war, sondern auch auf alle Kranken von St. Etienne. Da waren Pochwerke, Schmieden, Schmelz- und Backöfen, Pulver- und Kohlenmagazine, aufgestappelte ungeheure Holzstöße, die Schmelzöfen zu heizen, in welchen die Gluth Tag und Nacht nie ausging; da lagen hohe Haufen von Metall und Schlacken, Stallungen und Remisen, Garten für die Herrschaft, andere für die verschiedenen Angestellten, Baumgärten, Wiesen, Aecker und Waldungen, die Herr de la Tour nach und nach angekauft hatte, zahlreiche männliche und weibliche Dienerschaft, Pferde, Maulthiere und anderes Zugvieh, Wagen zu Reisen und Lustfahrten, sowie Fuhrwerke jeder Art für den mannigfaltigen Verkehr. Mehrere hundert Arbeiter, unter wie über der Erde, waren von früh bis spät beschäftigt, das aus verschiedenen, tief in die Eingeweide der Erde hineingetriebenen Stollen heraufgewundene Metall in die Pochwerke und Oefen zu schaffen. Ueberall war reges Treiben und laute, lebhafte Thätigkeit, überall die widerspenstige Felsennatur, durch kunstreiche und kostspielige Betriebsamkeit dem Begründer dieser weitläufigen Anstalt tributpflichtig geworden, in deren Mitte der herrliche Greis gleich einem Fürsten waltete in seiner ungebeugten Geistes- und Körperkraft und unwiderstehlichen Freundlichkeit, überall beliebt und verehrt als Wohlthäter der ganzen Gegend, deren ehemals blutarmen Einwohnern dieses fast unbekannten Bergthales, die sonst nichts als gefährlichen Schleichhandel zu treiben wußten, Herr de la Tour zuerst durch Arbeit sichern Verdienst, den fleißigern sogar Wohlstand gebracht hatte, und welcher daher weit und breit «le père nourricier de son peuple» hieß.

Dieser seltene Mann war aber durch die Natur mit einem besondern physionomischen Gepräge von Würde und Anmuth auf seinen schönen

Gesichtszügen ausgestattet. Wer ihn sah, mußte ihn lieben. Er hatte für jede seiner zwei Töchter sein Bildniß in Paris von Hyazinthe Rigaud malen lassen. Vor dem auf mich gekommenen Exemplar verweile ich oft, betrachte mit Rührung das heitere, mit hohem Adel ausgestattete Angesicht des Großvaters, der das Glück und den Wohlstand meiner Eltern begründete, und bedaure dabei nur immer, ihn nicht persönlich gekannt, mich seiner Liebe nicht auch erfreut zu haben. Bei seinem Großenkel Maximilien Meuron de Corcelles, dem liebenswürdigen und talentvollen Künstler, sah ich einst in Neuchâtel das andere Exemplar, sowie Meuron später bei mir auch das meinige. Bei seiner Kunstkenntniß versicherte er mich, daß ich das nach der Natur gemalte Original, er aber nur die Copie davon besitze. Beide sind aber mit der nämlichen praktischen Sicherheit und zierlichen Sorgfalt ausgeführt, die alle Arbeiten Rigaud's auszeichnen. Nachdem das gegenseitige Verhältniß mit jedem Tag inniger geworden, gab Herr de la Tour meinem Vater, der sich sein unbegrenztes Vertrauen erworben, den vollständigsten Aufschluß über alle Bestandtheile seines ganzen Vermögens. Es schien ihm, der oft in seinem Leben getäuscht und hintergangen worden, ein Bedürfniß zu sein, sich einem redlichen Gemüthe ohne Rückhalt mitzutheilen. Zugleich machte er ihn mit Allem bekannt, was er schon jetzt und in der Folge noch weiter für Martha zu thun gedenke.

Mein Vater brachte einen Monat in dieser anziehenden Umgebung zu, fuhr in die verschiedenen Gruben und gewann eine vorläufige Uebersicht der mannigfaltigen Arbeiten und Geschäfte dieser weitläufigen Anstalt. Durch Herrn de la Tour wurde er auch auf dem benachbarten Schlosse Schauy bei dem Vicomte und dessen Familie eingeführt, mit welcher seit langer Zeit ein freundnachbarliches Verhältniß stattfand und dort nun auch als willkommener Hausfreund aufgenommen.

In damals aus Bargorry geschriebenen Briefen meines Vaters fand ich nichts über sein und meiner Mutter Verhältniß zu Frau de la Tour; dasselbe scheint sich, wenn auch nicht gerade innig, doch freundschaftlich gestaltet zu haben; die junge Frau war zu klug, als daß sie ihre Stel-

lung gegen ihren viel ältern Gemahl und dessen Kinder nicht richtig erkannt und mit seinem Takt ohne alle Anmaßung einzunehmen gewußt hätte.

Bevor ich in meiner Erzählung weiter fortschreite, mag hier eine Schilderung der früher häufig wechselnden Schicksale meines Großvaters eine passende Stelle finden, in der ich Alles zusammenfassen werde, was ich darüber aus mancherlei noch vorhandenen Schriften, besonders aus einem von Herrn **de la Tour** an den damaligen Intendanten von Serilly gerichteten Memorial und aus mündlichen Erzählungen meines Vaters, der gern und stets mit Liebe und Verehrung von diesem seinem väterlichen Wohlthäter zu sprechen pflegte, in Erfahrung zu bringen vermochte. Diese Skizze wird aber noch viele Lücken enthalten.

Der eigentliche Familienname meines Großvaters mütterlicher Seite war: Büngier oder Böngier, da aber in Frankreich, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte, alle fremden Namen verdreht werden, so wurde der seinige dort Beugnier oder Beugnière ausgesprochen, wie er sich selbst dann stets auch unterzeichnete. Warum er diesem so veränderten Familiennamen noch **de la Tour** beifügte, unter welcher Benennung er am meisten bekannt war, weiß ich nicht und fragte auch weiter nicht darnach, weil ich ihn immer nur kurzweg Herr **de la Tour** nennen hörte, glaube mich aber dunkel zu erinnern, beiläufig einmal von meinem Vater gehört zu haben, es sei ein **nom de terre** gewesen. Ob er einst irgendwo eine Herrschaft oder etwas dergleichen besessen und den Titel davon behalten, ist nirgends mehr ausfindig zu machen. In spätern Zeiten, wenn ich etwa mit St. Gallern zusammentraf und nach einer Familie Büngier fragte, wollte Niemand mehr etwas von derselben wissen, und in der That ist sie mit meinem Großvater, als letztem männlichen Sprößling derselben, ausgestorben. Unlängst aber, als ich den Gedanken faßte, diese Erinnerungen zu schreiben, wandte ich mich schriftlich nach St. Gallen, um dort in den Geschlechtsregistern nachschlagen zu lassen und erhielt auch bald den gewünschten Aufschluß. Im Jahr 1599 erwarb der von Arbon gebürtige Zacharias Büngier das Bürgerrecht von St. Gallen, wo er sich

mit seiner ebenfalls von Arbon gebürtigen Ehefrau Anna Scherlin häuslich niederließ und daselbst auch bald verschiedene Aemter bekleidete.

In der Folge erhielt er durch den Pfalzgrafen Johann Andreas von Croaria[1]) einen in Constanz den 1. Oktober 1608 ausgefertigten Wappenbrief, vermittelst welchem ihm, dem Ehrenvesten und fürnemen Zacharias Büngier, Bürger der Stadt St. Gallen und seinen ehelichen Leibeserben und Erbserben das Recht ertheilt wurde in blaw oder lasurfarbenem Schild ein gelb oder goldfarbener Ymenbünkher (Bienenkorb) uff einem grünen Wassen (Rasen) bestehendt usser welchem etliche guldene Ymen (Bienen) fliegendt, hier auff ein Stechhelm, zu führen. Diesen ellenhohen und breiten, zierlich auf Pergament geschriebenen Brief, in dessen Mitte das Büngerwappen in Farben, mit Gold erhöht, künstlich gemalt ist, und an dem ein großes Siegel in hölzerner Kapsel hängt, bewahre ich als ein für mich merkwürdiges Andenken. Mein guter Großvater, der wohl wußte, wie viel „Gloriola", die ihm selbst nicht fremd war, in Frankreich gilt, gab dieses Dokument, vielleicht mit Ueberzeugung, vielleicht aus menschlicher Schwachheit, für ein Adelsdiplom aus, es ist aber nur ein gewöhnlicher Wappenbrief, der seinem Besitzer keinerlei Standesvorrechte gab. Bei dem Adel seines Gemüthes hätte er auch keines andern, den Fürsten verleihen können, bedurft.

Mein Großvater Lorenz, geb. den 8. Januar 1689, war von sechs Kindern das vierte seiner Eltern, ein Bruder und eine Schwester starben jung, von drei verheiratheten Schwestern kommen Spuren in alten Familienschriften vor. Aus den frühern Jahren meines Großvaters mangeln mir alle Angaben, nur entdeckte ich zufällig, daß er als 14jähriger Knabe, im Jahr 1703, nach Genf kam, wo er sich wahrscheinlich für den Handelsstand ausbildete; er behielt auch immer eine besondere Vorliebe für diesen Ort. Schon in seinem einundzwanzigsten Jahre verheirathete

[1]) Der Titel Pfalzgraf (comes Palatinus) wurde vom Kaiser als besondere Gunst und Auszeichnung meist an Geistliche und Gelehrte verliehen. Dieselben hatten das Recht, eine gewisse Anzahl Doktorhüte, Wappenbriefe und Legitimationen unehelich Geborner auszugeben.

er sich in erster Ehe, den 8. September 1709, mit Sabina Högger. Von fünf Kindern, Zacharias, Elisabeth, Sebastian, Judith und Susanna, die meinem Großvater bis zum Jahr 1714 von seiner ersten Frau Sabina Högger und wahrscheinlich alle noch in St Gallen geboren wurden, blieben einzig Elisabeth, geb. 20. Februar 1711, verheirathet mit Henri Meuron von Neuchâtel und Sebastian, geb 23. Juni 1713, länger am Leben; die drei andern starben in früher Jugend, und Martha, meine Mutter, das sechste Kind aus dieser Ehe, erblickte das Licht der Welt erst viele Jahre später.

Wenn der lebhafte junge Mann in seiner Vaterstadt St Gallen auch untergeordnete Handelsgeschäfte trieb, wozu er sich in Genf befähigt hatte, so fühlte sein thätiger Geist sich doch bald in engem Kreise beschränkt und strebte aufwärts nach einem freiern Spielraum. Nun befanden sich damals viele seiner Landsleute, unter diesen auch sein Schwiegervater und einer seiner Freunde, David Zollikofer, in Paris, wo während der Regentschaft des Herzogs von Orleans große Spekulationen mit Staatspapieren gemacht wurden. Eine Einladung dieser Landsleute, sich zu ihnen zu begeben und an ihren Geschäften Theil zu nehmen, war ihm daher sehr erwünscht, und er begab sich im Anfang des Jahres 1715 nach Frankreich; allein er sollte früh schon Mißgeschick erleben, denn als er den ihm zugefallenen Antheil an dem Nachlaß einer Großmutter in Wechsel auf Lyon umgesetzt, die er von einem Oheim seiner Frau, Namens Kunkler, gekauft hatte, fallirte dieser und er verlor dabei eine beträchtliche Summe, womit er sein Glück hatte erproben wollen. Ob er seine Familie schon damals nach Paris genommen, ist mir nicht bekannt.

Der Handel mit verschiedenen Effekten, den er nun ein paar Jahre fortsetzte, sagte ihm wenig zu, weil wenig dabei zu gewinnen war. Da schlug ihm der Baron Anton Högger (**baron de Preste**), dessen St Galler Name in Frankreich in **Hogguer** umgestempelt wurde, zuerst vor, sich nach Amsterdam zu begeben, um dort Gold, das außerst selten geworden, für die Pariser-münze zu kaufen. Dieser Baron **Hogguer** galt für sehr reich und genoß viel Credit sowohl in der Handelswelt als am Hofe.

Da eine solche Spekulation bedeutende Vortheile versprach, so schlossen sich David Zollikofer und ein anderer St. Galler, **Hogguer** von Thurberg, meinem Großvater für diese Unternehmung an, wozu der Baron das Geld zu liefern versprach, während jene Beiden in Paris das Gold in Empfang nehmen, an die Münze verkaufen, die Tratten meines Großvaters honoriren und Alle nach bestimmten Raten den Gewinn theilen sollten.

Im Anfang des Jahres 1718 langte mein Großvater in Amsterdam an, wo es ihm so wohl gefiel, daß er längere Zeit dort zu bleiben beschloß. Er war mit Wechseln und Empfehlungen an die ersten Häuser gut versehen und seine einnehmende Geschäftsbildung, verbunden mit Gewandtheit und großer Sicherheit im Benehmen, verschafften ihm überall die beste Aufnahme. In kurzer Zeit erwarb er sich allgemeines Vertrauen, sogar das Bürgerrecht dieser Stadt, und ließ nun auch seine Familie zu sich kommen.

Sein erster Versuch, 10,000 spanische Pistolen zu kaufen und nach Paris zu versenden, gelang so gut und war, zumal bei dem damaligen für ihn sehr günstigen Wechselkurs, mit so großem Gewinn verbunden, daß sowohl er selbst als seine Pariserfreunde ermuthigt wurden, dieses Geschäft im Großen zu betreiben. Innerhalb 18 Monaten belief sich die Summe der in der Nähe und aus der Ferne zusammengekauften Pistolen, Caisaden, Dukaten, Guineen, alten Louisd'ors und auch Goldbarren auf 15 Millionen Pfund, die alle in die Münze nach Paris wanderten, dort wieder einen lebhaften Geldumsatz bewirkten und den Credit der Gesellschaft immer mehr hoben.

Im Jahr 1719 erhielt er durch Zollikofer's Vermittlung von der indischen Compagnie den Auftrag, 400,000 Kubikfuß Eichenholz im Norden zu bestellen und nach Port Louis zu liefern. Die Commission darüber wurde von Law, damaligem Generalkontroleur der Finanzen, und von den Direktoren der Compagnie ausgefertigt und die Zahlungen für das Holz sollten in Pariser Bankscheinen geleistet werden. Durch den Umfang seiner glänzenden Geschäfte war der Name meines Großvaters

Großvaters geriethen plötzlich, wie von einem lähmenden Schlage getroffen, in unheilbringende Stockung.

Glücklicher Weise hatte er sich durch Spekulationen in englischen Fonds, die er neben jenen großen Bestellungen für seine Privatrechnung mit Vortheil getrieben, einiges Vermögen erworben, womit es ihm gelang, seinen Ruf in Amsterdam noch aufrecht zu erhalten, indessen konnte seines Bleibens hier nicht länger sein. Er übertrug seine Angelegenheit durch Prokur einem vertrauten Stellvertreter, der auch für seine einstweilen noch zurückbleibende Familie sorgte, und eilte im Anfang des Jahres 1721 nach Paris, um sich mit seinen Gesellschaftern in's Reine zu setzen.

Jetzt an Ort und Stelle konnte er erst die Tiefe des Abgrundes ermessen, der alle seine Hoffnungen und die Frucht seiner dreijährigen, rastlosen Arbeiten verschlungen hatte. Da nie ein förmlicher Gesellschaftsvertrag zwischen ihm, dem Baron Hogguer, Zollikofer und Hogguer von Thurberg zu Stande gekommen und er die Bestellungen derselben nur in Commission übernommen, so konnte er zwar von ihren Gläubigern nicht angetastet werden; in Folge der vielen Gegenrechnungen, deren Entwirrung viel Zeit erforderte, blieb ihm aber der Baron Hogguer 32,000 Pfund schuldig. David Zollikofer, der Nichts mehr besaß, als außer Curs gesetzte Bankscheine, konnte ihn eben so wenig als jener bezahlen, und auf den Staat hatte mein Großvater selbst noch große persönliche Forderungen, für welche er nirgends Gehör fand und überall abgewiesen wurde. Alles schien für ihn verloren, nur die Ehre nicht. Nach der glänzenden Rolle, die er noch unlängst in Holland gespielt, konnte und wollte er unter so ganz veränderten Umständen nicht mehr nach Amsterdam zurückkehren, er opferte Alles, was ihm noch übrig blieb, auf, um dort vollends liquidiren zu lassen, sandte seine Familie nach der Schweiz zurück, widmete seine Zeit den Bemühungen, noch irgendwie Trümmer aus dem Schiffbruch zu retten und nebenbei kleinere Geschäfte zu betreiben, um seinen eigenen und den Unterhalt seiner Familie in St. Gallen bestreiten zu können. Eine dringende Bittschrift, die von ihm und Zollikofer an den Regenten, Herzog von Orleans, gerichtet worden, blieb unbeantwortet.

Dieser starb im Dezember 1723 und Zollikofer im März des folgenden Jahres aus Gram über sein aus Leichtsinn selbstverschuldetes Unglück. Mittlerweile war ein Baron von Dohn als Abgeordneter der Herzoge von Braunschweig und Wolfenbüttel nach Paris gekommen, der einen vertrauten, in beiden Sprachen bewanderten Geschäftsagenten suchte, welcher sowohl die Aufträge jener deutschen Höfe bei dem französischen, als auch die Einkäufe für diese Fürsten besorgen und die nach Frankreich reisenden Edelleute jener Länder empfangen, vorstellen und mit den nöthigen Geldmitteln versehen sollte. Mein gewandter, durch seine ausgebreiteten Verhältnisse von Allem, was ihm dienen konnte, wohlunterrichteter Großvater fand bald Gelegenheit, sich bei dem Baron von Dohn so vortheilhaft bekannt zu machen und sein Vertrauen in solchem Grade zu gewinnen, daß dieser ihm auf Ratifikation hin diese Agentschaft versprach und ihn vorläufig bei seiner Abschiedsaudienz dem Minister von Morville vorstellte. Nach der Rückkehr bei seinem Hofe wurde die Wahl bestätigt und meinem Großvater das Diplom dieser Stelle zugesandt. Sein Hauptzweck, dieselbe zu bekleiden, war weniger der, sich die damit verbundenen Emolumente und Provisionen anzueignen, als vielmehr sich Zutritt zu den verschiedenen Ministern und dadurch Gelegenheit zu verschaffen, endlich Gehör für seine Forderungen an den Staat zu finden; allein der Herzog von Wolfenbüttel hatte nur selten Aufträge zu ertheilen, und der von Braunschweig verfiel bald nachher auf den Gedanken, einen Palast bauen zu lassen, der ihn so viel kostete, daß auch er keine Bestellungen in Paris machen konnte; er starb, nachdem Herr de la Tour die Agentschaft zwei Jahre lang bekleidet hatte, die ihm jährlich zwar gegen 10,000 Pfund eingetragen, ihn aber zu so viel Aufwand nöthigte, daß ihm wenig davon übrig blieb, als ein leerer Titel. Er mußte sich also nach einer andern Beschäftigung umsehen.

Nach dem Tod des Regenten, Herzogs von Orleans, war durch Vorschub des Bischofs von Freyns, nachherigem Cardinal Fleury, welcher durch seinen unbedingten Einfluß auf dessen noch minderjährigen Zögling, Ludwig XV., die Staatsgeschäfte vorerst nur mittelbar leitete, der Herzog

von Bourbon zum ersten Minister ernannt worden. Mein Großvater kannte bereits den ersten Kammerherren des Herzogs, den Grafen von Ormond, und schloß sich denselben immer näher an, so daß er bald auf einen freundschaftlichen Fuß mit ihm zu stehen kam. Nach der heillosen Vergeudung der Staatsmittel während der Regentschaft wurde das Bedürfniß nach einer edlern Richtung, sowohl in Anwendung der Hülfsquellen des Staatsgutes als in Verbreitung besserer Grundsätze, allgemein fühlbar, und wie in Frankreich Alles zur Mode wird, so wurde es auch Mode, dergleichen Gegenstände überall zu besprechen. Wer etwas dahin Einschlagendes auf die Bahn brachte, konnte auf Beifall rechnen, wenn es mit einem Anschein von Möglichkeit begleitet war. Herr de la Tour beschäftigte sich viel mit dergleichen Ideen, die er dem Grafen Ormond mittheilte, und stellte vorzüglich den Satz auf, der junge Adel Frankreichs sollte durch bessere Erziehung aus der herrschenden Unwissenheit und Sittenlosigkeit, jene traurige Folge des schlechten Beispiels, das der schändliche Cardinal Dubois, sowie der Regent Jahre lang gegeben, heraus und auf eine höhere moralische Stufe gehoben werden, was durch eine königliche Akademie bewirkt werden könnte, auf welcher adelige Jünglinge in allen Wissenschaften unterrichtet und bis zu ihrem Eintritt in das öffentliche Leben unter strenger Aufsicht zu tugendhaften Menschen herangebildet würden. Dieser Gedanke leuchtete dem Grafen Ormond ein, und er ermunterte meinen Großvater, denselben in einem Memorial auseinander zu setzen und vollständig darzustellen, was denn auch in kurzer Zeit mit Umsicht und Eifer geschah. Das Memorial wurde dem Herzog vorgelegt; dieser ließ es durch sachkundige Männer, besonders durch den Staatsrath Paris, dem ältesten jener vier Brüder, die bei dem Herzog so viel galten, sorgfältig prüfen, dann auch dem Minister Marquis von Villière mittheilen, und überall fand der Vorschlag einen so entschiedenen Beifall, daß der Herzog meinen Großvater nun selbst zu sprechen wünschte, sich weitläufig mit ihm darüber unterhielt, ihn einlud, den fernern Berathungen beizuwohnen, und ihm zum Voraus eine einträgliche Stelle bei dem neuen Institut, wenn dasselbe zu Stande kommen sollte, versprach.

Der Gedanke war großartig; denn die Akademie sollte für 500 Zöglinge eingerichtet und die zu solchem Aufwand nöthigen Geldmittel aus früher schon gesammelten und für fromme Zwecke bestimmten Fonds geschöpft werden. Nachdem alle Maßregeln zur Ausführung dieser wichtigen Unternehmung in Berry, wo der Staatsrath Paris sich damals wegen Unpäßlichkeit aufhielt, durch verschiedene Mitglieder des Cabinets unter dem Vorsitz des Marquis **de Villière** und mit Zuzug meines Großvaters verabredet und beschlossen und nachdem der Plan dem jungen König vorgelegt worden, der stets ohne weitere Prüfung zu billigen pflegte, was seine Minister ihm vorschlugen, erhielt Herr **de la Tour** im Mai 1725 den Auftrag, das Schloß **Villeneuve d'Etang** bei St. Cloud nebst allen dazu gehörigen, weitläufigen Umgebungen vorerst unter seinem Namen zu pachten, daselbst alle zur Aufnahme der 500 Zöglinge und der bei der Akademie anzustellenden Personen erforderlichen Veränderungen und Einrichtungen anzuordnen und auszuführen, auch eine neue, steinerne Brücke bei Sèvres bauen zu lassen, was Alles ohne Verzug mit großem Aufwand in's Werk gesetzt wurde. In der Folge sollte dann ein eigener, geräumiger Palast zwischen **Point du jour** und **Sèvres**, dem Dome der Invaliden gegenüber, aufgeführt werden, wozu Herr **de la Tour** bereits die Aufr- und Grundrisse nach seinen Ideen durch geschickte Architekten hatte zeichnen lassen, und der wenigstens 3,000,000 Pfund gekostet hätte. **Villeneuve d'Etang** sollte dann gekauft, in ein Gesundheitshaus umgewandelt werden und die Magazine, Stallungen und Wohnungen für die beiden Instituts-Bedienstelen enthalten. Dem Herzog von Bourbon war die Stelle eines Großmeisters, dem Marquis **de la Villière** die des Oberintendanten, dem Grafen Ormond die eines Gouverneurs u. s. w. und dem Herrn **de la Tour** die eines Schatzmeisters der Anstalt bestimmt und bereits ausgemittelt, welche Titulatur ihm aus dieser weitläufigen Verwaltung zufließen sollte. Jetzt glaubte mein Großvater, endlich für früheres Mißgeschick Entschädigung und eine ehrenvolle Stelle gefunden zu haben, die seinem thätigen Geiste hinreichende Beschäftigung geben und seine Verhältnisse mit den höchsten Ständen der

Gesellschaft immer weiter ausdehnen würde. Er glaubte so fest an die Verwirklichung seines vom König gebilligten und von allen Ministern untersuchten Planes, daß er sich nicht scheute, da ihm noch keine Fonds zugestellt worden, die zur Ausführung der ihm vorläufig ertheilten Aufträge nöthigen Geldmittel für eigene Rechnung aufzunehmen, wozu es ihm an Credit nicht fehlen konnte, da die Unternehmung bereits bekannt war und vielfach besprochen und belobt wurde.

Die offizielle Anzeige der Begründung dieses für Frankreich so viel versprechenden Instituts wurde auf die Vermählungsfeier des Königs mit Maria Charlotte Sophie Leczinska verschoben und sollte dieselbe verherrlichen helfen.

Um diese Zeit muß Herr **de la Tour** zuerst dem König Stanislaus von Polen, dem Vater dieser Prinzessin, vorgestellt und persönlich mit diesem edeln, aber unglücklichen Fürsten bekannt worden sein, bei dem ihm der Zutritt durch den Umstand erleichtert wurde, daß jene Verbindung durch die Veranstaltung des Herzogs von Bourbon zu Stande kam. Ludwig XV. war schon früh mit einer spanischen Prinzessin (die sich bereits am französischen Hofe befand) verlobt worden; da sie aber sieben Jahre jünger war, als der damals erst fünfzehnjährige König, und die Vollziehung dieser Verbindung noch lange hätte aufgeschoben werden müssen, da besorgte der Herzog bei jeder noch so unbedeutenden Unpäßlichkeit des schwächlichen Monarchen, dieser könnte kinderlos sterben, in welchem Fall der bourbonische König von Spanien die nächsten Rechte auf die französische Krone hätte geltend machen können. Der Herzog setzte es also, auf Gefahr hin, mit Spanien in Krieg verwickelt zu werden, beharrlich durch, daß die kleine Infantin nach Madrid zurückgeschickt und die Prinzessin Leczinska, welche vier Jahre alter als Ludwig XV. war, und deren Vater, auf dessen Kopf der polnische Reichstag einen Preis gesetzt hatte, unter französischem Schutz in Weißenburg gleichsam in der Verbannung lebte, zur Königin von Frankreich auserwählt wurde. Mein Großvater, der damals alle ihm schuldigen Rückstände zur Verwendung für die Akademie einzutreiben suchte, hoffte wahrscheinlich auf

Vermittlung des Königs Stanislaus seine 3000 holländischen Dukaten von dem Grafen Poniatovsky, sowie die Vorschüsse wieder zu erhalten, die er in Amsterdam für Rechnung des schwedischen Hofes zum Theil zur Unterstützung des flüchtigen Polenkönigs gemacht hatte, die ihm damals noch nicht vollständig erstattet waren, und mit dessen Hülfe, als nunmehrigem Schwiegervater des Königs von Frankreich, endlich für seine Forderungen an den Staat Gehör zu finden. Stanislaus erinnerte sich sehr gut der Dienste, die ihm mein Großvater, wenn auch nur mittelbar, geleistet, bezeigte sich höchst gnädig, sogar freundschaftlich gegen ihn gesinnt; da er aber selbst noch bloßer Gast in Frankreich war, so konnte er ihm wenig Anderes, als huldreiche Versprechungen auf die Zukunft ertheilen.

An dem Plane meines Großvaters für die Akademie fand der philosophische Fürst so großes Gefallen, daß er sich eine Abschrift davon geben ließ und viele Jahre später, als ihm Lothringen zugetheilt wurde, ein ähnliches Institut nach demselben Plane, jedoch in verjüngtem Maßstabe, begründete.

Die Vermählung Ludwig XV. wurde den 7. September 1725 in Fontainebleau vollzogen; allein wichtigere Staatsangelegenheiten verzögerten noch die Veröffentlichung des akademischen Projektes; einer der mächtigsten Beförderer desselben, der Marquis de la Villière, starb, der Graf von Maurepas erhielt das durch Tod erledigte Ministerium; es verfloß viel Zeit, bis dieser Staatsmann, bei welchem mein Großvater sogleich eingeführt wurde, von dem ganzen Umfang des Unternehmens Kenntniß nehmen konnte; so verstrich ein Monat nach dem andern, während Herr de la Tour auf eigene Kosten immer fortarbeiten ließ, bis ihn am Pfingsttag den 11. Juni 1726, wie ein Donnerschlag aus heitern Lüften, die Nachricht traf, sein Gönner und Beschützer, der Herzog von Bourbon, sei in Ungnade gefallen und durch Befehl des Königs auf sein Schloß Chantilly verbannt worden! Wenn auch die Hofintriguen jener Zeit durch die mémoires secrètes par Duclos und anderer bekannt sind, so müssen dieselben doch in Erinnerung gebracht werden, da mein Großvater

darein verwickelt und ein Opfer derselben wurde. Der Herzog von Bourbon war ein liebenswürdiger und wohlmeinender Mann, der sich auch in den Kriegen Ludwig XIV. vortheilhaft ausgezeichnet hatte, dem aber alle klare Einsicht in die Staatsgeschäfte mangelte und der sich bei entschiedener Charakterschwäche unbedingt durch seine Geliebte, die Marquise de Prie, beherrschen ließ. Diese wunderschöne Frau verbarg unter den gefälligsten Formen einen glühenden Ehrgeiz und übte in Verbindung mit ihren Rathgebern, den vier Gebrüdern Paris, den verderblichsten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, die sie durch den schwachen Herzog für eigensüchtige Privatzwecke ausbeutete. Als der Bischof Fleury den Herzog, dessen schwache Seite ihm nur zu gut bekannt war, als nahen Verwandten des Königs zum ersten Minister ernennen ließ, glaubte er ihn als willenloses Werkzeug seiner eigenen, allerdings weit zweckmäßigeren Pläne und ohne persönliche Verantwortung gebrauchen zu können. Da trat ihm aber die Marquise de Prie überall mit weiblicher List entgegen, so daß über das kurze Ministerium des Herzogs ein beständiger heimlicher Kampf zwischen den beiden Parteien geführt wurde. Der Herzog, von seiner Geliebten bestimmt, fand sich täglich zu bestimmter Stunde bei dem König ein, um mit diesem, der bloß dem Namen nach regierte, die Staatsgeschäfte zu besprechen. Der Bischof von Fleury wohnte als Erzieher des Königs diesem Conseil regelmäßig bei, und da sein Einfluß auf denselben größer als derjenige des Herzogs war, so gab es tägliche Reibungen und die durch letzteren vorgeschlagenen Maßregeln der Marquise wurden häufig durch Fleury's Winke vereitelt. Nun verfiel das schlaue Weib auf den gewagten Einfall, den alten Rathgeber von den Berathungen auszuschließen, indem sie es einzuleiten wußte, daß diese im Zimmer der Königin und in deren Gegenwart stattfinden sollten. Als Fleury sich einst zur bestimmten Stunde beim König einfand, wagte es dieser nicht, seinem Erzieher anzuzeigen, was verabredet worden, er wurde unruhig und da der Herzog, der ihn bei der Königin erwartete, wirklich nicht kam, so schöpfte Fleury Verdacht, der zur Gewißheit wurde, als der König verlegen fortging und ihn stehen ließ. Fleury's Entschluß war schnell gefaßt, er schrieb

dem König einen ehrfurchtsvollen Brief, in welchem er aber seine Empfindlichkeit über eine so unverdiente Zurücksetzung gar nicht verhehlte und auf immer von seinem königlichen Zögling Abschied nahm. Nachdem er dafür gesorgt, daß sein Brief demselben sicher zugestellt werde, begab er sich in der nämlichen Stunde nach Issy, wo er sich zuweilen schon früher zu seiner Erholung im Seminar von St. Sulpice aufgehalten hatte, und zweifelte gar nicht, der König, dem er unentbehrlich geworden, werde ihn bald wieder zurückrufen. Der kluge Prälat hatte sich nicht geirrt. Schon während der Verhandlungen im Zimmer der Königin war der König wie auf Dornen gesessen, weil er nicht aus den Augen jenes Mentors hatte lesen können, was er zu den vorkommenden Geschäften sagen sollte. Wie ihm nun Fleury's Brief zugestellt wurde und er denselben gelesen und sich seiner Stütze auf immer beraubt glaubte, brach er in Thränen der Verzweiflung aus und verbarg sich in seine Garderobe, wo ihn, eine geraume Zeit vergebens gesucht, endlich sein erster Kammerherr, der Herzog von Mortemar, entdeckte, ihn aber lange nicht bewegen konnte, sich über die Ursache seines Kummers auszusprechen. Wie der schwache Ludwig zuletzt unter heftigem Schluchzen sein Herz ausgeschüttet, gelang es dem Herzog von Mortemar, ihn zu beruhigen, indem er ihm begreiflich machte, wie es nur von ihm abhange, dem Herzog von Bourbon zu befehlen, den Bischof in seinem Namen zur Rückkehr einzuladen. Dazu mußte sich nun der erste Minister auf der Stelle bequemen, der sich dann aber mit der Marquise und seinen Vertrauten berieth, wie Fleury zu besänftigen und ihm der Hergang als ein bloßes Mißverständniß vorzustellen wäre. Einer der Vertrauten wagte es, den verwegenen Rath zu geben, den Bischof auf dem Wege von Issy nach Versailles anhalten, ihn in seine Provinz verweisen, dort in strenger Haft halten zu lassen und dem König weiß zu machen, der alte Herr habe sich beharrlich geweigert, bei Hofe wieder zu erscheinen, was vielleicht gelungen wäre, da Niemand sich getraut hätte, dem ersten Minister zu widersprechen, und der schwache König vielleicht bald den alten Prälaten über seiner jungen Gemahlin vergessen hätte. Allein während die Berathung noch dauerte, war Fleury bereits

wieder eingetroffen und wie ein Vater vom König empfangen worden. Der Herzog ſah nun zu ſpät ein, daß er den Prälaten nicht mehr ſo rückſichtslos behandeln dürfe und trachten müſſe, ſich deſſen Gunſt um jeden Preis wieder zu erwerben. Die verdorbene Marquiſe ging noch weiter und wollte ſogar, um ſich einzuſchmeicheln, den Herzog bei Fleury verrathen. Dieſer war aber entſchloſſen, ſich ſeines Widerſachers zu entledigen und wußte den König ſo gut für ſeine Zwecke zu ſtimmen, daß der Herzog, als er ſich deſſen am mindeſten verſah, nach Chantilly, die Marquiſe auf ihr Gut Courbe-épine in der Normandie verbannt wurde. Der damals ſchon 71jährige Fleury ergriff nun mit feſter Hand die Zügel der Regierung, jedoch ohne den Titel eines erſten Miniſters annehmen zu wollen, indem er allen äußerlichen Schein von Auszeichnung und weltlicher Gewalt von der Hand wies, ſogar das blaue Band des Heiligengeiſtordens abgelehnt hatte, dagegen aber bald nachher aus des Königs Hand den Cardinalshut annahm, den dieſer ihm durch den Papſt ausgewirkt. Sowie der Herzog den Hof verlaſſen, wurde ſeine ganze bisherige Adminiſtration umgewandelt, alle durch ihn früher angeſtellten Miniſter und Beamte, wenn auch nicht verbannt oder entſetzt, wurden betrachtet, als hätten ſie ihre Entlaſſung eingereicht; alles, was der Herzog begonnen, gerieth in Stockung, und ſo mußte Herr de la Tour die Bauten für die Akademie, von der für der keine Rede mehr ſein konnte, einſtellen und ſeine Arbeiter abdanken! Zwei Jahre lang hatte er ſich vergebens abgemüht, für dieſe Unternehmung ſeiner deutſchen Agentſchaft, die ihm doch immer noch etwas eingetragen, entlagt, zu frühern Schulden neue aufgehäuft, und wenn er ſich nun an den Staatsrath Paris, von dem er doch alle Aufträge erhalten, der ſich aber nach Amboiſe zurückgezogen, um vergeſſen zu werden, mit der dringenden Bitte wandte, ihm zu irgend einer Entſchädigung zu verhelfen, ſo wies ihn dieſer nach Chantilly an den Herzog, der Herzog aber vertröſtete ihn auf den nahe gehofften Tod des hochbejahrten Biſchofs, nach welchem er, als naher Verwandter des Königs, nicht zweifelte, ſeine vorige glänzende Stelle mit allem damit verbundenem Einfluß wieder zu erhalten und zu behaupten, und ſchien

es sogar nicht zu billigen, wenn Heer de la Tour sich bei dem neuen Minister Gehor zu verschaffen suchte (was dieser, von allen Seiten in der Klemme, doch nicht unterlassen durfte) und endlich für eine große Gnade halten mußte, daß durch eine königliche Ordonnanz wenigstens der Pachtvertrag aufgehoben wurde, den mein Großvater auf seine Privatrechnung für Villeneuve d'Étang errichtet hatte. An seine baaren Vorschüsse erhielt er aber nicht die mindeste Erstattung!

Herr de la Tour war ein edler Mann, und wenn schon der Herzog ihn jetzt im Stich ließ oder ihn mit leeren Versprechungen auf eine mehr als ungewisse Zukunft leichtsinnig vertröstete, so blieb er doch dem in Ungnade gefallenen Prinzen, dessen früherer huldvollen Gesinnung gegen ihn eingedenk, noch immer treu, erlaubte sich keine Klagen und war bald nachher bereit, sich bedeutenden Gefahren für ihn auszusetzen. Wenn der Herzog die öffentlichen Angelegenheiten verkehrt leitete und sich von einem verschmitzten Weibe zu seinem Nachtheil beherrschen ließ, so ging das meinen Großvater nichts an, und es ist keine Spur vorhanden, daß dieser je in irgend einem auch nur mittelbaren Verkehr mit der Marquise de Prie gestanden.

Es finden sich nun noch wenige Spuren, wie es Herrn de la Tour gelang, sich nach der vereitelten Spekulation auf die Akademie durchzubringen. Sie deuten darauf, daß er sich mit Aufträgen von Freunden und Bekannten mit Aktienhandel befaßte, die aber wenig für ihn abwerfen konnten, so daß seine ökonomische Lage mehr als bedenklich blieb.

Im Sommer des Jahres 1726 wurde er aber zu einer geheimen Thätigkeit veranlaßt, die leicht zu seinem Verderben hatte ausschlagen können. Unter alten Familienpapieren fand ich nämlich ein zusammengebundenes Paket Schriften mit der Ueberschrift: **Différentes copies de lettres et mémoires concernant les intrigues de la Cour dans lesquelles Mr. de la Tour a été mêlé.**

Es scheint aus diesen Schriften hervorzugehen, daß der Herzog von Bourbon, nachdem er eine Weile auf seinem Schlosse Chantilly geschmollt,

sich doch allmälig dem Hofe wieder hätte nahern mögen, was nur durch eine Versöhnung mit dem Bischof von Fréjus möglich war, und daß auch seine überall zerstreuten Freunde und Anhänger sich getrauten, wieder thätig zu werden und den Herzog aufzumuntern suchten, den Polenkönig Stanislaus bewegen zu lassen, die ersten Einleitungen für diesen Zweck zu unternehmen, was mit Wahrscheinlichkeit zu hoffen war, da Stanislaus die Erhebung seiner Tochter zur Königin von Frankreich dem Herzog zu verdanken hatte. Mein Großvater, als ein gewandter, entschlossener und zuverlässiger Mann, der auch selbst auf eine günstigere Wendung seines Schicksals hoffen durfte, wenn der Herzog wieder einen Theil seines frühern Einflusses erlangen könnte, war dazu auserlesen worden, die Unterhandlungen mit Stanislaus zu eröffnen. Den Concepten zu seinen Berichten über den Erfolg seiner geheimen Mission, die wahrscheinlich an den Staatsrath Paris gerichtet waren, sieht man die Eile an, womit sie flüchtig hingeworfen wurden, sie enthalten daher manche Wiederholungen, mitunter bloß Anfangsbuchstaben der angeführten Namen, geben aber einen Begriff von den mancherlei Umtrieben bei den Parteien gegen einander, und es wäre merkwürdig, ausmitteln zu können, was aber nicht mehr möglich ist, ob der Bischof von Fréjus und dessen Anhänger wirklich darauf hinarbeiteten, Ludwig XV. gegen seine Gemahlin zu verstimmen und ihn mit ihr zu entzweien, um dieselbe vielleicht, wie früher die spanische Infantin, beseitigen zu können, oder ob solche Andeutungen von Seite der herzoglichen Partei bloß erfunden worden, um den König Stanislaus zu vermögen, sich desto eifriger für die Begnadigung des Herzogs zu verwenden.

Im September 1726 unterhandelte nun Herr **de la Tour** zu diesem Zwecke mehrmals persönlich mit Stanislaus, und wie sehr der König den Vertrauensmann des Herzogs schätzte und ihm sein eigenes Vertrauen schenkte, ist aus der nachfolgenden Stelle eines Rapports ersichtlich, den Herr **de la Tour** am 7. September 1726 von Paris aus absandte und worin er über eine Unterredung mit dem König Stanislaus in Chambord Bericht erstattete.

«Je vous reconnais, cher Suisse», dit le Roi, «et je trouverai l'occasion pour dire et à Mr. le Duc et à Mr. Paris qu'ils ont fait un bon choix et ce que je sais de vous et que je pourrai dire ne vous nuira certainement pas. Je l'ai remercié comme je devais et le Roi me tendant la main que j'ai baisée me fit l'honneur de me baiser sur l'œil».

Ein Postscript zu dem gleichen Briefe — geschrieben in Chantilly, 9 Sept. — enthält die vom König dem Herrn de la Tour diktirten Vergleichspunkte, auf Grund welcher der erstere geneigt gewesen wäre, eine Versöhnung mit dem Bischof von Fréjus anzubahnen. Sie lauten wie folgt:

1. Monsieur le Duc promet une amitié cordiale et sincère à Mr. de Fréjus, une union intime avec lui et promet de regarder ses intérêts comme les siens propres.

2. Pour preuve de cette amitié et de cette union il consent d'abandonner entièrement Madame de Prie et Mr. du Vernais innocent ou coupable de rompre à jamais toute liaison et de n'entretenir aucun commerce avec eux de près ni de loin directement ni indirectement.

3. Mr le Duc consent qu'ils soient punis s'ils sont coupables il ne peut pourtant pas s'empêcher de représenter qu'il y va de son honneur et sa gloire que cette affaire soit assoupie s'en rapportant sur ce point à la prudence et à l'amitié de Mr de Fréjus.

4. Cela posé Mr. le Duc demande de la part de Mr. de Fréjus une amitié pareille à la sienne, cordiale et sincère.

5. Et pour preuve de cette amitié il demande que Mr. de Fréjus travaille à le rétablir dans l'esprit et dans le cœur du Roi et fasse tous ses efforts pour détruire toutes les mauvaises impressions que ses ennemis ont fait

6. Et d'être rappelé de son exil et d'être reçu à la cour de S. M. avec un air de distinction et d'amitié

7. Il n'a point l'ambition de prendre les reines du gouvernement; il croit simplement qu'on ne peut lui refuser sans attaquer son honneur sa place au Conseil du Roi en sa qualité de prince de sang

Wahrscheinlich wäre die Vermittlung möglich gewesen, wenn der Herzog selbst nicht wieder Schwierigkeiten gemacht und behauptet hätte, seine frühere Stellung lasse ihm nicht zu, sich an den Bischof, der inzwischen Cardinal geworden war, zu wenden, da er mit einer Bitte allein vor den König selbst treten könne. Die Unterhandlungen dauerten noch einige Jahre fruchtlos fort und Herr de la Tour blieb dabei stets der vertraute Geschäftsträger und in beständigem Verkehr mit König Stanislaus, bei dem er noch häufige geheime Audienzen in Chambord, Versailles und anderwärts hatte und für den er noch im Juni 1728 ein weitläufiges Memorial verfaßte, das alles umfaßt, was die damaligen Umstände, zumal für die Sicherheit der Königin Maria Leczinska zu erfordern schienen. Aus den verschiedenen noch vorhandenen Papieren geht hervor, daß Stanislaus, dessen eigene Existenz gleichsam von Frankreich, das ihn beschützte, abhing, sich nie getraute, für den Herzog sich offen und entschieden bei dem Cardinal zu verwenden, dessen Gewalt über das schwache Gemüth des Königs von Frankreich und auf die Staatsangelegenheiten immer fester wurde, so daß Fleury bei anscheinender Mäßigung bald unumschränkter Herrscher wurde, dem Niemand mehr entgegenzutreten wagte. Nachdem die intriguante Marquise de Prie schon im Sommer 1727 auf ihrem Schloß Courbe-Epine vor Verzweiflung über ihre Verbannung gestorben und ihr verderblicher Einfluß auf den Herzog nicht weiter zu besorgen war, durfte dieser sich wieder freier bewegen; er hoffte aber vergebens auf den baldigen Tod des bejahrten Fleury, welcher, obgleich 37 Jahre älter, den Herzog doch überlebte, der sich nie mehr in der Nähe des Hofes aufhielt und dessen Residenz bis an sein Ende das Schloß Chantilly blieb. Die Königin, durch ihren klugen Vater gut berathen

und wenn schon tief gekränkt durch die Zurücksetzung des Herzogs, dem sie ihre Stelle zu verdanken hatte, hütete sich wohl, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen und sich dadurch den Unwillen des allmächtigen Cardinals zuzuziehen, der nun auch nicht mehr störend auf ihr gutes Vernehmen mit ihrem königlichen Gemahl einwirkte und als sie endlich im September 1729 einen Thronerben und in der Folge noch mehrere Kinder gebar und sich unter allen öfters wechselnden Verhältnissen mit immer gleicher Würde zu benehmen wußte, so blieb ihr die allgemeine Liebe und Achtung bis an ihr spätes Ende.

Meinen Großvater, wenn schon er der Königin nie vorgestellt worden, von dem ihr aber durch ihren Vater bekannt war, wie thätig er sich für ihre eigenen und die Angelegenheiten des Herzogs, wenn auch nur als untergeordnetes Werkzeug verwendet hatte, rettete sie aus einer drohenden Gefahr. Wenn er auch seine geheimen Zusammenkünfte mit dem König Stanislaus noch so vorsichtig zu veranstalten geglaubt hatte, so waren sie doch dem schlauen Cardinal durch seine überall verbreiteten Spione verrathen worden, er wollte sich dieses unbequemen Unterhändlers entledigen und der Verhaftbefehl, der meinen Großvater nach der Bastille bringen sollte, war bereits ausgefertigt, als die Königin davon unterrichtet wurde. Sie wagte es, den Cardinal um Schonung für einen ihrem Vater werthen Mann anzuflehen und es gelang ihr erst nach langen, mit Thränen begleiteten Bitten, den Widerruf des strengen Befehls zu erlangen. In einem Brief, den mein Großvater 28 Jahre später an den König Stanislaus, der damals in Lothringen herrschte, gerichtet und wovon noch ein Concept vorhanden ist, wird dieser Umstand in Erinnerung gebracht. Wenn Herr de la Tour dießmal noch verschont blieb, so nährte der rachsüchtige Cardinal doch immer einen nachhaltigen Groll gegen ihn, dessen Wirkungen er viele Jahre später noch erfahren sollte, als er sich längst von dem alten Prälaten vergessen glaubte. Es soll dessen später erwähnt werden.

Neben seinen geheimen Geschäften für den Herzog mußte mein Großvater auch darauf denken, seine zerrütteten Finanzen durch verschiedene

Spekulationen zu verbessern, denn sein Aufenthalt in Paris war immer mit großem Aufwand verbunden und daneben hatte er noch für den Unterhalt seiner Familie in St Gallen zu sorgen, allein das Glück war ihm dabei nie mehr günstig Besonders schlug eine große Unternehmung, Paris mit Haber zu versorgen, entschieden zu seinem Nachtheil aus Er hatte vermittelst des Kredits, dessen er als anerkannt rechtlicher Mann noch immer genoß, durch seine Freunde, Paris dem ältern, Paris de Montmartel, Graf Osmond und andern die nöthigen Summen für die Spekulation zusammengebracht, allein ein Theil der Gelder wurde durch einen spitzbübischen Angestellten, der den Ankauf des Habers in seiner Provinz besorgen sollte, unterschlagen; durch einen andern Beauftragten wurde zwar ein ungeheures Quantum Hafer angekauft, dasselbe aber noch feucht und in der ungünstigsten Jahreszeit verpackt und eingeschifft, so daß der ganze Vorrath, als er im Frühjahr 1729 endlich in Paris anlangte, unbrauchbar geworden, auf dieser Unternehmung zwischen 50,000—60,000 Pfund verloren gingen und des Großvaters Schuldenlast noch bedeutend vermehrt war. Um diese Zeit eröffnete sich für Herrn de la Tour die Aussicht auf ein noch ganz unbekanntes Feld neuer Thätigkeit, für die er sich aber erst unter weit schwereren Prüfungen als alle früheren die nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen sammeln mußte und auf dem er vollends zu Grunde gegangen wäre, hätte nicht sein unbeugsamer Muth und eisenfester Charakter die ihm entgegenstehenden Hindernisse besiegt Sein Gönner, der Herzog von Bourbon, hatte zwar für die auf ihm lastende und durch den Cardinal Fleury stets unterhaltene Ungnade des Königs allen Einfluß auf die Staatsgeschäfte eingebüßt, als Prinz von Geblüt war er aber doch nicht völlig aller seiner früheren Aemter beraubt, die mit der Politik in keiner Verbindung standen, und blieb z B nach wie vor Großmeister aller Bergwerke Frankreich's, wozu ihn schon, bevor er erster Minister wurde, der Regent Herzog von Orleans ernannt hatte Es war dieses aber bloß ein leerer Titel ohne Beschäftigung, denn es gab damals in Frankreich so viel als gar keinen Bergbau und der Großmeister bekümmerte sich auch nicht um denselben Als aber sein Sekretär Villaye

ſtarb, der die Controle über das Bergwerk geführt und den der Cardinal ebenfalls bei ſeiner Stelle gelaſſen hatte, fand der Herzog, der ſich mit wenig anderem beſchäftigen konnte, für rathſam, ſich mit dieſem Verwaltungszweige zu befaſſen und ließ Millaiſe hinterlaſſene Papiere durch den Grafen Osmond unterſuchen. Dieſer war aber nicht dazu geeignet und bewog den Herzog, das Geſchäft dem Herrn de la Tour zu übertragen, als eine ſchickliche Gelegenheit, ihm endlich für ſeine ſo lange treu und unentgeltlich geleiſteten Dienſte eine Anſtellung zu verſchaffen. Mein Großvater wurde alſo zum Generalcontroleur der Bergwerke ernannt und ſollte ſeinen Gehalt in der Abgabe des zehnten Theiles finden, den die vom Staat mit Conceſſionen zum Bergbau belehnten Unternehmer von dem Ertrag ihres Gewinns zu entrichten hatten. Herr de la Tour fand Millaiſe's Archiv in der gräulichſten Verwirrung, und er brauchte ein Jahr Arbeit, um etwas Ordnung in dieſes Chaos zu bringen. Eine Menge Conceſſionen waren zwar ertheilt worden, aber ſie wurden zum kleinſten Theil wirklich ausgebeutet, ſondern dienten gewöhnlich nur dazu, eine Art Geſellſchaft zu gründen und die Aktien dem Publikum mit großem Gewinn anzuhängen. Dieſe Conceſſionen warfen daher auch dem Controleur nichts ab und mein Großvater mußte ſein Augenmerk in erſter Linie darauf richten, dahin zu ſorgen, daß mit der Ausbeutung begonnen werde, was dann auch da und dort geſchah. Bei jenen undankbaren Geſchäften war ihm ein Landsmann und Freund behülflich, den ihm ſein guter Stern zuführte. Sebaſtian Hegger, weitläufig mit ihm verwandt und nur wenige Jahre älter als er, war in St. Gallen ſein täglicher Schul- und Spielgenoſſe geweſen. Am nämlichen Tage des Jahres 1703 verließen Beide zugleich ihre Vaterſtadt: mein Großvater, um ſich in die Lehre nach Genf, und Hegger, um ſich nach Paris zu begeben, woſelbſt er eine Anſtellung in einem Banquierhauſe bei Verwandten erhielt, die große Geldgeſchäfte machten und dem von Haus aus unbemittelten Jüngling geſtatteten, ſich aus dem Abfall ihres viele Millionen betragenden Wechſelverkehrs Vermögen zu ſammeln. Allein das Banquierhaus mußte ſpäter ſeine Zahlungen einſtellen, wie das bei den meiſten der vielen

Digitized by Google

St. Galler, die damals dem Glück in Paris nachjagten, der Fall war, und Högger selbst büßte durch leichtsinnige Spekulationen und eine an Schwachheit grenzende Gutmüthigkeit gegen treulose Freunde und seine grundschlechte Frau auch alles wieder ein, was er sich früher durch Fleiß zusammengespart hatte. Nach mancherlei ungünstigen Schicksalen und nachdem er sich lange in Frankreich herumgetrieben, gerieth er endlich ganz auf die Hefen und trat mit seinem Jugendfreunde Bünzler, den er Jahre lang aus dem Gesicht verloren hatte, nun wieder in Paris zusammen, wo sie die alte Freundschaft erneuerten. Edelmüthig, wie mein Großvater von jeher gewesen, nahm er sich des bedrängten Freundes eifrig an, verschaffte ihm mancherlei nützliche Bekanntschaften, zog ihn an seine Tafel und gab ihm Beschäftigung auf seinem Bureau. Högger hat ihm das auch redlich vergolten, stand ihm in der Folge stets hülfreich zur Seite und ist ihm bis zum Ende treu geblieben.

Herr de la Tour hatte nicht die mindeste Kenntniß vom Bergbau und wußte einzig aus den Schriften Millarse's, daß schon in früherer Zeit in den Pyrenäen solcher mit Erfolg betrieben worden sei. Er fand auch in seiner Umgebung trotz eifrigen Suchens Niemand, der etwas in diesem Fach zu leisten vermochte und war daher froh, als ihm durch den Prinzen Georg von Hessen-Kassel, der sich zufällig in Paris aufhielt, ein Gemeshauptmann Pauli zugeführt wurde, der vorgab, im Harzgebirge den Bergbau theoretisch und praktisch erlernt zu haben. Pauli war ein bildschöner Mensch von seltener Gewandtheit und Beredsamkeit und wußte Herrn de la Tour von seinen Kenntnissen und Erfahrungen im Hüttenwesen so wortreich vorzudemonstriren, daß dieser beschloß, ihn in die Pyrenäen als Experten zu entsenden, um dort Nachforschung zu halten, ob es sich lohnen dürfte, daselbst mit größern Mitteln nach Metallen zu graben. Nach Verfluß einiger Monate kam Pauli wieder zurück und wußte viel zu erzählen, wie er in den von ihm bereisten Gegenden überall Spuren von Metallschätzen gefunden habe und daß es nur an der richtigen Anhandnahme der Arbeit fehle. Meinem Großvater aber, dem er während seiner Reise oftmals geschrieben und seine Theilnahme dadurch gesteigert

hatte, eröffnete er im Vertrauen, auf erhaltene Winke habe er sich besonders in Niedernavarra umgesehen und dort Metalladern und Erzgänge gefunden, welche die reichlichste Ausbeute versprächen. Er zeigte ihm auch die mitgebrachten Stufen, die nach seiner Versicherung in seiner Gegenwart aus der Erde gezogen worden und von welchen einige Blei, andere reines Kupfer, Kupfer mit Silber vermischt, einige sogar Gold enthalten sollten. Die Gegend, wo diese Metalle zu finden, wäre viel zu weit von Bearn entfernt, als daß er sich dort mit der Compagnie Galarin einlassen könnte, indem er im Thal von Baigorry mehr zu finden hoffte als in ganz Gaskonien und Bearn. Er rieth dem Herrn de la Tour, seine Controleurstelle aufzugeben, dafür eine Concession nachzusuchen und vereint mit ihm eine Gesellschaft zu begründen, welche dann, mit hinreichenden Geldmitteln versehen, die dort in der Erde verborgenen Schätze zu Tage fördern und in kurzer Zeit große Reichthümer erwerben könnte.

Pauli wußte das Alles so reizend auszumalen, daß Herr de la Tour, der von solchen Dingen noch gar Nichts verstand, allmälig an diesem Plan Gefallen fand. Seine Erfahrungen bewiesen ihm nur zu gut, wie wenig ihm bis dahin das Wohlwollen des Herzogs genützt, wie seine jetzige Stelle ihm Jahre lang noch kein Einkommen verschaffen und wie er sich solcher Gestalt nie von seiner Schuldenlast befreien könne. Hier aber bot sich ihm die Möglichkeit dar, sich endlich aus diesem Labyrinth herauszufinden, um in den Stand gesetzt zu werden, für seine Familie zu sorgen. Sein reifer Muth flößte ihm das Vertrauen ein, einer ganz neuen Lebensaufgabe gewachsen zu sein. Er ging in Pauli's Vorschlag ein, erhielt ohne Schwierigkeit vom Herzog die Erlaubniß, eine Actiengesellschaft zu bilden, welche die nöthigen Mittel zur Gründung einer neuen Bergbau-Unternehmung in Nieder-Navarra zusammenschießen und in welche Pauli als Theilnehmer statt Geld seine Kenntnisse und Talente einlegen, die Arbeiten leiten und den vierten Theil des Gewinnes beziehen sollte.

Da keine Aussicht vorhanden war, in Paris die erforderlichen Gelder zu finden, reiste Herr de la Tour Ende des Jahres 1729 nach

St. Gallen, ſchloß dort mit den Herren Scherrer und Zollikofer einen Vertrag betreffs des zu gründenden Unternehmens ab, kehrte dann im Frühjahr 1730 mit einem Kredit von über 80,000 Pfund nach Paris zurück und erhielt dort die vom Großmeiſter auf Pauli geſtellte Conceſſion. Unterdeſſen hatte Pauli in Deutſchland dreißig Bergknappen angeworben und zog nun mit dieſen, wie mit meinem Großvater, in das Thal von Baigorry ein.

Kaum dort angelangt, eilte Pauli in das kleine Dorf Irrulaguy, um den Pfarrer aufzuſuchen, war aber wie vom Donner gerührt, als er vernahm, derſelbe ſei vor Kurzem geſtorben.

Herr de la Tour konnte ſich Pauli's Beſtürzung über dieſen Umſtand lange nicht erklären, auch ſchien ihm ſein Benehmen räthſelhaft, denn er ſchweifte lang allein in der Gegend herum, ohne Anſtalt zu treffen, die mitgebrachten Arbeiter zu beſchäftigen. Eben ſo ſonderbar mußte es meinem Großvater vorkommen, daß der Vicomte d'Echaux, Grundherr des Thales, an den er empfohlen war, und der ihn freundlich aufnahm, gar Nichts wiſſen wollte von Mineralien in dieſer Gegend. Die Bauern hingegen, mit welchen er ſich darüber einließ, zeigten ihm einen Berg, der Kupfer enthalten ſolle, wie ſie von ihren Vorältern gehört und wo auch ehemals gegraben worden ſei.

Da Herr de la Tour aus Millaſſe's Notizen wußte, daß Niedernavarra reich an Mineralien ſei, und noch immer glaubte, Pauli habe im Jahr zuvor hier gründliche Forſchungen angeſtellt, ſo ließ er dieſen gewähren, beſchäftigte ſich unterdeß mit der Comptabilität und trachtete Land und Leute, beſonders die deutſchen Arbeiter, kennen zu lernen, die ein guter Schlag von Menſchen zu ſein ſchienen.

Endlich begann Pauli thätig zu werden, ſtellte neben ſeinen dreißig Bergknappen noch eben ſo viele Einwohner an und griff eben den Berg, den die Bauern als kupferhaltig bezeichnet hatten, auf verſchiedenen Punkten an. Nach manchen vergeblichen Verſuchen wurde wirklich etwas Kupfer zu Tage gefördert, das Pauli meinem Großvater voll Freude zeigte und nur bedauerte, daß es ausgeſtampft werden müſſe, was große Unkoſten

verursachen könne, die aber reichlich wieder ersetzt würden, indem der ganze Berg gleichsam aus lauter Kupfer bestehe. Nun wurden Stollen getrieben, Wasserleitungen durch gesprengte Felsen angelegt, Schmelzöfen und ein Pochwerk erbaut und eine Menge anderer Arbeiten rasch nach einander ausgeführt. Metall kam wenig zum Vorschein, und das wenige schien von schlechter Beschaffenheit.

Herr de la Tour hatte sich bei seiner offenen und heitern Weise, mit allen Menschen umzugehen, die Liebe und Achtung der Bergleute bald erworben, er unterhielt sich auch öfters freundlich mit ihnen, während Pauli dieselben kurz und streng behandelte und den pünktlichsten Gehorsam für alle seine Befehle von ihnen forderte. Er schien es ungern zu sehen, wenn mein Großvater sich bei den Arbeitern einfand, bezeigte sich gegen ihn verlegen und beantwortete seine Fragen mit einem Stolz, der einem jüngern Mann gegen dem ältern übel stand. Pauli war ein ganz anderer Mensch geworden und entfaltete eine Kehrseite seines Charakters, die mit seinem frühern, gefälligen Wesen im schneidensten Gegensatz stand. Herr de la Tour begann Verdacht zu schöpfen und Mißtrauen in Pauli's Fähigkeiten zu setzen, das noch gesteigert wurde, als er zuweilen bemerkte, wie die Deutschen einander oft bedenklich ansahen, wenn Pauli ihnen seine Weisungen gab. Das dauerte noch eine geraume Zeit, bis endlich einer der Obersteiger sich heimlich bei meinem Großvater einfand und ihm eröffnete, sein Gewissen erlaube ihm nicht, länger zu schweigen und einen so edeln und menschenfreundlichen Herrn hintergehen zu lassen. Pauli verstehe durchaus Nichts vom Bergwerk, greife Alles verkehrt an, und wenn er und seine Gehilfen ihn auf seine Fehlgriffe aufmerksam zu machen wagten, so fahre er sie rauh an, drohe, sie alle wegzujagen, und habe ihnen streng eingeschärft, sich dergleichen Bemerkungen nie mehr, besonders gegen Herrn de la Tour, zu erlauben.

Jetzt fielen meinem Großvater die Schuppen von den Augen. Er hatte dem Unwesen über ein Jahr lang schweigend zugesehen, seine Zweifel unterdrückt und, weil er selbst noch keinen richtigen Begriff vom Bergwesen hatte, dem vermeinten Sachkenner keine Einwendungen machen

wollen. Nun aber eines Bessern belehrt, setzte er Pauli mit der ihm innewohnenden Würde zur Rede. Dieser schien sehr verwundert, seine Kenntnisse bezweifelt zu sehen und weit entfernt, seine Unwissenheit einzugestehen, wies er die ihm gemachten Vorwürfe stolz und trotzig zurück. Beide geriethen hart aneinander.

Es fand sich nun allmalig und wurde durch spätere Erkundigungen bestätigt, daß Pauli allerdings Architektur studirt, und als im Harzgebirge eine kleine Stadt abgebrannt war, sich dorthin begeben, um Beschäftigung beim Wiederaufbau derselben zu finden, daß er aber nur wenige Monate dort geblieben, sich nebenbei aus Neugier in den vielen Bergwerken der Gegend umgesehen, die Arbeiten beobachtet, Einiges darüber notirt und abgezeichnet und nachher mehrere Bücher über Bergbau gelesen habe, und dann gehofft hatte, sich vermittelst der deutschen Bergleute bald hineinzuarbeiten, während er doch zu einbildisch war, sich irgendwie von diesen Etwas zeigen oder rathen zu lassen. Es fand sich ferner, daß er auf seiner Reise im Jahre 1729, zwecklos herumstreifend, zufällig im Thale Baigorry mit dem Pfarrer der kleinen Gemeinde Irroulaguy bekannt geworden war, von diesem, der ein Liebhaber von Mineralien war, jene Stufen erhalten hatte, die er in Paris mit der Versicherung vorgewiesen, sie wären in seiner Gegenwart aus der Erde gezogen worden, während der Pfarrer sie aus ganz verschiedenen Gegenden, den größeren Theil derselben jenseits der Grenze aus Spanien, gezogen, und daß der Pfarrer ihm versprochen, wenn er wieder, von Arbeitern begleitet, zurückkäme, ihm dann die verschiedenen Punkte der Umgegend zu zeigen, wo seiner Vermuthung nach Kupfer zu finden wäre. Daher Pauli's Bestürzung, als er den Pfarrer, auf den er allein gezählt, nicht mehr unter den Lebenden fand.

Und so hatte Pauli innerhalb 16 Monaten in frevelndem Uebermuth über 60,000 Pfund nutzlos verschleudert.

Nach verschiedenen heftigen Auftritten, bei welchen er sich als an seiner Ehre gekränkt erklärte, entfernte er sich unter leidenschaftlichen Drohungen, sich dafür zu rächen, paßte dann heimtückisch dem Herrn de la Tour auf, überfiel ihn zweimal aus einem Hinterhalt, ohne ihm

Etwas anhaben zu können; beim dritten und letzten Angriff, den er am 29. Januar 1732 wiederholte, gelang es ihm, ihn durch einen Schuß zu verwunden, wurde aber von meinem tapfern Großvater mit dessen gutem Degen in die Flucht geschlagen. Vergebens ließ Herr de la Tour vermittelst einer Criminalklage den gewissenlosen Windbeutel verfolgen; er war und blieb auf immer verschwunden.

Der Herzog von Bourbon ließ nun die Verhältnisse des Unternehmens untersuchen, worauf die Concession Pauli zurückgezogen und Herrn de la Tour eine neue, auf seinen Namen lautende, ausgestellt wurde. Aus Deutschland wurden auch neue Bergleute berufen und von Herrn de la Tour der Bergbau theoretisch studirt. Die neuen Arbeiten begannen bald einige Früchte einzutragen, es wurden mehrere Kupferadern entdeckt, die schönes Metall lieferten, daß die Kaufleute von Bajonne dasselbe gern kauften, gut bezahlten und keines mehr aus dem Norden kommen ließen. Die Unternehmung versprach eine vielversprechende Gestalt zu gewinnen, sich immer weiter auszudehnen und in der ganzen Gegend Aufsehen zu erregen. Allein noch immer reichte der Ertrag des Baues kaum hin, die Kosten desselben zu bestreiten, geschweige denn die von Pauli vergeudeten Summen wieder zu ersetzen; die Kupferadern wurden dünner, und es war vorauszusehen, daß sie auf dieser Seite bald erschöpft sein und bald ganz ausgehen würden.

Die deutschen Bergleute durchzogen mit Herrn de la Tour die Gegend und entdeckten die einst von den Römern betriebenen Werke. Diese fanden sich näher an den spanischen Grenzen, drei Stunden von Nonceveaux zwischen dem Thale von Baigorry und den Alduiden. Hier lagen noch einzelne Kupferadern zu Tage. Der Berg war in allen Richtungen, in die Höhe und Tiefe ganz durchhöhlt, mehr als hundert verschiedene Gallerien führten hin und her und, nach der Ausdehnung dieser Werke zu urtheilen, mußten über 100,000 Menschen mit dieser kolossalen Arbeit beschäftigt gewesen sein. Allein je tiefer die Stollen führten, desto beschwerlicher mußten sie für die Römer geworden sein, weil sie das Schießpulver noch nicht kannten, und diesem Umstand allein war es ohne

Zweifel zuzuschreiben, daß sie diese Werke aufgeben und verlassen mußten, obgleich der Berg noch lange nicht ausgebeutet war und sich noch Spuren von Kupfer, Eisen und andern Metallen zeigten.

Der Plan, die Arbeiten der Römer fortzusetzen und hier Metall zu Tage zu fördern, mußte bald aufgegeben werden, da schon die Wegräumung des alten Schuttes enorme Summen verschlungen hätte. Die unterbrochenen, in Bagorry angefangenen Arbeiten wurden nun wieder in Angriff genommen, aber mit wenig Erfolg, so daß nach und nach alle Theilhaber am Geschäft zurücktraten, um nicht neue Fonds riskiren zu müssen. Jetzt war mein Großvater ganz auf sich angewiesen, und doch verlor er den Muth nicht. Seine erprobte Redlichkeit ließ ihn von Neuem bei entfernten Freunden, die aber keinen Theil an seinen Wagnissen nehmen wollten, persönlichen Credit finden. Er raffte Alles zusammen, was er nur auftreiben konnte, und strengte alle seine Kräfte an, um die angefangenen Arbeiten nicht aufgeben zu müssen, und wurde dabei von seinen Deutschen redlich unterstützt. Diese hofften, immer ergiebigere Metalladern zu entdecken; es war aber, als necke sie ein schadenfroher Kobold, der sie zuweilen auf die Spur zu leiten schien, sie aber dann hohnlachend wieder verließ.

Mein Großvater versuchte auch die Bewilligung der Regierung zu erhalten, aus dem mit Silber versetzten Kupfer Billon-Münzen schlagen zu lassen; der Herzog getraute sich aber nicht, dieses Gesuch zu unterstützen, und so blieb der Plan unausgeführt. Bis im Jahr 1735 schlug sich nun Herr de la Tour kümmerlich durch, von da an wurde es ihm aber in Folge eines Credits, den ihm die Herren Lagradère in Bayonne gewahrten, wieder möglich, eifriger nach Metall zu graben. Es war nicht zu bezweifeln, daß dessen viel in der Gegend vorhanden sei; aber alle bisher gefundenen Adern gingen bald aus und verloren sich wieder, so daß überall von vorn angefangen werden mußte. Um nun immer genug tüchtige Leute zu seiner Verfügung zu haben, ließ mein Großvater durch einen Steiger eine Art von Schule errichten, in welcher jüngere Männer für diesen Beruf gebildet wurden; er bahnte auch in Deutschland Ver-

bindungen an, um von derther neue Bergknappen zu erhalten, so bald er deren bedürfte, manchen derselben ließ er sogar Wartgelder verabreichen. Diese allerdings zweckmäßige Einrichtung erforderte aber bedeutende Summen, während die Ausbeute bald wieder noch geringer wurde.

Um nun wenigstens seine Schmelzöfen und die dabei angestellten Arbeiter immer zu beschäftigen, fand Herr de la Tour Mittel, Kupfer aus Spanien kommen und dasselbe zum Verkauf zubereiten zu lassen, was immer noch Etwas eintrug, doch nicht lange dauerte, indem ihm zur Bedingung gemacht wurde, jenseits der Grenze auf spanischem Boden eine Anstalt zu begründen, und als er sich darauf nicht einlassen wollte, noch konnte, wurde dort die Kupferausfuhr verboten.

Als die Aussichten sich noch mehr verschlimmerten, verfiel mein an Geist und Körper sonst so kräftiger Großvater wahrscheinlich in Folge der beständigen Anstrengung in eine schwere Krankheit, die ihn mehrere Monate außer Stand setzte, seinen Geschäften selbst vorzustehen und von der er sich nur langsam wieder erholte.

Inzwischen war auch Sebastian Högger wieder zu meinem Großvater gestoßen, nachdem er sechs Jahre lang in jenem Interesse bei einer Bergbau-Gesellschaft in Creuzot thätig gewesen, und gab für ihn ein getreuer Buchhalter, der mit eisernem Fleiß und strengster Redlichkeit ihm von nun an immer zur Seite stand. In der zweiten Hälfte des Jahres 1738 erhielt Herr de la Tour vom Herzog den Auftrag, als patentirter Inspektor alle Bergwerke in den südlichen Provinzen zu bereisen, dieselben genau zu beobachten und ihm darüber Bericht zu erstatten. Mein Großvater war gleich bereit, diesem Ruf Folge zu leisten, übertrug die Oberaufsicht über seine Anstalt seinem damals sechsundzwanzigjährigen Sohne Sebastian und dem treuen Freunde Hogger, nahm seine beiden Obersteiger mit und begab sich auf die Reise, welche ihn durch die Pyrenäen, längs dem Roussillon, die Cevennen, das Dauphiné und die Provence führte und sechs Monate dauerte. Ueber Alles, was er gesehen, beobachtet und untersucht hatte, stattete er dem Herzog Großmeister einen genauen, weitläufigen Bericht ab, der seine Kenntnisse und

Erfahrungen in das hellſte Licht ſtellte. Die Reiſe hatte ihn gegen 5000 Pfund gekoſtet. Der Herzog war mit den Berichten im höchſten Grad zufrieden, überhäufte ihn mit Lobſprüchen und verſprach ihm die Gunſt, für welche er ſich ſchon ſo lange vergebens beworben, endlich zu verſchaffen, um ihn für ſeine Mühen und Auslagen zu entſchädigen und die Mittel an die Hand zu geben, die römiſchen Werke mit Erfolg anzugreifen. bei dieſer Verheißung aber blieb es, und Herr de la Tour erhielt weder ſeine Reiſekoſten erſtattet, noch die Erlaubniß, Kupfermünzen ausprägen zu laſſen.

Die Inſpektionsreiſe hatte ihm inſofern doch ſo viel genützt, daß dadurch ſeine Beobachtungsgabe geſchärft, ſeine Fachkenntniß erweitert und durch Wiederbelebung ſeiner Geſundheit ſein Muth von Neuem aufgerichtet wurde, was alles um ſo nöthiger war, als während ſeiner und des Bergmeiſters Abweſenheit manches in ſeiner Anſtalt in's Stecken gerathen und ſo Vieles wieder nachzuholen war.

Nachdem das Jahr 1739 in vergeblichen Erwartungen beinahe verſtrichen war und Herr de la Tour, ſtatt begünſtigt zu werden, noch die empfindliche Einbuße erlitt, daß ihm das Schießpulver, welches er bisher aus den königlichen Magazinen bezogen, um den Preis, wie es den Pächtern erlaſſen wurde, nicht länger verabfolgt werden wollte und er dasſelbe von nun an wie das Publikum doppelt ſo theuer bezahlen ſollte, beſchloß er alle ſeine Kräfte anzuſpannen, ein Großes auf's Spiel zu ſetzen und, wenn auch mit der Vorausſetzung, lange keinen Gewinn zu erzielen, ſich nunmehr an die Römerwerke zu wagen. Es war gleichſam ein Entſchluß der Verzweiflung. Um ſeine ökonomiſchen Mittel zu ſchonen, dankte er die Hälfte ſeiner Arbeiter ab und behielt von den Beſſern nur ſo viele als einerſeits erforderlich waren, aus ſeinen bereits beworbenen Werken das wenige Kupfer, das dort gefunden wurde, zu gewinnen, um doch nicht jede Einnahme ganz entbehren zu müſſen und anderſeits die Eingänge des Berges Aſtezourria von dem ſeit Jahrhunderten dort aufgehäuften Schutt zu befreien, in die Gallerien der Römer einzudringen und neue Stollen daneben zu treiben. Tief im Schooß dieſer alten Gänge wurden

noch hie und da verschiedene Münzen gefunden, wovon ich noch eine von schlechtem Silber aus dem dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung besitze, welche die Inschrift «Imperator Gordianus Pius Felix» trägt und ungefähr die Epoche bezeichnet, in welcher die Römer diesen umfangreichen Bergbau betrieben.

Unter verschiedenen Deutschen, welche die beschwerliche Arbeit in dem Bergwerk Asteçourria leiteten, befand sich ein Obersteiger, Namens Nessel, ein Mann von eben so großen Kenntnissen und Erfahrungen in seinem Fach, als von unergennützigem und edlem Charakter, der an meinem Großvater mit seltener Treue hing und immer bereit war, ihm dieselbe durch die That zu beweisen. Dieser belebte durch seine überall thätige Gegenwart die gewagte neue Unternehmung. Allein sie rückte nur langsam vorwärts, weil es an Geld gebrach, eine viel größere Zahl von Händen dabei in Bewegung zu setzen.

Im Anfang des folgenden Jahres wurde Herr de la Tour durch die Nachricht vom Tode des Herzogs von Bourbon überrascht, der nach kaum erreichtem achtundvierzigsten Jahre den 27. Januar 1740 in Chantilly gestorben war. Wenn auch mein Großvater sich dieses bloßen Wortgönners keineswegs zu rühmen hatte, so war ihm dessen Verlust höchst empfindlich und konnte traurige Folgen für ihn haben; denn nur der Herzog wußte, welche Dienste er geleistet, welche Opfer er gebracht und nun war jede Aussicht dahin, sich für Alles, was er so unergennützig geleistet, anerkannt, entschädigt und belohnt zu sehen. Dieses Ereigniß scheint auch einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth bewirkt zu haben, daß er — wenn auch nicht gerade kleinmüthig — doch in eine ernste und weiche Seelenstimmung versetzt wurde, als ahne er nicht bloß einen vollständigen ökonomischen Ruin, sondern auch sein eigenes nahes Ende. Bald erhob er sich aber wieder aus dieser weichen Stimmung und richtete seine ganze Thatkraft auf die neubegonnene schwere Arbeit. Mit großen Geldopfern wurde eine der römischen Galerien aufgeräumt, ein neuer Schacht in die Tiefe gegraben, wo denn auch wieder schöneres und reineres Kupfer gefunden wurde. Aber gleichzeitig drang auch das Bergwasser

immer von Neuem in den Schacht ein, so daß bald auch diese Arbeit, weil zu kostspielig, aufgegeben werden mußte. Nun wurde von Außen her ein neuer Stollen in die Tiefe getrieben und gleichzeitig für Wasserabfluß gesorgt. Seit dem Tode des Herzog Großmeister hatte Herr de la Tour seine Berichte an den Intendanten von Navarra und Bearn, Herrn von Sevilly, übersandt, der ihn kannte und ihm günstig gesinnt war, aber doch nicht begreifen konnte, daß mein Großvater sein Vorhaben noch nicht aufgebe. Bei diesem Intendanten erneuerte nun auch Herr de la Tour das Gesuch um die Bewilligung, aus dem zu Tage geförderten Metall Billon-Münzen prägen zu lassen. Herr von Sevilly sandte die betreffende Eingabe mit einer warmen Empfehlung an die Regierung, allein das Gesuch fand nicht nur kein Gehör, sondern hatte eine Epyode zur Folge, die gleich einer Unheil verkündenden Gewitterwolke die Existenz meines Großvaters bedrohte. Es zeigte sich nämlich einige Monate später, und als Herr de la Tour selbst bereits in die drückendste Lage gerathen war, ein unbekannter Franziskanermönch, Recollet, im Thale von Batgorry, der hin und her schlich und überall meinen Großvater anzutreffen und Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen suchte, was ihm auch bald gelang.

Dieser Pfaffe, der mit seinen Verhältnissen bekannt schien, richtete allmälig eine Menge verfänglicher Fragen an ihn und suchte ihm durch geheimnißvolle Winke Mittheilungen abzulocken, auf die der Gefragte sich einzulassen am wenigsten geneigt war. Wie diese Versuche fruchtlos blieben, rückte der Mönch offen auf ihn ein und verlangte eine vollständige Beichte über die geheimen Aufträge, die Herr de la Tour vor fünfzehn Jahren für den Herzog von Bourbon an den König Stanislaus ausgerichtet, über alle Personen, die daran betheiligt, was der Erfolg jener Unterhandlungen, inwiefern die Königin davon unterrichtet u. dgl., woraus nun deutlich hervorging, daß der Mönch ein Spion des Kardinals Fleury und angewiesen war, aus der Gegend von St. Jean de Luz, wo er sich aufhielt, alles zu beobachten, was auf der Grenze zwischen Frankreich und Spanien vorfiel und darüber zu berichten. Der zähe und rachsüchtige Cardinal

war ohne Zweifel durch das ihm zu Gesicht gekommene Memorial wieder an Herrn de la Tour erinnert und sein alter Groll gegen ihn neu geweckt worden. Jetzt mochte er glauben, seine Neugier über jene verjährten Unterhandlungen befriedigen und ihm, den er in der Noth wußte, durch seinen Spion Alles, was er zu wissen wünschte, ablocken zu können.

Mein Großvater erkannte wohl die Gefahr, die ihm von Seiten des Prälaten drohte, der damals schon über 86 Jahre alt war, allein er war dennoch nicht zu bewegen, seinen, wenn auch verstorbenen, herzoglichen Gönner, geschweige den noch lebenden König Stanislaus zu verrathen. Mit der ihm eigenen Gewandtheit zeigte er sich über solche Fragen verwundert und versicherte dem Pfaffen, seine häufigen Besuche in Chantilly hätten keinen andern Zweck gehabt, als seine Auslagen für die Akademie, und bei dem König Stanislaus durch dessen Verwendung seine dreitausend Dukaten von dem Grafen Poniatowsky wieder zu erhalten. Vergebens spiegelte ihm der Pfaffe die Aussicht auf eine einträgliche Stelle bei den Finanzen vor, wenn er ihm zu Handen des Cardinals seine Geheimnisse offenbaren wolle, vergebens drohte der Pfaffe mit Verweisung aus Frankreich, mein edler Großvater blieb unerschütterlich. Der Spion verließ ihn grollend und zeigte sich weiter nicht mehr. Seine Drohungen blieben zum Glück ohne Erfolg, Herr de la Tour hielt sich aber vor der Rache des Cardinals nie ganz sicher, bis daß dieser nach Verfluß von zwei Jahren gestorben war.

Inzwischen rückte die Arbeit im Berg Astezeourria nur langsam vorwärts; statt wie es nöthig gewesen wäre, mehr Arbeiter anzustellen, um das Unternehmen schneller weiter zu führen, mußte mein Großvater solche entlassen, da er sie nicht mehr bezahlen konnte. Das Haus Lagravère wollte nun auch keine neuen Summen mehr vorstrecken und Herr de la Tour mußte froh sein, daß sie ihre früheren Einlagen nicht von ihm zurückforderten. Um diese Zeit, den 6 April 1742, starb dann auch bei ihrer Tochter zu Motiers im Val de Travers Frau de la Tour, und es kam nun in Folge dieses Todesfalles meine Mutter nach Zürich

zu einem Pfarrer Schweizer in Pension. Dort blieb meine Mutter, wahrscheinlich wenig bekannt, viele Jahre wie verborgen, wurde in der Religion unterrichtet und erhielt zum ersten Mal das h. Abendmahl in Buchs, wo der Sohn ihres Pflegevaters, Johann Caspar Schweizer, Pfarrer war und ihr darüber den 12. Juni 1752 ein Attestat ausstellte, das zugleich ein außerst günstiges Zeugniß über ihren Charakter enthält. Herr de la Tour hatte in Bargerry seinen Sohn Sebastian bei sich nebst Hogger und einem gewissen Junker Friedrich Zollikofer — vielleicht einem Anverwandten jener Familie, welche sich früher bei dem Bergwerke betheiligt hatte — die alle mit ihm sich kümmerlich behelfen mußten. Wenn auch das Vertrauen in seine Redlichkeit nicht abgenommen hatte, so zweifelte doch Jedermann an der Möglichkeit, daß er seine bisherige Stellung länger würde behaupten können. Er galt bereits überall für arm und war es nicht nur, sondern noch unter einer ungeheuren Schuldenlast leidend, von der nur gar nicht vorauszusehen war, wie er sie jemals mit Ehren würde von sich abwälzen können. Der Vicomte d'Esteaux, der eine jährliche Grundsteuer von ihm zu fordern hatte, wollte diese schon längst nicht mehr annehmen, war aber selbst nicht im Fall, ihn nachdrücklich zu unterstützen. Ohne Geld konnte er seine Arbeiten nicht fortsetzen; er borgte von Wucherern, wo er deren noch bewegen konnte, ihm gegen ungeheure Zinse ganz kleine Summen vorzuschießen, die kaum von einem Tage zum andern hinreichten, seine Arbeiter zu bezahlen. Allein auch dieses Hülfsmittel war bald erschöpft. Er mußte seine Leute alle abdanken und sie bei der Abrechnung statt mit Geld mit schriftlichen Anweisungen (bons) auf eine ungewisse Zukunft entlassen und vertrösten.

So stand der hochherzige Mann, dem früher Millionen durch die Hände gegangen, der sich stets gegen Hohe und Niedere so uneigennützig bewiesen, dem es Bedürfniß gewesen, mit vollen Händen auszutheilen, nachdem er zwanzig Jahre lang der Spielball eines feindseligen Geschickes gewesen, nun auf sich selbst verwiesen da, von allen Mitteln entblößt, sich und den Seinigen nur den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Aber ein dankbares Herz war ihm doch geblieben. Seine deutschen Bergleute

hatten sich zerstreut, die meisten in ihre Heimat zurückbegeben. Nur sein Oberfleiger Nessel wollte sich nicht von ihm trennen und auch das bitterste Schicksal mit ihm theilen. Dieser wackere Mann hatte sich in meines Großvaters Diensten allmalig eine Summe von etwa hundert Pistolen vorgespart, womit er nun begann, seinen geliebten Meister zu unterstützen und Herr de la Tour mußte sich eine geraume Zeit dazu verstehen, sich buchstäblich von diesem treuen Diener erhalten zu lassen.

Eine weit empfindlichere Demüthigung mußte aber mein Großvater noch erleben, damit das Maß seines Unglücks bis an den Rand gefüllt werde. Einer seiner letzten Gläubiger, der vergebens das ihm vor kurzer Zeit vorgestreckte Geld mit Ungestüm zurückverlangt hatte, ließ ihn ohne Rücksicht auf seine trostlose Lage verhaften und nun war Herr de la Tour sogar noch seiner Freiheit im Schuldthurme beraubt und mußte sich darauf gefaßt halten, im niedrigsten Elend unterzugehen!

Da trat Nessel wieder in's Mittel und kaufte seinen Herrn los, durch diese großmüthige Handlung waren aber seine seit Jahren zusammengelegten Ersparnisse rein aufgegangen bis auf einen einzigen Sechsliwrethaler.

Während der Gefangenschaft von Nessel mit seinem Hammer früh und spät in der Gegend herumgestreift und hatte an alle Felsen geklopft, als wolle er einen wohlmeinenden Berggeist wecken und aus der Tiefe zur Hülfe heraufbeschwören. Dem Römerwerke im Berge Astezcourria kehrte er den Rücken und wandte sich wieder nach dem Thal von Baigorry, wo früher gegraben und Kupfer gefunden wurde, das aber stets wieder ausging. Dort gab es noch verschiedene Stellen, an welchen der erfahrene Bergmann unterirdische Metalle zu wittern glaubte. Vorzüglich schien ihm die Gestaltung und geologische Beschaffenheit einer langen Reihe von Felsenhügeln, die sich an der Nwe hinzieht, etwas zu versprechen. Dieses Bergwasser, meinte Nessel, könnte zur Anlegung von Trieb- und Räderwerken Dienste leisten, wenn in dessen Nähe Metall gefunden würde. Sobald mein Großvater seiner schmählichen Haft entlassen war, theilte er ihm seine Vermuthungen und Hoffnungen mit und führte ihn an die in's Auge gefaßte Stelle.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren; der letzte Nothpfennig, jener einzig übrig gebliebene Sechslothvierthaler, wurde bestimmt, einige Taglöhne zu bestreiten und von den früher zum Bergbau angeleiteten, dann aber entlassenen Basken der Umgegend fanden sich bald mehrere ein, die unter Ressel's Aufsicht und Mithülfe zu graben und hämmern begannen. Das Schicksal war versöhnt: ein neuer Stern ging meinem so lange schwergeprüften Großvater auf. Ressel fand innerhalb weniger Tage eine Kupferader, die bei weiterem Fortgraben immer mächtiger wurde und bald sogar auf ganze Nester des schönsten reinsten Kupfers führte. Das Gerücht des glücklichen Fundes verbreitete sich schnell durch das ganze Thal, von allen Seiten her kamen die Basken herbei und erboten sich, auf Kredit zu arbeiten, um nur wieder eine Anstellung und Broderwerb unter dem verehrten Mann zu finden, der sie von jeher so mild und väterlich gehalten. Es wurde nach Bayonne an Lagravère berichtet, der die neue Entdeckung durch Experten prüfen ließ und deren Gutachten so günstig lautete, daß dieses reiche Handlungshaus nun wieder kräftige Zuschüsse lieferte, und nicht nur alle baskischen Arbeiter in Thätigkeit gesetzt, sondern auch die deutschen Knappen von Neuem einberufen werden konnten, die dann auch fröhlich aus der Ferne sich wieder einfanden, um ihre Bons einzulösen und Kameraden mitbrachten, die alle hier Beschäftigung fanden. An Kredit mangelte es nun Herrn de la Tour nicht mehr und dessen bedurfte er im Anfang allerdings, denn hier war jetzt eine ganz neue Anstalt zu begründen, bei welcher frühere Mißgriffe vermieden werden und alle mit schweren Kosten erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen ihre zweckmäßige Anwendung finden mußten. Ueberall wurden Stollen in die Erde getrieben, während andere Arbeiter auf's Schürfen ausgingen; es wurden Pochwerke, Hochöfen, Schmieden, kleinere und größere Wohngebäude aufgeführt und ein Kanal von mehr als tausend Klafter Länge gegraben. Alle Hände waren beschäftigt und der gute Högger, der nur zu lange hatte feiern müssen, trug das Seinige auch dazu bei, die neue Anstalt zu beleben und gab überall die besten Rathschläge.

Es war meinem Großvater nun möglich, die frühern Verluste zu ersetzen, die erforderlichen Waldungen, den Boden, auf dem die Gebäulichkeiten errichtet wurden, nebst den dazu gehörigen Wiesen und Feldern zu kaufen und zu bezahlen.

Leider war es dem Sohne des Herrn **de la Tour** nicht vergönnt, sich lange des wieder aufblühenden Glückes seines Vaters zu freuen, indem er schon den 29. April 1746 im Alter von 34 Jahren starb, als die Anstalt noch bloß im Entstehen begriffen war.

Sowie dieselbe allmälig ihren Flor entfaltete, wurde sie auch von Seite der Regierung mit Wohlgefallen beobachtet, durch wichtige Begünstigungen unterstützt und erhielt vor allen andern Bergwerken in den Pyrenäen den Namen eines **Etablissement royal.** Herr **de la Tour** begab sich öfters nach Paris, wo er den Cardinal Fleury, der im Januar 1743, beinahe neunzig Jahre alt, gestorben war, nicht mehr zu befürchten hatte, machte sich bei den neuen Ministern persönlich bekannt und erwarb sich einen höhern Grad von Zutrauen, als ihm zuvor noch nie zu Theil geworden. Er erhielt eine neue Concession für sich und seine Erben, das Recht, einen Thürsteher in königlicher Livree zu halten, das königliche Wappen an seiner Thür zu führen, königliche Wachen vor die Eingange seiner Minen zu stellen und seine Waldungen zu hüten, die Gerichtsbarkeit über alle seine Untergebenen, welche durch einen eigenen, von ihm angestellten Richter, der bis zum Pranger urtheilen konnte, ausgeübt wurde, gültige Pässe mit seiner einzigen Unterschrift und dem königlichen Siegel zu ertheilen, und endlich auch die früher so oft nachgesuchte Bewilligung, Billon-Münzen pragen zu lassen, die er an die Münzstätten von Pau und Bayonne ablieferte. Für alle diese Begünstigungen hatte er gleich den übrigen Bergbau-Unternehmern in Frankreich der Regierung den zwanzigsten Theil des reinen Ertrags seiner Arbeiten zu entrichten. Zuletzt wurde er noch zum General-Inspektor aller Bergwerke in den Pyrenäen ernannt, eine Stelle, die, weit entfernt ein leerer Titel zu sein, ihn zu häufigen Reisen veranlaßte, die oft Monate lang dauerten, ihn aber auch überall im ganzen Lande bekannt und beliebt machten.

Digitized by Google

Die Organisation des Bergwerks war mit möglichster Sparsamkeit eingerichtet. Herr de la Tour selbst besorgte alle Bestellungen und Einkäufe im Großen und führte die Correspondenzen mit den Minister, wofür er sich einen Privatsekretär in seinem Cabinet hielt. Im Comptoir waltete der Freund und unermüdliche Högger als Buchhalter, Cassier und Zahlmeister im Großen wie im Kleinen, indem er selbst alle Löhne auszahlte und jedem der vielen Arbeiter seine besondere Rechnung stellte.

Zu seiner Hülfe hatte er bloß zwei Schreiber, deren einer der Chirurg Hettlinger war, der Schreiberdienst versah, wenn es Nichts zu arznen gab. Högger führte zugleich die allgemeinen Register, und das ganze Vermögen der Anstalt war ihm mit so unbegrenztem Zutrauen von Seite meines Großvaters übertragen, daß er bloß am Ende jeden Jahres Rechnung ablegte. Daneben war er auch im Laboratorium thätig, wo er die Stelle eines Probierers versah und alle aus der Grube gezogenen Metalle zersetzte und prüfte, was er durch lange Uebung trotz dem erfahrensten Chemiker zu leisten vermochte. Ueber die öftern und langen Abwesenheiten des Herrn de la Tour führte er allein das ganze Geschäft, das unter seiner Aufsicht keinen Augenblick in's Stocken gerieth, und war für jeden vorkommenden Fall mit den nöthigen Vollmachten versehen. Und in alle diese vielseitige Thätigkeit wies er jede Besoldung beharrlich von der Hand und fühlte sich glücklich, mit seinem Jugendfreunde leben zu können, der ihn aber auch wie einen Bruder hielt und in einer Art Gütergemeinschaft alle Genüsse mit ihm theilte.

Neben Sebastian Högger arbeitete auch der schon erwähnte Junker Friedrich Zollikofer bei meinem Großvater, vermuthlich als dessen Privatsekretär. Herr de la Tour setzte aber ein solches Zutrauen in denselben, daß er ihn zum Eidam erkor und ihm, obgleich einundzwanzig Jahre älter als seine Tochter Martha, die Hand derselben versprach. So lange von ihrem Vater getrennt und in der Schweiz lebend, konnte sie diesen ihr bestimmten Bräutigam kaum anders als dem Namen nach kennen. Auch der Vater wußte im Gedränge der Geschäfte wenig von seinem Kinde, das bloß die oberflächliche Bildung jener Zeit erhalten hatte und

zwar ganz artige Briefe in allgemeinen Phrasen, aber aus der Ferne keine solchen zu schreiben verstand, in welchen sich die Tiefe des Gemüthes dem Vater unverkennbar hätte kundgeben können, und Herr de la Tour mochte glauben, das unglückliche Hinken seiner Tochter könnte vielleicht einer dem Alter nach passenden Verbindung im Wege stehen, und daher bei seinen weit vorgerückten Jahren darauf bedacht sein, ihr wenigstens eine anständige Versorgung durch ihre Verehlichung mit einem grund braven, wenn auch ältern Manne zu verschaffen.

Im September 1755 schickte Herr de la Tour seine ältere Tochter, Madame Meuron, die nebst ihrem Manne wieder bei ihm wohnte, mit Zollikofer nach Zürich, wahrscheinlich damit dieser die ihm bestimmte Braut, deren sanftes Gemüth sich den wohlmeinenden Anordnungen des Vaters völlig fügte, persönlich und näher kennen lerne und ihr Jawort erhalte.

Nach Zollikofer's Besuch blieb die Vollziehung seiner Heirath mit Martha noch auf ungewisse Zeiten verschoben, weil zuvor noch der Versuch gemacht werden sollte, durch Dr. Lavater's Hülfe ihre Hüftkrankheit zu heilen oder sie wenigstens zu erleichtern; ihre Schwester blieb also bei ihr in Zürich, beide zogen beim Arzte ein, und Zollikofer kehrte allein wieder in die Pyrenäen zurück, ohne zu ahnen, daß er diese Welt so bald verlassen würde.

Im Oktober 1756 brachten Geschäfte mit dem Ministerium meinen Großvater nach Paris und von dort nach Lunéville, wo er sich dem König Stanislaus, nun mit dem Herzogthum Lothringen belehnt, den er 28 Jahre nicht mehr gesehen, vorstellen ließ. Von dieser Audienz ist kein Bericht mehr vorhanden; sie scheint aber Herrn de la Tour befriedigt zu haben, indem er bald nachher in der heitersten Stimmung in Genf anlangte.

Diese heitere Stimmung, mit neu aufgeregtem Lebensmuth verbunden, hatte wichtige Folgen; denn hier gestaltete sich ein unerwartetes Verhältniß, das eben so rasch entstand als festgegründet wurde. An einem fröhlichen Mittagsmahl kam Herr de la Tour neben ein junges Frauen-

zimmer zu ſitzen, deſſen lebhafte Unterhaltung ihn anzog und wie be zauberte, und ihn verleitete, gleich einem feurigen Jüngling nicht bloß dem heirathsluſtigen Mädchen allerlei Artigkeiten zu ſagen, ſondern nach und nach Wünſche fallen zu laſſen, die ſo bereitwillig angenommen und er wiedert wurden, daß er ſchon beim Nachtiſch ſich zu tief verſtrickt hatte, um mit Ehren wieder zurücktreten zu dürfen. Wenn mein Großvater auch gern unter Freunden ein Glas guten Wein genoß, ſo war er doch kein Trinker, deſſen Verſtand und Beſinnung im Rebenſaft untergeht. Es muß da ein beſonderer Einfluß gewaltet haben. Vielleicht glaubte er, deſſen häusliches Leben in Saigorry wegen der beſtändigen Zwiſtigkeiten mit ſeinem Tochtermann Meuron nichts weniger als angenehm war, demſelben durch die Verbindung mit einer muntern Frau neue Reize verleihen zu können. Wer vermag zu ergründen, was Alles in ſolchen entſcheidenden Augenblicken im menſchlichen Gemüth den Ausſchlag gibt? Genug, nach Verfluß weniger Tage war Herr **de la Tour** verheirathet mit **Geneviève de Leval**, deren Großvater der bald Gefährige Mann hätte ſein können! Sie war zu **St-Jean d'Hérans** im Dauphiné geboren und Tochter eines Hauptmanns im königlichen Infanterieregiment **Angenois**, Ritter **Charles Ode Bonniat du Roux de Leval** und lebte ſeit des Vaters Tod mit ihrer Mutter, einer geborenen Jordan, in Genf in ſehr beſchränkten Verhältniſſen. Der für die junge Frau ſehr vortheilhaft abgefaßte Ehevertrag wurde den 18. November 1756 in Genf unterzeichnet und ausgewechſelt, und ſchon den 21. der Hochzeittag gefeiert.

Meuron ſcheint mit des alten Schwiegervaters Hochzeit nicht ſehr zufrieden geweſen zu ſein, das zwiſchen ihnen ſchon ſeit längere beſtehende, geſpannte Verhältniß wurde noch unangenehmer, und auch nach der Rückkehr der beiden Töchter aus Zürich mag ſich dasſelbe wenig gebeſſert haben, wenigſtens zog Meuron mit ſeiner Gattin nach Yverdon, und nur ihr Sohn **Pierre Henri** blieb bei ſeinem Großvater zurück.

Wenn Herr **de la Tour** auch gegen ſeine ältere Tochter väterlich geſinnt war, ſo wandte ſich ſeine Zuneigung doch bald und vorzüglich auf die jüngere Martha, die er ſo lange nicht mehr geſehen, gleichſam

wie vernachlässigt hatte, und die er nun so liebenswürdig fand, daß er ihr Alles gewährte, was sie nur wünschen mochte, um sie für eine traurige Vergangenheit zu entschädigen, daher er auch ihrer Verlobung mit meinem Vater nicht die mindeste Schwierigkeit entgegensetzte und dieselbe vielmehr nach seiner raschen Weise nicht schnell genug zu Stande bringen konnte. Mein Vater bemerkte einst gegen mich, wenn Herr de la Tour seine Martha früher wiedergesehen, so würde er schwerlich den Entschluß gefaßt haben, sich in solchem Alter noch zum zweiten Mal zu verheirathen.

Die Lebensgeschichte meines Großvaters de la Tour ist bis auf diesen Punkt ausführlicher geworden und hat mehr Raum eingenommen, als ich Anfangs dachte. Je mehr ich in den vielen noch vorhandenen Materialien suchte, desto mehr fand ich Anziehendes für mich, und da wahrscheinlich, wenn ich nicht mehr bin, Niemand mehr jene Schriften so genau wie ich wird durchstudiren mögen, so schien es mir nicht zwecklos, einen solchen chronologisch geordneten Auszug davon zu veranstalten, um einen Ueberblick der merkwürdigen Lebensschicksale eines so bedeutenden Mannes zu hinterlassen.

Ich nehme nun den Faden da wieder auf, wo ich denselben fallen ließ, als mein Vater zum ersten Mal in Baigorry anlangte und so liebevoll aufgenommen war. Herr de la Tour hatte beschlossen, die Hochzeit seiner geliebten Martha in Genf feiern zu lassen, wo auch der Ehevertrag durch einen dortigen Notar abgefaßt werden sollte, sich deßwegen selbst mit seiner Gemahlin dorthin zu begeben und dann das junge Ehepaar nach Zürich zu begleiten, um dort die persönliche Bekanntschaft der ganzen Heß'schen Familie zu machen. Der Professor Caspar, als Geistlicher, war eingeladen, sich auf die bestimmte Zeit in Genf einzufinden, um die Ehe seines Bruders einzusegnen.

Die Kunde dieses wohlmeinenden Vorhabens verursachte großen Schrecken im Posthause zum Schäppel, weil die guten Leute verlegen

waren, wie sie so viele Gäste beherbergen und den alten Herrn mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von Dienerschaft nach Stand und Würde empfangen und mit ausgesuchten Leckerbissen bewirthen könnten. Der Professor Caspar zeigte sich verlegen, nach Genf zu reisen und vielleicht die Trauung, sogar eine Predigt, in französischer Sprache halten zu müssen; er zog es daher vor, dem ältern Bruder Jakob, der sich bei solchen Feierlichkeiten gern zeigte, das Recht der Erstgeburt nicht zu verkümmern und ihm den Vorrang zu lassen. Es wurden Briefe geschrieben voll Danks für die der Familie zugedachte Ehre, aber voll Bedauern und vorläufigen Entschuldigungen, wenn Herr de la Tour nicht Alles so finde, wie er es gewohnt sei. Allein mein Vater, der jene heimischen Verhältnisse nur zu gut kannte, zog die Seinigen bald aus der Verlegenheit, indem er das Landgut des Schwertwirthes Ott im Hard, da später die Eßlinger'sche Kattunfabrik errichtet wurde, für einige Wochen zur Aufnahme und Verpflegung der ganzen Gesellschaft miethen ließ. Zu noch größerer Beruhigung für die ängstlichen Gemüther ließ Frau de la Tour, die kein deutsches Wort verstand und alle Ceremonien scheute, nach Zürich wissen, wie sehr sie bedaure, nicht auch dorthin kommen zu können, indem sie sich vorgenommen, von Genf aus eine Schwester im Dauphiné zu besuchen und die übrige Zeit ihrer Mutter zu widmen.

Im August sollte die Reise nach der Schweiz angetreten werden, Frau de la Tour, Martha, die bekannte Suzette nebst einer alten, baskischen Haushälterin, die für alle Bedürfnisse des Herrn zu sorgen pflegte, von meinem Vater begleitet, zuerst aufbrechen und der Sonnenhitze wegen nur kleine Tagfahrten zurücklegen, Herr de la Tour aber, der in Baigorry und unterwegs noch viele Geschäfte abzuthun hatte, nebst seinem Kammerdiener mit Extrapost nachfolgen. Inzwischen kam Bericht, daß meines Vaters persönliche Anwesenheit für wichtige Abrede wegen Bubikon früher und dringlich nöthig sei. Da Herr de la Tour einen großen Werth darauf setzte, daß dieses Projekt nicht mißlinge, weil er gesinnt war, sich später von seinen Geschäften zurückzuziehen und seine letzten Lebenstage in ländlicher Ruhe bei seiner Tochter Martha zuzubringen, so bewog er

meinen Vater, allein voraussuenen, und sorgte auf andere Weise für sicheres Geleit der Damen.

Mein Vater langte incognito in Zürich an, besorgte in einem Tage seine Angelegenheiten und begab sich dann mit seinem Bruder Jakob nach Genf. Dieser hatte sich gerne zu dieser Reise verstanden, und seine gleich ihm neugierige Frau würde sich noch lieber mitangeschlossen haben.

Am Abend des 10. November 1759 ganz in der Stille und bloß in Gegenwart des Herrn de la Tour, seiner Gemahlin und des Bruders Jakob wurde die Ehe meines Vaters mit seiner geliebten Martha in der Dorfkirche von Chesne durch Johann Fin, Pfarrer der deutschen Gemeinde in Genf, eingesegnet, eine Ehe, die nie durch das mindeste Mißverhältniß gestört oder getrübt wurde und meinem Vater eine höchst liebenswürdige, sanfte, seine öftern lebhaften Temperamentsausbrüche immer durch Liebe beschwichtigende Lebensgefährtin beigesellte, und die ihm zugleich Wohlstand und vollkommene ökonomische Unabhängigkeit sicherte; denn Herr de la Tour hatte ihn in dem später errichteten Ehevertrag ebenso uneigennützig als großmüthig bedacht und wie ein treuer Vater für ihn und seine Martha gesorgt.

Am folgenden Morgen verließ die ganze Gesellschaft Genf, um sich nach Yverdon zu begeben, und verweilte dort bei Meuron's, die nicht zur Hochzeit waren eingeladen worden. Dann ging die Reise nach Zürich; unterwegs aber hielt Herr de la Tour sich ein paar Tage noch allein mit seinem Kammerdiener in Baden auf, um einige Bäder gegen rheumatische Schmerzen zu gebrauchen, die er in einem Arm spürte. Vom Hard aus, wo er sich auch bald einfand, wurden nun alle Mitglieder der Hetzschen Familie besucht und dann auch wieder empfangen und bewirthet. Die Väter verabredeten die künftige Einrichtung ihrer neuvermählten Kinder, zu welcher aber Herr de la Tour das Meiste, wenn nicht Alles, allein beitrug. Die Liebenswürdigkeit des alten Herrn fand allgemeine Anerkennung und ließ die günstigsten Eindrücke von ihm in Aller Herzen zurück. Allein gegen das Ende eines Aufenthalts von wenigen Wochen begann er sich unwohl zu fühlen und wünschte nach

Genf zurückzukehren, um dort noch viele Geschäfte abzuschließen und sich dann wieder nach Baigorry zu begeben, wohin mein Vater und Martha ihn begleiten sollten.

Im Oktober in Genf angelangt, wurde er mit jedem Tag unwohler, und es schien eine auffallende Veränderung in ihm vorzugehen. Der sonst heitere, lebensfrohe Mann zeigte sich verstimmt, launisch, unentschlossen und äußerst reizbar. Wenig erfreuliche Nachrichten aus Baigorry trugen dazu bei, diese Stimmung zu vermehren. Der Ertrag des Bergwerks hatte seit kurzer Zeit abgenommen, der treue Högger war mit Geschäften so überladen, daß er bei seinen hohen Jahren die eingeführte Ordnung nicht überall zu behaupten vermochte, und Meuron war noch zu jung und unerfahren, um sein Ansehen geltend zu machen; eine neue Magd, Joanna, war, hieß es, in **Chateauneuf** plötzlich vom Schlage getroffen worden und gestorben, nachher aber wurde erst entdeckt, daß sie von einer herumtreibenden, dort eingebrochenen Bande am hellen Tag war ermordet worden, was Herrn de la **Tour** hatte verheimlicht werden sollen. Herr de la **Tour** wurde über dergleichen Berichte ängstlich, es trieb ihn weg und doch erlaubten ihm seine zunehmenden Beschwerden nicht, die weite Reise anzutreten. Es schien, als hätten seine frühern, häufigen Anstrengungen und Gemüthsbewegungen jeder Art seine Kräfte erschöpft, und der erst noch blühende Greis wurde zusehends blaß und mager, selbst seine geliebte Martha vermochte nicht mehr ihn aufzuheitern.

Im November wurde der Zustand des Kranken immer bedenklicher, er konnte keine Nahrung ertragen, und seine Frau begann, eine baldige Veränderung ihrer bisherigen Verhältnisse zu besorgen. Bisher hatte Herr de la **Tour** außer den Thoren von Genf gewohnt, nun wurde es aber der Aerzte wegen dringlich, in die Stadt zu ziehen, wo es aber schwer hielt, ein bequemes **Unterkommen** zu finden. Dieser **Umstand**, das Bedürfniß nach Stille und die Kostspieligkeit des Lebens in Genf dienten Frau de la Tour zum Vorwand, ihren ganzen Einfluß auf den alten, schwach gewordenen Mann zu benutzen, daß er Martha und meinen Vater zu Meuron's nach Yverdon ziehen heiße, von wo sie bald wieder nach

Genf zurückberufen werden könnten, wenn es die Umstände erfordern sollten. Ihr geheimer Zweck aber war, allein bei dem Kranken bleiben zu können, um ein für sie günstiges Testament zu erhalten. So ungern sich meine Eltern auch von dem theuren Vater trennten, so mußten sie sich doch seinem Willen fügen, um seine Reizbarkeit zu schonen, sie begaben sich also nach Yverdon in Pension bei Meuron's, wo sie täglich Berichte erhielten, die immer niederschlagender lauteten, und deßwegen ihre Zeit dort in beständiger Angst zubrachten. Den 2. Januar langte unerwartet ein von Genf abgesandter, geräumiger Wagen mit drei Pferden an, um die Kinder des Herrn de la Tour schleunig abzuholen, da er sein Ende herannahen fühlte und sie vorher noch sehen wollte. Sie reisten auf der Stelle ab und wurden von dem Vater freundlich empfangen. Alle üble Laune war verschwunden, und seine väterliche Zärtlichkeit äußerte sich besonders gegen Martha. Die Freude des Wiedersehens schien ihm neue Kräfte verliehen zu haben, die aber bald wieder schwanden. Fieber, Erschöpfung und Delirium wechselten mit lichten Momenten, bis endlich am Vormittag des 30. Januar 1760 das vielbewegte Leben des merkwürdigen Mannes sein irdisches Ziel fand und er sanft im Tod entschlummerte.

Aufrichtiger als alle übrigen Verwandten beweinten mein Vater und Martha den Dahingeschiedenen, der sich so väterlich gegen sie erwiesen, und dessen längeres Leben in jeder Beziehung so erwünscht für sie gewesen wäre. Unterm 31. Dezember 1759 hatte mein Großvater sein Testament errichten lassen, dessen Eröffnung nun stattfand, und über dessen Inhalt Meuron höchst ungehalten war.

Nach vielen über 14,000 Pfund betragenden Legaten für alle seine vielen Bedienstete hatte der Testator seiner Frau neuerdings die ihr im Ehevertrag verheißene Morgengabe bestätigt und ihr über das noch eine lebenslängliche Pension (Leibrente) von 2000 Pfund zugesichert. Für ihren Antheil an Fahrhabe ließ sie sich vorzugsweise, wie ihr das Testament die Wahl überließ, mit 10000 Pfund auskaufen. Der ältern Tochter und ihrem Mann wurden die bereits zu verschiedenen Zeiten

erhaltenen, 60,000 Pfund betragenden Summen zugesichert, sowie Martha diejenigen, die ihr in ihrem Ehevertrag mit meinem Vater verheißen waren. Für das ganze übrige Vermögen, sowie für das Bergwerk in Baigorry waren Martha und Meuron's Sohn, **Pierre Henri**, zu gleichen Theilen als Erben eingesetzt worden, unter der Bedingung, daß letzterer seiner Mutter eine lebenslängliche Leibrente von 3000 Pfund und beide zusammen jene 2000 Pfund der Frau **de la Tour** verabreichen sollten.

Meuron wollte zuerst den Versuch machen, das Testament seines Schwiegervaters umzustoßen; es kränkte ihn namentlich, daß er gar keinen Antheil am Bergwerke haben sollte, während meinem Vater ein solcher bestimmt war, was diesen aber mehr in Verlegenheit setzte, als ihm erwünscht sein konnte, indem er voraussah, sich deßwegen Jahre lang in den Pyrenäen aufhalten zu müssen. Herr **de la Tour** hatte viele Titel seines Vermögens in einer Brieftasche mit sich nach Genf mitgenommen; der geringste Theil war liquid. Es waren Aktien auf Schiffe, die noch lange nicht aus andern Welttheilen zurückkommen konnten, Antheile an andern merkantilischen Spekulationen französischer Handelshäuser, Wechsel auf lange Sicht u. dgl. mehr für beträchtliche Summen. Das Inventarium darüber wurde gehörig gestellt und dem jungen Meuron nach Baigorry geschickt.

Wie seine Eltern sahen, daß Nichts mehr für sie zu theilen und in Empfang zu nehmen sei, reisten sie mißmuthig nach Yverdon zurück, während mein Vater noch längere Zeit in Genf bleiben mußte, um die vielen Geschäfte vollends in Ordnung zu bringen und die Prokur seines Mitinteressenten abzuwarten, von dessen Gesinnungen er sich, als eines etwas eiteln und leichtsinnigen jungen Mannes, nicht sehr viel Gutes versprechen durfte.

Je mehr mein Vater die Sachlage in Erwägung zog, desto mehr überzeugte er sich, daß er ohne Verzug nach Baigorry eilen müsse, damit er dort eine klare Einsicht über den Werth des Bergwerkes, sowie über die vielen andern Theile der Verlassenschaft erhalten und die nöthige Uebereinkunft mit Meuron treffen könne, wie das Bergwerk gemeinschaftlich zu

bewerben sei. Seiner geliebten Martha konnte und durfte er aber nicht zumuthen, ihn jetzt schon zu begleiten, indem sie sich in Umständen befand, die eine so weite und beschwerliche Reise nicht erlaubt hätten. Sie sah vollkommen ein, wie nöthig es für Beide sei, Nichts zu versäumen, was die Sicherstellung ihres Vermögens erfordere, und so munterte sie ihn vielmehr zu seiner vorhabenden Reise auf. Wo aber meine gute Mutter sich unterdeß aufhalten sollte, war eine Frage, die vielseitige Ueberlegung bedurfte. Das Natürlichste wäre für sie gewesen, sich zu ihrer Schwester nach Yverdon in Pension zu begeben; da aber das freundliche Verhältniß zu ihr in der letzten Zeit etwas gelitten hatte, so konnte sich meine Mutter nicht dazu entschließen. Im Hause des Großvaters Hetz hätte sie nicht gut untergebracht werden können, so daß endlich nach langem, schriftlichem Berathen mit dem Bruder Caspar beschlossen wurde, mein Vater solle sie bloß bis nach Yverdon begleiten und der Professor Caspar sie dort nach Zürich abholen, wo der ältere Bruder Jakob sie in seinem Hause aufnehmen wollte, bis eine Wohnung und eine eigene, kleine Haushaltung für sie eingerichtet werden könne.

Frau de la Tour wählte Genf zu ihrem beständigen Aufenthalt und zog wieder zu ihrer Mutter, nach deren Tod sie zwei ihrer Nichten zu sich nahm. Sie starb erst im Dezember 1806 und überlebte also ihren Mann um volle funfzig Jahre.

Im April brachte mein Vater seine zarte Frau nach Yverdon und eilte dann nach schmerzlicher Trennung mit schwerem Herzen über Genf und Lyon nach den Pyrenäen. In Bagneres angelangt, wurde er zwar von dem jungen Manne höflich, aber doch mit einer Befangenheit aufgenommen, die ihm bewies, wie dieser die Anstalt lieber für sich allein hätte behalten mögen. Es dauerte eine Weile, bis beide einander sich genähert und die Geschäfte an die Hand genommen und besprochen wurden.

Meuron war unerfahren und doch eigenmächtig, er lebte mehr dem Vergnügen als dem Geschäfte; mit den vielen von ihm eingeladenen Gästen führte er auf Kosten der Masse eine flotte Junggesellenwirthschaft, die große Summen kostete. Dem Geschäfte nahm sich namentlich Hogger

an, aber es war ihm unmöglich, neben der Führung aller Rechnungen noch für gehörigen Absatz der verschiedenen Metalle zu sorgen. Von meinem Vater wurde nun ein genaues Inventarium aller Aktiven aufgenommen, wobei er bald einsah, daß eine längere Anwesenheit dringlich sei, wenn er das Vermögen seiner Martha allmälig und ohne allzugroße Einbuße ausscheiden und in Baarschaft umwandeln wolle. Unterm 1. Mai 1760 wurde zwischen meinem Vater und Meuron gemäß dem letzten Willen des Herrn de la Tour ein Gesellschaftsvertrag errichtet, kraft welchem das Bergwerk zu gleichen Theilen auf Gewinn und Verlust betrieben werden sollte. Meuron wurde dem Namen nach beauftragt, alle Arbeiten anzuordnen, was aber, da er nichts davon verstand, durch Högger geschehen mußte. Meinem Vater war nicht nur das Recht vorbehalten, alle Bücher und Rechnungen zu controliren, sondern auch seine eigene Ansicht über alle vorkommenden Geschäfte geltend zu machen und im Fall von Abwesenheit einen Prokuraträger für sich zu stellen. Das Recht der Signatur hatte er so gut wie Meuron. Die Haushaltung in der Fonderie sollte auf gemeinschaftliche Kosten geführt werden, eine Klausel, die in der Folge meinen Eltern viel Verdruß brachte.

Es dauerte lange, bis alle diese Einrichtungen getroffen waren und mein Vater durfte nicht mehr hoffen, vor der Niederkunft seiner geliebten Frau bei ihr in Zürich einzutreffen. Unterdeß befand sich meine gute Mutter bei ihrem Schwager Jakob im Meyershof in Zürich, in dessen Familie sie sich aber nicht glücklich fühlte und daher froh war, als sich eine eigene Wohnung für sie fand, in welcher sie sich nun einrichten konnte. Den 12. Juli 1760 gebar meine Mutter einige Wochen früher als sie erwartet hatte einen gesunden Knaben, der Caspar getauft wurde, und erholte sich bei großer Schonung bald wieder vollkommen aus dem glücklichen Wochenbett. Wie mein Vater diese erfreuliche Nachricht erhielt, wäre er gerne in der nämlichen Stunde aufgebrochen, die Erledigung seiner Angelegenheiten hielt ihn aber noch volle vier Wochen in Balgorry zurück und so schnell er auch zu reisen beschlossen, mußte er sich doch wichtiger Geschäfte wegen in verschiedenen Städten aufhalten, zumal in

Paris, indem ihn seine künftigen Verhältnisse dringlich war, sich dem Minister von Trondaine, der dem Departement des Bergwesens vorstand, als Miterben der seinem verstorbenen Schwiegervater ertheilten Concessionen persönlich vorzustellen. Endlich Ende August konnte mein Vater Bagorry verlassen und langte am 15. September in Paris an. Der Staatsminister von Trondaine war gerade abwesend, so daß es abermals einen unfreiwilligen Aufenthalt gab. Während desselben hatte er Gelegenheit zu beobachten, wie zu dieser Zeit in Frankreich die Finanzen erschöpft und der Privatkredit untergraben war, was ihn bewog, die flüssig werdenden Gelder so viel immer möglich aus Frankreich zurückzuziehen.

Sobald der Minister von Trondaine wieder in Paris war, wurde demselben mein Vater vorgestellt, und er hatte eine sehr günstige Audienz bei ihm. Dort war es auch, wo er im Vorzimmer den in einen Herzog von Chaulmes verwandelten Juden Kalmer antraf.

Jetzt eilte er heimwärts, erreichte Zürich den 12. Oktober und fühlte sich glücklich, nach halbjähriger Trennung mit seiner Martha vereinigt zu sein, seinen neugebornen Knaben an das väterliche Herz zu drücken und einige Zeit auszuruhen, denn seit er Holland im Mai des vorigen Jahres verlassen, war er fast immer auf Reisen gewesen und hatte nirgends eine bleibende Stätte gefunden.

Seinen Vater traf er in bedenklichen Umständen an. Der gute alte Mann schien seinem Ende entgegenzureifen. Wenn es meinem Vater auch nicht erwünscht war und meine Mutter sich noch weit mehr scheute, nach Bagorry zurückkehren zu müssen, so fühlten sich doch Beide in Zürich, zumal in einer noch gar nicht gehörig eingerichteten und beschränkten Haushaltung nichts weniger als behaglich.

Bis jetzt war es meinem Vater gelungen, seinen Urlaub vom Regiment von Zeit zu Zeit erneuern und verlangern zu lassen. Jetzt aber war er genöthigt, seine Entlassung aus dem Dienste zu verlangen, die er auch im April 1761 erhielt. Die Nachrichten aus Bagorry lauteten so ungünstig, daß mein Vater nicht säumen durfte, sich wieder hinzubegeben und seine Interessen persönlich zu wahren, und meine gute Mutter wollte

sich ihm anschließen, um nicht wieder so lang von ihm getrennt leben zu müssen. Die Abreise wurde aber durch die Kränklichkeit des Knäbleins Caspar verschoben, das den 10. August 1761 zum großen Leidwesen der Eltern starb.

Im Oktober verließ mein Vater mit schwerem Herzen den seinigen, den er in diesem Leben nicht mehr zu sehen hoffen durfte und schlug mit meiner Mutter in kleinen Tagreisen über Lyon, Nimes und Toulouse die Straße nach den Pyrenäen ein und erhielt in der letztern Stadt die betrübende, aber nicht ganz unerwartete Nachricht, daß sein Vater den 31. Oktober gestorben sei. Nach einem Aufenthalt bei dem Intendanten in Orthez langten die Reisenden endlich den 24 November müde in Baigorry an. Hier hatte der Ertrag des Bergbaues bedeutend abgenommen, es arbeiteten kaum ein drittel Theil der Leute wie zu Herr de la Tour's Lebzeiten. Damals waren die Hochöfen Tag und Nacht im Gang und jetzt wurde wöchentlich nur einmal geschmolzen. Diese Abnahme war weniger einem Mangel an Betriebsamkeit als dem Umstande zuzuschreiben, daß der große Metallvorrath, den Herr de la Tour entdeckt und so emsig ausgebeutet hatte, erschöpft schien und in dieser Gegend sich keine neuen und ergiebigen Adern mehr finden ließen. Dem ungeachtet dauerte das von Meuron eingeführte flotte Leben mit einer Dienerschaft von fünfzehn Personen fort, und die Zahl der Gäste nahm eher zu als ab, was für meine Eltern in gemeinschaftlicher Haushaltung eben so lästig als kostspielig war

Meine gute Mutter hatte Langeweile in diesem abgelegenen Winkel der Pyrenaen, wo sie die baskische Landessprache nicht verstand und wo das Volk noch immer roh und zu mancherlei leidenschaftlichen Ausbrüchen geneigt war, obgleich einzelne Familien dort noch in patriarchalischer Gutmüthigkeit ein stilles Leben führten und sich dienstfertig erzeigten. Meinem Vater mangelte es nicht an Geschäften, wiewohl er sich mit dem Bergbau wenig befaßte, was er mit Vertrauen dem erfahrenen und treuen Högger überließ und sich auch nicht bemühte, dieses ihm unbekannte Fach gründlich zu studiren, indem er nicht gesinnt war, sein Leben in diesen Bergen zu-

zubringen und auch im Allgemeinen Einsicht genug besaß, mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß das Bergwerk immer weniger eintragen werde. Sein Hauptbestreben war daher darauf gerichtet, den Absatz aller noch vorhandenen Metalle fördern zu helfen, vorzüglich aber auf Liquidation aller noch ausstehenden Schuldforderungen hinzuarbeiten und seinen Theil davon in Sicherheit zu bringen

Sowie kleinere oder größere Posten eingingen, remittirte er auch sogleich nach der Schweiz, wo sein Bruder Caspar die Wechsel in Geld umsetzte und dasselbe in Kapitalbriefen auf sichere Unterpfande für ihn anlegte. Dieser Verkehr war sehr lebhaft und erregte die Neugier des Bruders Jakob, der an seines Vaters Stelle Postdirektor geworden und durch dessen Hände alle ankommenden und abgehenden Briefe liefen Ebenso neugierig und noch dazu neidisch war des Onkel Direktors Frau, die gar zu gern hätte wissen mögen, was alles hergeschickt und berichtet werde.

Mittlerweile und bald nach des Vaters Tode hatte der Professor Caspar sich mit Ottilia Escher verlobt und seine Hochzeitsreise führte ihn nach Genf, wo das junge Ehepaar, an Frau de la Tour empfohlen, von dieser freundlich empfangen und zu Ehren gezogen wurde.

Da mein Vater seine Liquidation eifrig betrieb und fortfuhr, immer Remissen nach der Schweiz zu machen, so fand sein Bruder Caspar nicht immer Gelegenheit, die eingegangenen Gelder auf sichere Unterpfande anzulegen; mein Vater fiel daher auf den Gedanken, da er der Statthalterei Bubikon noch gar nicht sicher war, irgend ein Besitzthum ankaufen zu lassen Das Schloß Wülflingen mit den wenigen noch dazu gehörigen Gütern war feil, aber mit dessen tief verschuldetem Besitzer, dem kapriziosen Salomon Hirzel, den mein Vater noch von der Garde her kannte, nicht auszukommen Die angebahnte Unterhandlung zerschlug sich wieder. Nachdem von andern Landgütern, z. B. vom Ankenhof in Engstringen die Rede gewesen, hieß es auch, der Beckenhof sei feil. Mein Vater war als Knabe zuweilen dort gewesen als Taufpathe der Frau des Besitzers, Junker Grebel. Dieses Gut, als das schönste in der Umgebung Zürichs

bekannt, ſchien aber nicht anders als um einen ſehr hohen Preis erhältlich zu ſein, daher große Bedenklichkeiten ſich einem ſolchen Kaufe entgegenſtellten. Die Brüder korreſpondirten lange darüber und alle Gründe für und wider wurden reiflich erwogen. Meine Mutter, die gern auf dem Lande leben wollte, zeigte die meiſte Luſt zur Anſchaffung dieſer reizenden Beſitzung. Im Mittelalter hatten hier die Herren von Beggenhofen ihren Wohnſitz, deren einer 1350 an der Mordnacht Theil genommen hatte. Alle ihre Güter wurden im vierzehnten Jahrhundert zerſtückelt und geriethen nun aus einer Hand in die andere. Im Jahr 1649 kaufte ein Junker Franz Schlatter, damals Lieutenant in holländiſchen Dienſten, das alte an der Straße ſtehende Haus nebſt Gärten, Wieſen und Reben, dazu allmälig auch noch andere anſtoßende Güterſtücke, und wohnte hier, nachdem er als Oberſtlieutenant den Dienſt verlaſſen, bis er ſeine Beſitzungen im Jahr 1718 einer Jungfrau Barbara Grebel verkaufte, von welcher das Gut durch Erbſchaft an Junker Hartmann Grebel fiel, der dasſelbe noch durch Ankauf mancher angrenzenden Parzellen vergrößerte. Dieſer Junker Grebel, bereits ein reicher Mann, mit Anna Eliſabetha Bodmer verheirathet, die ihm auch ein für jene Zeit bedeutendes Vermögen zubrachte, war ein Spieler und hielt in ſeinem alten Hauſe, das er mit ſeiner Frau und einer einzigen Tochter bewohnte, eine Pharobank. Wie dieſes verpönte Spiel Aufſehen erregte, erbaute er das kleine Haus an der Straße, um dort ſeiner Liebhaberei in abgeſchloſſenem Raum weniger auffallend fröhnen zu können. Nun aber wollte ſeine galante Frau, die gern große Geſellſchaften hielt und den Aufwand liebte, für ſich ſelbſt auch ein eigenes ſchönes Haus haben, und da ſie im Auslande viel große Gebäude geſehen und ihren Geſchmack ausgebildet hatte, ſo wurde nach ihrem Plan und unter ihrer perſönlichen Leitung das jetzige Haupthaus mit ſeinem gewölbten tiefen Keller maſſiv und dauerhaft aufgeführt, das 1740 fertig und bewohnbar war und 60,000 Gulden gekoſtet haben ſoll. Zu gleicher Zeit ließ dieſe unternehmende Frau ein Lehenhaus, im Hürig genannt, das unten im Gut an der trefflichen Quelle ſtand, die ſchon in alten Schriften unter dem Namen

Friedrichsbrunnen vorkommt, niederreißen, die Kastanienallee anlegen, das ganze Gut im damaligen französischen Geschmack, mit Küchen- und Blumengärten, Springbrunnen, einem Pavillon, mit vielen Alleen mit hohen Taxuswänden neu eintheilen und zuletzt noch das Oekonomiegebäude mit Stallungen und Remise erbauen.

Alle diese Bauten und Anlagen hatten aber eine solche Lücke in das gemeinschaftliche Vermögen des Grebel'schen Ehepaares gerissen, daß beide bei herannahendem Alter bewogen wurden, das kostspielige Gut zu veräußern und unter der Hand ruchbar werden ließen, es wäre feil, wenn sich ein Käufer zeigte, der dasselbe gut und baar zu zahlen vermöchte. Mein Vater, der noch lange nicht wissen konnte, wie seine Liquidation ausfallen werde, war mit Recht unschlüssig, ob er es wagen dürfe, einen großen Theil seines Vermögens in ein solches wenig einträgliches Gut zu stecken und ließ nur mit großer Vorsicht durch seinen Bruder Caspar eine geheime Unterhandlung mit Junker Grebel einleiten, der im Anfang so übertriebene Forderungen stellte, daß viele Monate verflossen, bis er nachgiebiger wurde und endlich das unwiderstehliche Gelüsten meiner Mutter den Ausschlag gab. Den 17. Februar 1763 wurde der Kauf um die Summe von 36,000 Gulden und 100 Dukaten Trinkgeld abgeschlossen, wobei sich aber Junker Grebel ausbedungen hatte, das Gut noch bis Ostern 1764 zu bewohnen. Meine Mutter bezeugte die lebhafteste Freude über diese Erwerbung und schrieb einen eigenen Brief an den Schwager Professor, um ihm dafür zu danken, daß er ihr zur Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches behülflich gewesen. Ungefähr gleichzeitig starb auch der Inhaber der Statthalterei Bubikon und es zeigte sich nun, daß die Stelle schon längst einem Hauptmann Schmid zugesichert war und die Unterhändler meinen Vater bloß hinhielten, um desto größere Belohnungen für ihre zweideutigen Verdienste zu erlangen. Als in der Stadt Zürich bekannt wurde, mein Vater habe den Beckenhof gekauft, geriethen alle müßigen Zungen in Bewegung, dieses höchst wichtige Ereigniß zu besprechen, zu bekritteln und sich darüber zu verwundern, wobei die frühern abenteuerlichen Gerüchte von unermeßlichem Reichthum neues Gewicht erhielten.

In der Familie besonders wurden dadurch die Erwartungen noch höher gespannt als je zuvor, und bei dem Professor Caspar war des Befragens und Beglückwünschens kein Ende.

Die Sehnsucht meiner Mutter, von Baigorry weg und in ihren lieben Beckenhof zu kommen, wurde einstweilen von dem erfreulichen Umstand beschwichtigt, daß sie sich in der Hoffnung befand und ein kleines Wesen erwartete, das ihre Einsamkeit erheitern und ihr den Mangel an Unterhaltung ersetzen konnte. Wie der Zeitpunkt ihrer Niederkunft herannahte, bezog sie auf die dringende Einladung der Gräfin von Amon hin das geräumige Schloß **Echaux**, und es kam dann auch dort am Abend des 22. August 1764 meine Schwester glücklich zur Welt. Schon am folgenden Tage wurde das Kind in der Pfarrkirche von St Etienne nach katholischem Ritus getauft, wobei es von seinen Pathen in feierlicher Prozession mit Gesang, Kreuz und Fahnen hin- und hergetragen wurde und den Namen Martha Henriette erhielt. Zwei Tage später wurde sie nach französischem Gebrauch einer baskischen Bauernfrau, die als Amme bestellt war, anvertraut und von dieser in ihre Wohnung mitgenommen, die in gesunder Höhelust eine Wegstunde oberhalb der Fonderie auf einem Berge lag und wo das kleine Mädchen wie eine Rose aufblühte. Den folgenden Winter brachte das Kind mit seiner Amme in der Fonderie zu und wurde im Frühling von ihr wieder auf den Berg genommen. Mein Vater ritt alle Wochen ein paar Male hinauf, um nach seiner lieben Henriette zu sehen, von deren Gesundheit und ungewöhnlicher Lebenskraft er meiner guten Mutter die besten Berichte heimbringen konnte. Allein die Amme schien sich auf diese Lebenskraft so fest zu verlassen, daß sie allmälig die ihr eingeschärften Vorsichtsmaßregeln für überflüssig hielt und das kleine Mädchen ganz wie ihre eigenen stämmigen Kinder behandelte. Als mein Vater eines Nachmittags auf den Berg kam, fand er die Wohnung offen, aber keinen Menschen darin, so daß er vermuthete, die ganze Familie arbeite auf den Feldern, wohin die Amme das Kind mitgenommen; wie er sich aber hinter dem Hause umsah, erblickte er eine Ziege, die geduldig dastand und seine kleine, unter dem Thier sitzende Henriette behaglich an

ihrem Euter saugen ließ, welches das frische Kind mit den Händchen gefaßt hatte, als wäre es dessen schon längst gewohnt. Das war meinem Vater doch gar zu baskisch, ohne die Rückkehr der Amme abzuwarten, nahm er sein Kind mit sich auf sein Pferd und brachte es heim nach der Fonderie, wo es weiter keiner Amme mehr bedurfte und so munter und stark wurde, daß es mit 21 Monaten alle Zähne hatte, sich mit den Jagdhunden herumtrieb, sogar auf denselben zu reiten versuchte, deutsch, französisch und baskisch durcheinander schwatzte und durch seine komischen Einfälle alle Leute ergötzte und sich früh schon den Namen die wilde Henriette erwarb, unter dem das erwachsene Mädchen später in Zurich bekannt war

Dieses Kind zu beobachten und sich mit ihm abzugeben, war meiner Mutter größte und fast einzige Freude, es war aber so beweglich und flüchtig, daß sie ihm mit ihrer Krücke, der sie sich immer bedienen mußte, nicht überall folgen konnte. Ihre Gesundheit war nach dem Wochenbett schwächer geworden, sie hatte häufig Brustbeschwerden, warf sogar einige Mal Blut aus und gebrauchte die Eselsmenmilch bald in der Fonderie, bald bei ihrer Freundin in **Echaux**.

Die Berichte des Professor Caspar lauteten nicht immer so erfreulich; nachdem es schon beim Abschluß des Kaufes einige Anstände gegeben hatte, wollte nun der Verkäufer das Gut auf den bedungenen Termin (Ostern 1764) nicht raumen und glaubte immer noch eine neue Frist erzwingen zu können

Jetzt zog Professor Caspar, der über Sommer das Gut, um es leichter bewerben zu können, bis zur Heimkehr meines Vaters bewohnen wollte, mit seiner Familie im Beckenhof ein. Diesen Zeitpunkt hatte der Onkel Direktor mit Ungeduld erwartet, und wenn schon er gedroht, keinen Fuß in das hinter seinem Rücken gekaufte Haus zu setzen, so fand er sich wöchentlich doch zwei bis drei Mal beim Bruder Professor zum Mittagessen ein und versicherte, die mäßige Bewegung aus der Stadt bis in den Beckenhof sei seiner Gesundheit besonders zuträglich. Wenn ihm Fremde empfohlen waren, ermangelte er nicht, auch diese herauszuführen.

Digitized by Google

Ebenſo kamen weniger bekannte Herren und Damen aus der Stadt, die unter dem Vorwande eines freundſchaftlichen Beſuches mit kleinſtädtiſcher Naſeweisheit verlangten, daß ihnen alle Zimmer geöffnet würden, damit ſie auch von den geſehenen Merkwürdigkeiten erzählen könnten. Die Schweſter Anna Maria hatte ſich in ihrem 41. Lebensjahr mit einem wenig benuttelten Kaufmann, Namens Kilchperger, verheirathet, und dieſer fand es nun auch bequem, ſeine Geſellſchaften in den Beckenhof einzuladen, weil es dort luſtiger als in der Stadt ſei.

Alle dieſe Zudringlichkeiten waren dem Profeſſor ſehr läſtig, zumal er bei geringen Einkünften ehrenhalber genöthigt war, viele der ungebetenen Gäſte zu bewirthen. Die Ausgaben, die er für den Unterhalt des Gutes meinem Vater zu verrechnen hatte, beliefen ſich im Anfang ſchon weit höher, als in Ausſicht geſtellt worden. Manches fand ſich von Grebel noch nicht vollſtändig ausgebaut, das vollendet werden mußte. Nach anhaltendem Regenwetter rutſchte der Wall unter der Allee in den Engenweg hinaus, wo nun eine Stützmauer aufgeführt werden mußte. Hochobrigkeitliche Zumuthungen, den Engeweg zu erweitern, konnten nicht abgelehnt werden, was wieder viel Geld koſtete. Dann gab es eine Rechtsſtreitigkeit mit einer zähen Nachbarin, einer Frau Rathsherr Wirth, damals Eigenthümerin des jetzt zum Gut gehörigen, ſogenannten Paradiesli's, weil bei dem Regenwetter Waſſer aus dem Beckenhof in ihre Reben abfloß, das ſie durch einen Graben anderswohin geleitet haben und deſſen Breite ſie beſtimmen wollte.

Solche Berichte aus der Heimat, wenn ſie vielleicht auch übertrieben ſein mochten, waren nicht geeignet, meinen Vater in eine erfreuliche Zukunft blicken zu laſſen; es gab Momente, wo er es bereute, das koſtſpielige Gut, deſſen Bewerbung mit ſo viel Aufwand und Verdrießlichkeit verbunden war, gekauft zu haben, und hätte er daſſelbe gleich wieder veräußern können, ſo würde er ſich lieber anderswo in der Schweiz oder in Frankreich niedergelaſſen haben. In Bargorry zu bleiben, wäre ihm aber noch weit unangenehmer geweſen, denn der Ertrag des Bergbaues verminderte ſich mit jedem Jahre, und ſein Neffe und Miteigenthümer

Meuron enthaltete immer mehr einen Charakter von Widerspruch und Leichtsinn, der nicht zu bewegen war, die gemeinschaftliche Haushaltung nach Maßgabe der Umstände etwas einzuschränken und immerfort wenigstens fünfzehn Dienstboten halten wollte, um den äußern Glanz der Anstalt wie zu Herr de la Tour's Zeiten fortbestehen zu lassen. An zahlreichen Gästen, meist von Meuron eingeladen, fehlte es auch nicht. Es fanden sich aber auch solche ein, auf die der Verhältnisse zum Ministerium wegen besonders Rücksicht genommen werden mußte. Bei solchen Anlässen ging es hoch her; wenn es sich aber um Theilung irgend einer eingenommenen Summe handelte, so knickerte Meuron und machte meinem Vater unter mancherlei Vorwand jeden Heller streitig. Ihr gegenseitiges Trachten ging dahin, von einander loszukommen; es dauerte aber noch lang, bis diese Trennung erfolgte.

Der Professor Caspar, dessen Familie noch durch die Geburt eines zweiten Knaben vermehrt worden, zog alle Jahre im Frühling mit den Seinigen in den Beckenhof hinaus und verwaltete das Gut nach bestem Vermögen. Dieses verursachte allmälig auch weniger bedeutende Ausgaben, während die Einnahme sich durch den bessern Ertrag der Weinreben etwas vermehrt hatte, so daß die nach Bargorry abgehenden Berichte tröstlicher lauteten und mein Vater weniger Bedenken trug, dasselbe zu beziehen und immer eifriger bemüht war, sich darauf vorzubereiten; denn der Aufenthalt in der Fonderie wirkte immer nachtheiliger auf die Gesundheit meiner Mutter. Der Südwind, den sie nicht vertragen konnte, herrschte dort gewöhnlich vor; sie bekam wieder Brustbeschwerden, mit Husten verbunden, und warf von Neuem Blut aus. Daß die mit Kupferdämpfen vermischte Luft diese Beschwerden vermehre, ließ sich bestimmt annehmen, da sie sich immer etwas erleichtert fühlte, wenn sie zur Abwechslung einige Wochen in Echaux zubrachte. Auch regten sich wieder die Schmerzen in ihrer Hüfte, sie konnte fast nicht mehr gehen und ließ sich von Doktor Lavater, in dessen Kenntniß ihrer Gebrechen sie das unbedingteste Vertrauen setzte, die früher mit gutem Erfolg gebrauchten Heilmittel von Zürich nach Bargorry senden. Diese Umstände

steigerten ihre Sehnsucht, aus den Pyrenäen weg und wieder in die Schweiz zu kommen. Mein Vater, für das Leben der geliebten Gattin besorgt, wünschte nichts Besseres, als ihr dazu behülflich zu sein und sich selbst aus unangenehmen Verhältnissen loszuwickeln, in die er, wie in ein Netz, verstrickt war, und doch durfte er seine Absichten nicht geradezu offenbaren, um nicht bei einem raschen Entschluß von Meuron übervortheilt zu werden.

Nach langwierigen Verhandlungen, welche alle die Auflösung des Gesellschaftsvertrages bezweckten, die aber mehrmals gescheitert waren, gelang es meinem Vater, unter'm 7. Januar 1767 einen Trennungsakt zur Unterzeichnung zu bringen, in Folge welches alles vorhandene Metall gewerthet und getheilt, mein Vater für seinen Antheil an dem Bergwerk und der königlichen Concession mit 21,000 Pfund ausgekauft wurde und ihm das Recht gestattet war, auf Kosten der Anstalt mit den Seinigen noch so lange in der Fonderie zu bleiben, bis ihm die bessere Jahreszeit gestatten würde, mit Bequemlichkeit seine Anstalten zur Reise zu treffen.

Die Summe von 21,000 Pfund schien allerdings in keinem Verhältniß zu den verschiedenen Grundstücken und Gebäulichkeiten zu stehen, deren Ankauf und Aufführung zehnmal mehr gekostet haben mochte; da dieselben aber in dieser einsamen Gegend nur insofern einigen Werth hatten, als der Bergbau mit gutem Erfolg hätte betrieben werden können, was ganz nicht mehr der Fall war, und nach dem Wortlaute der Concession der Krone anheimfallen sollten, wenn der Bergbau ganz eingestellt und aufgegeben worden wäre, so ließ mein Vater am Ende, um nur frei zu werden, sich eine so geringe Entschädigung gefallen.

Als es in der Anstalt bekannt wurde, mein Vater werde dieselbe für immer verlassen, gab es großen Jammer unter sämmtlichen Angestellten, weil sie sich scheuten, nunmehr unter Meuron's alleiniger Botmäßigkeit stehen zu müssen. Högger war entschlossen, ihn zu verlassen und mit dem Jahrgehalt von 1000 Pfund, den Meuron und mein Vater ihm durch testamentliche Verordnung des Herrn de la Tour gemeinschaftlich zu verabreichen hatten, sich irgendwo zur Ruhe zu setzen. Er

hatte bereits sein achtzigstes Jahr zurückgelegt und war also wohl berechtigt zu feiern. Mein Vater schlug ihm vor, ihn nach der Schweiz zu begleiten und den Ueberrest seines Lebens bei ihm im Beckenhof zuzubringen, was der gute, alte Mann mit freudigem Dank annahm. Auch Hettlinger, obschon noch in seinen besten Jahren, wollte nicht länger bleiben und sein Glück lieber anderwärts suchen. Auch ihm versprach mein Vater, ihn mit nach der Schweiz zu nehmen und ihn bei sich zu behalten, bis er eine Anstellung gefunden.

Vergebens suchte die Gräfin Amon meine Mutter, deren Gesellschaft sie ungern vermißte, zu bewegen, wenigstens noch den Sommer bei ihr zuzubringen; die gute Mutter war nicht länger zu halten. Nachdem alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen worden, begaben meine Eltern sich gegen Ende April nach **Echaux**, um dort noch einige Tage bei den treuen Freunden zuzubringen und den letzten Abschied auf immer von ihnen zu nehmen, und den 3. Mai, nachdem auch Högger und Hettlinger sich eingefunden, wurde die lange, beschwerliche Reise angetreten. Mein Vater schrieb seinem Bruder Caspar, er werde mit seiner Gesellschaft ohne Zweifel für eine Truppe wandernder Comödianten gehalten werden, und in der That mag der Zug abentheuerlich genug ausgesehen haben. Es war ein großer Wagen, nebst einer geräumigen Kalesche erforderlich, sämmtliche Reisenden, meinen Vater, meine Mutter, die kleine Henriette, ihre Wärterin Marguerite, Högger und Hettlinger aufzunehmen. Heinrich Erny saß auf dem Bock, ein anderer Bedienter zu Pferd führte an der Hand meines Vaters Lieblingsstute Isabelle, die zu zart gebaut war, um über die ganze Reise geritten zu werden. Ein Affe saß angekettet auf der Himmeldecke des Wagens, auf der Kalesche in seinem Käfig ein Papagei, und ein leichtfüßiges Windspiel suchte sich seinen Platz bald in dem einen, bald in dem andern Fuhrwerk. Zum letzten Mal hatte mein Vater von dem Recht Gebrauch gemacht, sich eigenhändig für sich selbst und seine Begleiter einen Reisepaß auszustellen und denselben mit dem königlichen Wappen zu besiegeln. Er kam damit auch glücklich und unaufgehalten durch ganz Frankreich bis in die Schweiz.

* * *

Meuron führte das Geschäft in Baigorry noch mehrere Jahre, aber unter so ungünstigen Umständen fort, daß auch er darauf bedacht sein mußte, dasselbe aufzugeben. Das Bergwerk schien erschöpft und kostete weit mehr, als es eintrug. Im Jahr 1775 gelang es ihm, die königliche Concession nebst allen Werken und Gebäulichkeiten einer Gesellschaft Engländer zu verkaufen. Er verließ die Pyrenäen für immer und verehlichte sich 1777 mit Lukretia Brun von Neuenburg.

Die Engländer konnten sich nicht lang im Besitz des erschöpften Bergwerkes behaupten und wurden bankerott. Im Revolutionskriege brach ein spanisches Streifkorps über die Grenze in das Thal von Baigorry ein, zündete die Fonderie an und verheerte alle Schöpfungen meines Großvaters in dieser Gegend.

Mein Vater hatte auf seine lange und beschwerliche Reise Thiere mitgenommen, die ihm bald zur Last fielen. Schon in den ersten Tagen klaubte der Affe zum Zeitvertreib alle Nägel des Wagenhimmels einen nach dem andern heraus, so daß jeder Windstoß die Decke hätte fortragen können; diese mußte wieder ausgebessert, der Affe aber, dessen neckische Streiche meinem Vater sonst manchen Spaß gemacht, zurückgelassen werden. Bei jedem Halt suchte das niedliche Windspiel das Weite; es dauerte immer lang, bis es aufgefunden und eingefangen war, daher mußte auch dieses unterwegs verschenkt werden. Affe und Windhund waren noch zu verschmerzen; aber die niedliche Isabelle, noch zu jung und zu zart, um täglich zehn bis zwölf Stunden neben dem Wagen herzutraben, wurde vor Ermüdung krank und mein Vater zu seinem großen Bedauern genöthigt, das schöne Thier unter der Hälfte seines Werthes zu verkaufen. Nur das Reitpferd des Bedienten und der Papagei, den ich noch gesehen zu haben mich deutlich erinnere, hielten aus. Es war schade, daß nicht wenigstens auch der Affe mitgebracht werden konnte; er hätte dem Zürcherpublikum Stoff zur Unterhaltung geliefert und dessen Neugier zum Theil auf sich und von meinen Eltern abgelenkt.

Digitized by Google

Der Professor Caspar, nachdem ihm über Winter in der Stadt noch ein dritter Knabe geboren worden, war, wie gewohnt, im Frühling mit seiner ganzen Familie in den Beckenhof gezogen, um das Gut noch bis zu meines Vaters Ankunft zu verwalten und zu seinem Empfang Alles vorzubereiten. Da erkrankte sein ältester, bald vierjähriger Knabe Hans Jakob und starb den 24 Mai. Es war dieses die erste Leiche, die aus dem neuen Haupthause zum Beckenhof zu Grabe getragen wurde.

Es fügte sich gut, daß die Eltern des Knaben sich von diesem schmerzlichen Verlust noch erholen konnten, bis die meinigen eintrafen, die nur langsam vorwärts rückten. Die ermüdende Reise über Bayonne, Toulouse, Montpellier, Nimes, Lyon und Genf wollte fast kein Ende nehmen, bis die Gesellschaft endlich, nach einem Aufenthalt von einigen Tagen bei Frau **de la Tour** in Genf und in Bern, wo mein Vater sich in dem Funke'schen Magazine mit den zur Ausstattung des Beckenhofes noch erforderlichen Mobilien versehen hatte, nach 38 Tagen in der Mittagsstunde des 10 Juni in den Heimat anlangte. Diese Reise, die letzte von solcher Dauer und auf welcher Högger und Hettlinger frei gehalten wurden, hatte über 4000 Pfund gekostet.

Hettlinger, dem mein Vater keine Beschäftigung anweisen konnte, blieb nur kurze Zeit bei ihm und begab sich bald wieder nach Frankreich zurück, wo er heimischer war, als in der Schweiz. Der gute, 80jährige Högger fühlte sich glücklich, seine letzten Lebenstage sorglos bei meinen Eltern zuzubringen, die ihm aus Dankbarkeit für die vielen uneigennützigen Dienste, die er dem Herrn **de la Tour** und dessen Anstalt dreißig Jahre lang geleistet, wie einen Vater ehrten und behandelten. Er bewohnte die beiden Zimmer im östlichen Erdgeschoß des Hauses, wo ihm dasjenige besonders zusagte, dessen Wände durch den damals so beliebten, unter dem Namen Stöffi von Rieden bekannten Maler Christoph Kuhn mit Ansichten von Versailles und Gruppen von Ludwig **XV.** Hof verziert sind, Gegenstände, die den Greis an seine Jugend, die er in Paris und dessen Umgebung verlebt hatte, erinnerten. Hier ruhte er von seinem verhängnißvollen Leben aus und schrieb seine originelle Biographie voll naiver Züge

Er hatte auch allmälig eine ernstere Geistesrichtung genommen, die Bibel wurde sein Lieblingsbuch, und zu seiner Erbauung und Unterhaltung schrieb er eine Menge religiöser Betrachtungen und Gebete, welche, wenn sie auch keine neuen Gedanken enthalten, doch alle von einem gottergebenen Sinn zeugen.

Auf sein Bergbüchlein, ein bogenreiches Manuskript in Folio, worin er die verschiedenen Operationen des Bergbaues, Metallschmelzen u. s. w., wie solches in Baigorry getrieben wurde, beschrieb, verwandte er viel Zeit und fügte demselben Zeichnungen von Oefen und anderen Vorrichtungen, wie sie damals üblich waren, bei. Daneben beschäftigte er sich auch mit Geographie und schaffte sich mancherlei Karten und in dieses Fach einschlagende Bücher an.

Mit meiner Schwester Henriette gab er sich so viel ab, als es ihm möglich war, dieses wilden, flüchtigen Mädchens habhaft zu werden, das lieber im Freien herumlief, als irgend Etwas trieb, das Sitzen und Anstrengung erforderte. Dennoch gelang es dem geduldigen Greisen, ihr allmälig vermittelst einer von ihm auf ihre Fähigkeiten berechneten Methode die Anfangsgründe der Arithmetik beizubringen. Diese Methode beschrieb er in seinem altmodischen, mit Provinzialismen vermischten Deutsch, das ihm weniger als die französische Sprache geläufig war, als Beilage zu einem Exerzitienbuche, das Henriette m's Reine bringen mußte, um ihre Eltern damit zu überraschen. Diese Beilage enthält zugleich eine possierliche Schilderung der vielen Kapricen des kleinen Wildfangs, von dem es heißt: wer dies Töchterlein persönlich kennt, der kann fast nicht begreifen, daß ein solcher Gispel in acht Monaten Zeit das Rechnen in so weit gelernt hat.

Dieses Töchterlein machte aber auch der Mutter viel zu schaffen, die immer besorgte, es möchte beim Herumstürmen durch die Gärten in einen Springbrunnen fallen oder sich sonst irgendwo verletzen. Wenn es aber zu Seltenheit etwas zahm wurde, so ergötzte es die Eltern durch seine schnakischen Einfälle.

Meine Mutter fühlte sich glücklich auf dem Lande in reizender Umgebung, nach ihrem Sinne leben zu können. Sie übernahm vorzugsweise die Beaufsichtigung der Gärten, in welchen sie nicht bloß Gemüse aller Art und schöne Blumen, sondern auch mancherlei offizinelle Pflanzen zog, die sie für ihre pharmazeutische Liebhaberei mit besonderer Sorgfalt pflegte, um daraus verschiedene unschuldige Hausmittel zu bereiten, die sie in der Nachbarschaft freigebig austheilte. Bei solchen harmlosen Beschäftigungen erholte sich ihre Gesundheit allmälig wieder, aber doch nur bis auf einen gewissen Grad, indem ihre Brust immer schwach blieb und einer großen Schonung bedurfte.

An Geschäften fehlte es meinem Vater auch nicht. Nach seiner Ankunft dauerte es einige Zeit, bis seine häusliche Einrichtung nach seinem Sinn geregelt war und er sich mit allen Bestandtheilen seines Gutes und dessen Verwaltung bekannt machen konnte. Auch hatte er noch das von Vaigorry mitgebrachte Ergebniß der dortigen Liquidation neu anzulegen und überhaupt seine ganze Oekonomie in Ordnung zu bringen. Das müßige Geschwätz, dessen Gegenstand er seit einigen Jahren gewesen, hörte nach und nach auf; er gab auch durch keinerlei Aufwand neue Veranlassung dazu und hielt bloß ein Paar Wagenpferde, die meine Mutter nicht entbehren konnte, um sich die nöthige Bewegung zu geben. Zu Fuß bis in die Stadt zu gehen, hätte sie nicht vermocht.

Das Vermögen, das sie nach vollendeter Liquidation von ihrem Vater ererbt hatte, war, zumal für jene Zeit, nicht unbedeutend; es gab aber schon damals viele Leute in Zürich, besonders in der Handelsklasse, die ein fünf- und sechsmal größeres besaßen, ohne daß darüber so viel geklatscht und glossirt wurde. Wahrscheinlich kam die erste Veranlassung zur Verbreitung der übertriebenen Gerüchte von außergewöhnlichem Reichthum aus der eigenen Familie her, die, an beschränkte Umstände gewöhnt, das einem Mitglied derselben zugefallene Glück überschätzte, dasselbe nicht hoch genug preisen konnte, vielleicht damit auch mitunter prahlte. Immerhin galt mein Vater für reicher, als er war, was ihm und in der Folge auch mir selbst geschadet hat.

Jenes müßige Geschwätz aber, dessen Gegenstand mein Vater so lange gewesen war und das ihm stets brühwarm mitgetheilt wurde, flößte ihm allmälig eine an Vorurtheil grenzende Abneigung gegen die Spießburgerei seiner Vaterstadt ein, deren Sitten und Gebräuche ihm ohnehin nie zugesagt und in deren engherzigen Formen er sich nach so vielen im Ausland und unter freien Verhältnissen zugebrachten Jahren nicht mehr fügen konnte Er vermied daher allen Umgang außer seiner Familie und mit frühern Bekannten weit mehr, als er denselben suchte und galt deß wegen bald für einen Sonderling.

Mit dem Professor Caspar und seiner gutmüthigen Frau hatten meine Eltern den meisten Verkehr. Zwar geriethen die Männer, da beide von Natur etwas hitzig und jähzoenig waren, zuweilen an einander, schmollten ein paar Tage, versöhnten sich dann aber bald wieder, und gewöhnlich war es mein Vater, der dem empfindlichen Bruder, dem er so viel Gefälligkeiten zu verdanken hatte, auf halbem Weg entgegenkam.

Im Juni 1773 erhielt Caspar durch Resignation seines Oheims Lavater, der sich zur Ruhe setzte, zu gleicher Zeit ein Canonikat und die Verwaltung des Stiftsvermögens am Karolinum. Zu welchem Original der Onkel Verwalter sich allmälig herausbildete, ist früher beschrieben worden.

II.

Geschrieben den 28. August 1842.

Als ich gegen Ende des vorigen Jahres endlich Hand an's Werk legte, das längst gefaßte, aber immer aufgeschobene Vorhaben, Erinnerungen aus meinem Leben zu schreiben, gedachte ich, als Einleitung dazu mit einer bloß flüchtigen Uebersicht der Verhältnisse und Schicksale meiner nächsten Vorfahren zu beginnen; allein wie ich mich in den vielen vor-

handenen Briefsammlungen, Memorialen und andern Schriften nach Notizen dafür umsah, fand ich deren so viele, die mir anziehend erschienen, daß ich mich verleiten ließ, diese Einleitung auf einen breiteren Fuß anzulegen, als ich Anfangs Willens gewesen, und mit der alten Leuten eigenthümlichen Geschwätzigkeit eine Familiengeschichte zu liefern, worin die besondere Geschichte meines Großvaters **Bungier de la Tour** eine Hauptstelle einnimmt.

Unterdeß nahmen meine Gebrechen und Altersbeschwerden dermaßen überhand, daß ich öfters wochenlang keine Zeile zu schreiben vermochte, und es den Anschein hatte, als würde ich aus dieser Welt scheiden, bevor ich mit meiner Arbeit nur die Epoche meines Eintritts in dieselbe erreicht hätte.

Und doch bin ich noch da und setze meine Arbeit fort, die indessen nur ein Fragment bleiben wird, wie übrigens jedes Menschenleben immer ein Fragment ist, und wenn ich nicht mehr dazu gelange, eine vollständige Uebersicht meiner Lebensverhältnisse, Geistesrichtung und Entwicklung, noch weniger neben der eigenen noch eine Charakterschilderung meiner Freunde und der vielen ausgezeichneten Menschen, mit welchen mein guter Stern mich in Berührung brachte und deren Umgang verschiedenartig auf mich wirkte, zu Stande zu bringen, so hoffe ich doch noch wenigstens die Geschichte meiner Knaben- und Jünglingsjahre zu vollenden, welche die allmälige Gestaltung der Licht- und Schattenseiten meiner später entwickelten Individualität, wenn nicht psychologisch erklären, doch oberflächlich andeuten kann.

* * *

Den 29. November 1770 erblickte ich zuerst das Kerzenlicht, noch vor dem Lichte der Welt, indem ich Morgens um 2 Uhr und in der grauen Stube, neben welcher ich Dieses schreibe, geboren wurde. Mein Eintritt in das Leben in so früher Morgenstunde schien darauf hinzudeuten, daß ich stets vor Tagesanbruch munter und rüstig meine Aufgabe beginnen und erfüllen würde; allein das Prognostikon täuschte, denn von

Digitized by Google

jeher war ich ein Langſchläfer, für den die Morgenſtunde kein Gold im Munde führte.

Ich war ein ſchwaches Würmlein, das viel Pflege und Schonung bedurfte, und deſſen Leben wahrſcheinlich dasjenige meiner guten Mutter verkürzte, denn wenn die Bruſtbeſchwerden, an welchen ſie vor Jahren ſchon gelitten, von Zeit zu Zeit auch gemildert werden konnten, ſo ſtellten dieſelben nach meiner Geburt ſich bald wieder ein und nahmen, wenn auch langſam, doch allmälig immer mehr überhand, ſo daß ſie ſeit jener Zeit nie mehr völlig zu Kräften kam.

Eine rüſtige Amme von Windiſch im Aargau wurde für mich angeſtellt, konnte aber nicht ſo lange behalten werden, als es mir vielleicht nützlich geweſen wäre. Nach Entlaſſung der Amme wurde ich mit gewöhnlichem Kinderbrei aufgefüttert, da Hufelandiſches Stärkemehl, Arrowroot und Racahout des Arabes damals noch nicht bekannt waren. —

Sechsundvierzig Jahre ſpäter erhielt ich einen komiſch lautenden Bettelbrief von dem Manne der Amme, der mit dieſer und nach ihrem Tod im Wochenbett mit einer zweiten Frau ſechsundzwanzig Kinder erzeugt hatte und im Hungerjahr 1817 in die bitterſte Armuth gerathen war. Er unterzeichnete ſich Capitän Rauber und rühmte ſich ſeiner Verdienſte um die Stadt Zürich, zu deren Hülfe er als Anführer einer Bernercompagnie Freiwilliger herbeigeeilt ſei, als ſie im September 1802 durch den helvetiſchen General Andermatt bedrängt und bombardirt wurde.

Die natürlichen Pocken bekam ich zugleich mit meiner Schweſter Henriette, und wir überſtanden Beide die Krankheit ohne die mindeſte nachtheilige Folge. Es war um die Zeit, wo in Zürich die erſten Impfverſuche gemacht wurden, einer Neuerung, gegen die das allgemeine Vorurtheil ſich lange ſträubte. Vielleicht war ſie deßwegen an uns Kindern nicht verſucht worden.

Im vierten Jahre begann allmälig mein Bewußtſein zu erwachen, und einzelne Erſcheinungen prägten ſich meinem Gedächtniſſe ein.

Ich erinnere mich z. B., daß meine Mutter ſich nach dem Mittageſſen in der vordern Stube auf einen Stuhl an das Fenſter gegen den

Hof zu setzen pflegte, den Inhalt ihrer Taschen, Messerchen, Scheere, Nadelbüchschen u. dgl. auf ihrem Schooß auspackte, und ich dann mich vor sie hinstellte und mit diesen Gegenständen spielte. Ein kleines, silbernes Balsambüchschen von der Form und Größe eines Vogelei's, das aufgeschraubt werden konnte und em mit Lavendelgeist angefeuchtetes Schwämmchen enthielt, zog mich am meisten an. Es war äußerlich gutlöchert und, sonderbar genug, kann ich nur jetzt noch diesen unbedeutenden Gegenstand ganz deutlich vorstellen, während das Bild der mich zärtlich liebenden Mutter sich in meiner Phantasie spurlos verflüchtigt hat, und wenn ich sie mir immer als außerordentlich reinlich und schneeweiß gekleidet, mit zierlich steif nach damaliger Mode frisirtem Toupé denke, so rührt diese verschwimmende Vorstellung doch wohl nur von der guten Marguerite her, die mir öfters von ihr und ihrem gewöhnlichen, sorgfältigen Anzug erzählte. Von ihren freundlichen Gesichtszügen hat sich mir auch nicht die mindeste Andeutung erhalten, und vier Brustbilder, die ich noch von ihr habe, sind jedes von dem andern so verschieden, daß sie gar nicht die nämliche Person vorstellen zu müssen scheinen. Am ähnlichsten mag dasjenige sein, das Werdmuller in Pastell malte, als sie im Sarge lag.

Von Hegger ist mir dagegen eine etwas deutlichere Erinnerung geblieben. Der gute, alte Mann kam zuweilen zu uns Kindern hinauf, ehe wir zu Bette gebracht wurden, und unterhielt sich freundlich mit uns. Er trug einen dunkelgrün geblümten, von einem Gürtel zusammengehaltenen Schlafrock, auf dem Kopf eine Lockenperücke, die hinten in einen Spitz auf dem Rücken endete und darüber eine Kappe von schwarzem Sammet mit einem vorn die Stirn überschattenden Schirm, wie die englischen Jokeys dergleichen tragen. Ich hatte damals ein Spielzeug, ein hölzernes, unausgehöhltes Faß, etwas größer als eine Faust, aus dessen Mitte ein Füllrohr hervorragte, so daß es auch aussah wie ein Schlägel mit kurzer Handhabe. Dieses Spielzeug, mit rothen, halb verblichenen Streifen bemalt, kann ich mir noch so deutlich vorstellen, als läge es vor mir, und es war mir merkwürdig, daß der alte Mann, wenn es etwa

auf einem Strohstuhl der Kinderstube lag, sich darauf hinsetzte, ohne den harten Körper zu verspüren, der jeden Andern gedrückt hätte. Warum kann ich mir dieses Fräulein noch vorstellen und die geliebte Mutter nicht? Warum prägen sich dem erwachenden Bewußtsein solche ganz unbedeutende Gegenstände bleibend ein, während andere Eindrücke, bei welchen doch das Herz betheiligt war, gar nicht haften?

Zu meinen Erinnerungen aus jener frühesten Zeit gehört auch ein Graf Schulenburg, der eine Gräfin Esterhazy aus Wien entführt und sich mit ihr nach der Schweiz geflüchtet hatte. Ich weiß nicht, wie diese Leute mit meinen Eltern bekannt wurden, aber ich sehe noch die Gräfin, ein zartes, blasses Frauenzimmer, neben meiner Mutter auf dem Sopha des Besuchszimmers sitzen, und auch bei dieser traumähnlichen Vorstellung tritt das Bild der Gräfin weniger undeutlich, als das meiner Mutter, hervor. Neben meinem Vater in der Mitte des Zimmers stand der Graf, ein großer, kräftiger, breitschultriger Mann, der mich hinten am Gürtel meiner Matelottenhosen mit einer Hand faßte und hoch emporhob. Ein fremder Graf, — eine Entführung, — das hörte ich wahrscheinlich viel besprechen, was vielleicht meine noch geringe Fassungsgabe so schärfte, daß ich mir diese Personen etwas genauer ansah. Anders weiß ich mir nicht zu erklären, warum mir die Erinnerung an dieselben geblieben ist.

Von Spazierfahrten weiß ich auch noch Etwas. Vater und Mutter saßen in ihrer schwerfälligen und doch engen Kutsche, ein plumpes Coupé, mit karmoisinfarbener Moquette ausgeschlagen, Henriette und ich rückwärts auf einem schmalen Strapontin zusammengedrängt. Der Kutscher, ein schon ältlicher, blasser, komisch aussehender Mann mit großer, gebogener Nase, der ganz schwarze, krause Haare hatte, die ihm hinten dick, wie eine Perrücke, unter dem dreikantigen Hut hervorstanden, und den man deßwegen im Haus „Krüsel" hieß, saß breit auf hohem Bock und leitete die schwarzen, groben Pferde. Die Fahrt ging meist im Schritt oder höchstens im kurzem Handtrab an Seebach vorbei bis an die Glattbrücke. Hier wurde umgewendet und Halt gemacht. Dann holte meine Mutter aus einem Strickbeutel ein Paar Aepfel hervor, schälte, zerschnitt

und theilte sie mit etwas Brod uns Kindern zu. Waren die Aepfel verspeist, so wurde die Rückfahrt eben so langsam und schwerfällig zurückgelegt. Mit dieser Erinnerung verbindet sich immer ein Nachgefühl von Langeweile und wie ein Nachgeruch von Juchtenleder, wovon irgend Etwas in dem Rumpelkasten angebracht gewesen sein mag. Die Organe des Geruches und Gedächtnisses scheinen in naher Verbindung mit einander zu stehen.

Im März 1775, vier Monate, nachdem ich mein viertes Jahr zurückgelegt, wurde im Haus etwas Außergewöhnliches vorgenommen, das meine kindische Neugierde in Anspruch nahm. Mein Vater hatte im Jahr 1761 durch einen Maler, Namens Rauschenbach, von dem ich sonst nie etwas gehört oder gesehen, das Portrait meiner Mutter und sein eigenes Pastell malen lassen. Keines von beiden kann ähnlich, am wenigsten charakteristisch aufgefaßt gewesen sein. Wahrscheinlich genügte ihm auch dasjenige meiner Mutter nicht mehr, und bei ihrer zunehmenden Kränklichkeit, von der zu besorgen war, daß sie bald eine schmerzliche Trennung zur Folge haben könnte, mochte er wohl wünschen, ein ähnlicheres Bildniß der geliebten Gattin zu besitzen. Er ließ sie daher durch Joh. Casp. Lavater's Schwager, dem bekannten G. F. Schmoll, der so viel Portraits in der Physiognomik geliefert hat, in Miniatur malen. Meine Mutter saß dazu an dem nämlichen Fenster gegen den Hof, wo ich auf ihrem Schooß zu spielen pflegte, und wo das Licht von Nordosten her für diese Arbeit günstig war. Nun kann ich mich noch ganz deutlich erinnern, wie ich auf der rechten Seite dem Maler zusah, aber nicht meine Mutter, wie sie dasaß, und auch nicht Schmoll, wie dieser, über ein kleines Pult gebückt, das auf dem Tische stand, stillschweigend malte und zuweilen nach meiner Mutter aufblickte, waren die Gegenstände, die sich meinem Gedächtnisse bleibend einprägten, denn meine große Aufmerksamkeit war auf eine eisenbeinerne Palette voller Farben, von welchen der Maler von Zeit zu Zeit mit dem Pinsel auffaßte, besonders aber auf eine Lage Kremnitzerweiß gerichtet, das mir höchst merkwürdig vorkam, weil es zufällig die Form einer Baßgeige zu haben schien.

Digitized by Google

Wie sonderbar entwickelt sich das Auffassungsvermögen der Kinder, indem es öfters zuerst durch die unbedeutendsten Dinge geweckt wird, ohne daß sich erfahren läßt, warum solche gleichgültige und nicht eher Gegenstände, die mit ihrem doch früh vorhandenen Liebesinstinkt in Verbindung stehen, sich ihrem Gedächtniß einprägen können; denn meine Mutter sehe ich nicht mehr deutlich vor mir, wohl aber das hasgetgen förmige Weiß auf Schmoll's Palette.

Als die Malerei einmal im Gang war, wünschte meine Mutter auch das Portrait meines Vaters, sowie die von uns Kindern zu haben. Wie diese gemalt wurden, weiß ich nicht mehr, hingegen noch genau, wie ich mit meiner Wärterin oben an der Allee vor dem Auslauf des Springbrunnens stand, als Jemand mich zu holen kam, da ich nun dem Maler auch sitzen sollte. Ich sträubte mich wie eine wilde Katze und mußte mit Gewalt in's Haus hinaufgetragen werden. Ob ich mich dann ergab und stille hielt, ist mir nicht mehr bekannt. Die Portraits waren ähnlich, aber in Schmoll's bekannter, punktirter Manier ausgeführt. Mein Vater war mit dem der geliebten Gattin nicht zufrieden, vielleicht weil es die unverkennbaren Spuren der Kränklichkeit trägt. Es wurde in Genf in eine goldene Dose, das meines Vaters, das im kleinsten Format gemalt war, in ein Herz, und dasjenige der Kinder in Armbänder, zum Schmucke meiner Mutter, gefaßt. Diesen Schmuck hat sie aber nie getragen, die Dose hingegen gebrauchte mein Vater, der ein gewaltiger Schnupfer war, in der Folge häufig, und ich bewahre sie noch als ein heiliges Andenken. Die andern drei Portraits hatten ein sonderbares Schicksal. Meine Schwester bekam sie als Erbtheil von der Mutter. Das meines Vaters mit dem zimmetfarbenen Kleide in goldenem Herz war so klein, daß es nicht möglich gewesen wäre, dem Gesicht einen entschieden charakteristischen Ausdruck zu geben. Dasjenige meiner Schwester, die ein blaß rosenfarbenes Kleid und ein gepudertes Toupé trug, sah einfältig und gar nicht lebhaft aus, wie sie damals schon war, und das meinige war ein bulldoggsamer Schafskopf mit auch schon gepuderter Frisur und einem himmelblauen, am Halse offenen und mit einer Krause gesäumten

Kleidchen. Als Schwager und Schwester im Wegmann'schen Hause an der Thorgasse wohnten, alle ihre Kostbarkeiten während der Schlacht bei Zürich im Jahr 1799 in ein an die Stadtmauer angebautes Magazin geflüchtet und bald nachher die französischen Feuerwerker außer der Mauer ein an jenes Magazin stoßendes Laboratorium errichtet hatten, witterten diese Spürhunde einen verborgenen Schatz, brachen ein Loch durch die Mauer, und als später das versteckte Gut geholt werden sollte, waren Silbergeschirr, goldene Denkmünzen, Schmuck und mit diesem auch die Familienportraits gestohlen und für immer verschwunden!

Solche unbedeutende Erinnerungen, wie die an jene Zeit, wo diese Portraits gemalt wurden, so wortreich aufgezählt, mögen bemahe lächerlich scheinen, für mich aber haben sie einen besondern Reiz, weil sie den Greis in die Zeit seiner frühesten Kindheit zurückversetzen, und ich habe die Mühe nicht gescheut, die Daten einzelner Eindrücke aufzusuchen, die ich auch meist in den noch vorhandenen Rechnungsbüchern meines ordnungsliebenden Vaters fand, der jede seiner Ausgaben pünktlich aufzuschreiben pflegte. Ohne diese Bücher hätte ich z. B. nicht wissen können, daß jene Miniaturen im März 1775 gemalt wurden, und ebenso geben sie mir die Jahre und Monate an, in welchen ich nach und nach durch einzelne wenige Lehrer, deren Honorar eingeschrieben wurde, den geringen Unterricht erhielt, von dessen Dürftigkeit jetzt bald Erwähnung geschehen wird.

Dieses pragmatische Verfahren in Beschreibung von Kleinigkeiten gehört mit zur Schilderung meiner angebornen conservativen Eigenthümlichkeit.

Den 31. März 1775 starb der gute, alte Sebastian Hegger, bald nachdem er sein achtundachtzigstes Jahr zurückgelegt hatte. Ohne eigentlich krank zu sein, war er seit dem neuen Jahr immer schwächer geworden und sah ruhig seinem Ende entgegen.

Mein Vater pflegte ihm seine Pension immer mit Anfang des Jahres vorauszubezahlen, damit er das für seine Liebhabereien nöthige Geld stets bei der Hand habe. Diesmal aber wollte der ehrliche Mensch Nichts mehr annehmen und schrieb den 21. Januar meinem Vater folgendes

Billet, das ein letzter Beweis seiner Anspruchslosigkeit war: „Ich bitte den Herrn, so viel ich bitten kann, der Herr wolle so gut sein und mir diesmal kein Geld geben. Der Herr ist mir ja Nichts schuldig, und der Herr hat meine Quittung bis auf den 31. Jenner 1775. Ich denke an mein Ende, und ob ich gleich nicht bettlagerig, noch recht krank bin, so spüre ich doch, daß ich täglich abnehme. Ich möchte auf meinem Todbette nicht vorgegessen Brot hinterlassen. Ich bitte den Herrn inständig, er wolle mir diesen Dienst erzeigen, mein Gemüth in Ruhe zu stellen. Lieber Gott, wie werd' ich das Uebrige Alles, was ich dem Herrn schuldig bin, vergelten können? Ich überlasse es dem Segen Gottes."

Schon bald nach seiner Ankunft in Zürich hatte Hegger sein Testament gemacht, dasselbe öfters und zum letzten Mal auch noch wenige Monate vor seinem Tode bestätigt, als besorge er, dasselbe möchte irgend woher angefochten werden, obgleich er keine nahen Verwandten mehr hatte. Durch dieses Testament setzte er meinen Vater und meine Schwester zu Erben seiner geringen Verlassenschaft ein und hatte Legate für die Armen, für den Pfarrer Stratzer an der Spannweid, sowie für die Dienstboten im Hause angeordnet, unter welche auch seine Wäsche und Kleidungsstücke vertheilt wurden. Der alte Bediente Heinrich Erni trug noch viele Jahre die schwarze Sammetkappe Hegger's. Ich habe auch allerlei Bücher aus seinem Nachlaß, wie z. B. Scheuchzer's Physica sacra und die alte Nachtuhr, die über ein Jahrhundert gedient hat und noch jetzt die Zeit richtig anzeigt.

Wenn in einem Hause Jemand stirbt, so gibt es eine ungewöhnliche Bewegung, ein lebhaftes Hin- und Herlaufen; es ist ein Ereigniß, das laut besprochen wird, und wenn die Leiche fortgetragen worden, wird das Krankenzimmer gelüftet und gescheuert und manche Veränderungen vorgenommen, was Kindern unmöglich verborgen bleiben kann, was sie Alles mit ansehen müssen, und was ich ganz ohne Zweifel auch gesehen habe, und dennoch ist mir nicht der mindeste Eindruck von diesem Ereigniß zurückgeblieben. Des hammerförmigen Fäßchens, auf das Hegger gesessen, ohne davon gedrückt zu werden, erinnere ich mich noch deutlich, aber

durchaus nicht an irgend Etwas, das mit seinem Tode in Verbindung gebracht werden könnte. So unachtsam, gefühllos ist der Mensch noch im Anfang seiner Entwicklung, als erwachte sein Bewußtsein nur in einzelnen Momenten und verlöre sich dann wieder in stumpfer Vegetation.

Eben so wenig erinnere ich mich an irgend einen im Laufe des darauf folgenden Sommers erhaltenen Eindruck, und dennoch war derselbe für mich, für meinen Vater und meine Schwester im höchsten Grad verhängnißvoll, denn die Krankheit meiner Mutter nahm immer mehr überhand und artete in entschiedene Hektik aus. Nachdem die rationellen Heilmittel erfolglos geblieben, nahm mein Vater seine Zuflucht zur Empirie und reiste mit ihr nach Langnau im Kanton Bern, um dort den berühmten Wasserdoktor Michel Schuppach zu berathen, mit dem dann einige Zeit korrespondirt wurde, dessen hergesendete Arzneien aber auch nicht halfen. Dieser Zeitraum ging spurlos an mir vorüber, und erst im November erhielt ich einen Eindruck, der sich meinem Gedächtnisse tief einprägte. Es war am frühen Morgen des 27., als meine Schwester und ich vor Tag geweckt und aus dem Bett in die graue Stube gebracht wurden. Meine Mutter hatte eine schlimme Nacht gehabt und war aus ihrem Bett in das an einer andern Wand stehende ihrer treuen Wärterin Marguerite getragen worden. Sie fühlte ihr Ende herannahen und wollte ihre Kinder noch einmal sehen und segnen. Bei schwachem Kerzenlichte konnte ich Nichts deutlich unterscheiden, nur glaube ich, das blasse Antlitz der Sterbenden, deren Haupt gegen den Ofen lag, und eine nach mir ausgestreckte, weiße Hand erblickt zu haben. Ob dabei gesprochen wurde und was, weiß ich nicht mehr: Dieser Moment prägte sich mir bloß als ein ängstlich drückender ein, wie Nachhall von dumpfem Schluchzen und verhaltenem Weinen . . .

Gegen Abend löschte das Lebenslicht der geliebten Mutter aus, und zwei Tage später legte ich mein fünftes Jahr zurück. Auch von Allem, was nach diesem unglücklichen Tage im Hause vorging, weiß ich Nichts mehr.

Gleich wie Hogger, wurden auch die entseelten Ueberreste meiner Mutter in die Verwalterei, wo der Oheim Caspar seit zwei Jahren wohnte, getragen, und von dort aus das Leichenbegängniß gefeiert. Beide wurden auf dem Kirchhof beim großen Münster begraben, meine Mutter dicht an der Mauer des Bethaales, wo der französische Gottesdienst gehalten wurde.

Etwa zwanzig Jahre später, als der Großmünstergemeinde zwei neue Plätze außer den Thoren der alten Stadt angewiesen worden, wurde jener Kirchhof vor dem Haupteingang des Gotteshauses verebnet, gepflastert und mit Bäumen besetzt, dabei aber auf eine schmähliche Weise die vorher ausgegrabenen Särge und Gebeine durcheinander geworfen und dann wieder in die Erde zusammengedrängt. Es erregte in der Burgerschaft großen Unwillen, daß ohne Nothwendigkeit die Ruhe der Todten gestört und ihre Gräber aufgewühlt wurden. Auch mein Vater beklagte sich bitterlich über diese Entweihung der Ueberreste seiner geliebten Gattin.

Der frühe Tod meiner Mutter war ein großes Unglück für meinen Vater und für uns Kinder. Hätte sie länger gelebt, wie Manches würde sich anders gestaltet haben! Sie war seine beständige Gesellschafterin in der selbstgewählten Einsamkeit, sie erheilt ihn bei guter Laune, und wenn sein lebhaftes Temperament gereizt wurde, wußte sie mit freundlichen Worten seine oft heftigen Aufwallungen zu besänftigen. Jetzt war er allein und Jahre lang in tiefen Gram über ihren Verlust versunken. Wenn früher schon aus geselligen Verhältnissen zurückgezogen, so lebte er jetzt in gänzlicher Abgeschiedenheit und sah Niemand, als von Zeit zu Zeit seine Verwandten. Die Erziehung seiner Kinder hätte ihn beschäftigen und zerstreuen können, allein wenn er auch den besten Willen dazu hatte, so war dies doch nun einmal nicht sein Fach; er liebte uns, wußte sich aber wenig mit uns zu beschäftigen, und seine verdüsterte Stimmung war in den ersten Jahren viel zu ernst, um mit uns spielen zu können. Marguerite Perüsset, die treue, aber beschränkte Seele, führte die Haushaltung fort, wie diese von meiner Mutter war eingerichtet worden, und ihr war auch die Sorge über uns Kinder überlassen. Meinen wilden Schwester,

über deren Ausgelassenheit mein Vater sich immer ärgerte, ohne sie bändigen zu können, war Marguerite gar nicht gewachsen. Wenn sie dem flatterhaften Mädchen Vorstellungen machen wollte, nahm dieses den Reißaus, lief halbe Tage im Gut oder bei den Nachbarn herum und kehrte gewöhnlich mit beschmutzten und zerrissenen Kleidern zurück. Einmal war Henriette sogar bei Landolt's gegenüber in den Jauchetrog gefallen, wo sie dem Ertrinken nahe war; wurde triefend heimgebracht und mußte in eine große Butte voll Wasser gesetzt und darin wieder gereinigt werden. Sechs Jahre älter als ich, war sie mir an Geist und Körperkräften weit überlegen, und wenn ich ihr nicht zu Willen lebte, trieb sie mich mit leichten, schnell aufeinander folgenden Backenstreichen vor sich her bis in eine Ecke, wo sie mich dann vollends zu Paaren trieb, wenige Augenblicke später aber über ihre Heftigkeit in Thränen ausbrach, mich küßte, mich um Verzeihung bat und mir Alles schenkte, womit sie glaubte, mich über die erlittenen Mißhandlungen trösten und mich wieder versöhnen zu können; denn sie liebte mich zärtlich und hat es mir schon damals häufig bewiesen, wenn ihre Launen sie nicht beherrschten.

Da ich im Gegensatz zu meiner quecksilbernen Schwester ein zahmes und passives Büblein war, so wurde ich nur zu sehr verzogen und verhätschelt. Immer warm zugedeckt, durfte ich im Bett so lang liegen und faullenzen als mir beliebte, ich wurde vor jedem kühlen Lüftchen verwahrt und eine bloß für mich gehaltene Magd mußte mich überall hin begleiten und für mich sorgen bis in mein achtes Jahr. Marguerite steckte mir alles zu, nach was ich gelüstete, sie war stets bereit, ihr gerade nicht appetitliches Zulegemesserchen aus der Tasche zu ziehen, um ein Butterbrot für mich zu streichen oder mir ein Stückchen Käse am Feuer zu braten. Zur Seltenheit hatte ich aber doch auch Anwandlungen von Eigensinn und heftigen Widerstands, wenn ich etwas thun sollte, was mir nicht gelegen kam, wobei ich dann in ein Zetergeschrei ausbrach, mit den Füßen trippelte und stampfte und mit den Zähnen convulsivisch knirschte. Als ich das einmal gar zu arg trieb, glaubte die gute Marguerite doch ein Exempel statuiren zu müssen und holte die sonst noch nie gebrauchte

Ruthe; wie sie mir aber die Hosen herunterziehen wollte, vertheidigte ich mich so rasend, daß sie ihr Vorhaben aufgeben mußte. Nun eilte sie in die Küche, brachte einen großen Schöpflöffel voll kaltes Wasser und goß mir dieses über den Kopf. Das wirkte! Mäuschenstille schlich ich mich davon und knirschte seit dieser wohlthätigen Abkühlung nie mehr mit den Zähnen, noch trippelte und stampfte ich mit den Füßen. Schon zu meiner Mutter Lebzeiten war für Henriette eine Lehrerin angestellt worden, die ihr im Lesen und Schreiben Unterricht ertheilte und die schon bei Högger angefangenen Uebungen im Rechnen mit ihr fortsetzte. Dieser Lehrerin wurde ich nun auch überantwortet. Sie war eine Schulbase aus der alten Welt und von einem Präceptor, mit dem sie nicht gut hatte fortkommen können, geschieden. Täglich watschelte sie auf ihren breiten Entenfüßen des Vormittags einige Stunden in den Beckenhof hinaus, am Samstag aber blieb sie zum Mittagessen und ertheilte uns auch Nachmittags noch Unterricht. Die Frau Müller war uns gar lieb, denn sie verstand es meisterlich, uns das Lernen leicht zu machen, das sie mit mancherlei Späßen würzte. Machten wir Tintenkleckse, so zog sie einen Fetzen Löschpapier aus der Tasche und bemerkte, sie führe immer ein Hochzeitsfatzenetli bei sich. Machten wir Schreibfehler oder lasen ein Wort verkehrt, so erhob sie den Bumbol (Bleistift), den sie wie einen Commandostab immer in der Hand führte und klopfte uns damit auf die Finger, aber so sachte, daß die Strafe eher einer Liebkosung glich. Am Samstag beim Mittagessen, wo ihr Leckerbissen sehr willkommen waren und sie auch ein bescheidenes Glas alten Weines nicht verschmähte, war sie sehr gesprächig und kramte Stadtneuigkeiten aus, die ihr alle brühwarm bekannt wurden, da sie täglich in vielen Häusern aus- und einging. Bei ihren Erzählungen befliß sie sich stets einer spießbürgerlichen Deverenz gegen sogenannte vornehme und reiche Leute, schilderte die jungen Mädchen, die bei ihrer Schwester Liseli die Strickschule besuchten, und von welchen die vornehmen und reichen auch immer die artigsten und brabsten sein mußten; von einem der rechsten, die ein Ausbund aller Tugend war, bemerkte sie mit schalkhaft lächelndem Seitenblick auf mich, die gäbe dereinst eine an-

ſtändige Parthie für einen einzigen Sohn u. dgl. Auf zwei ihrer als Landpfarrer angeſtellten Brüder that ſie ſich viel zu gut und erwähnte bei jeder Gelegenheit des Bruders Pfarrer zu Egg und desjenigen zu Rheineck. Mit naiver Feinheit wußte ſie errathen zu laſſen, was ſie etwa in ihrer kleinen Haushaltung brauchen könnte und führte nach damaliger Mode ſogenannte poches (weite mit Fiſchbein ausgewölbte Anhängtaſchen) auf den Hüften, in welchen ſie manches Pfündlein Kaffee oder Chocolade mit ſich heimtrug. Auf den Poſchen ruhten ihre Arme, wenn ſie ſittiglich wandelte, ſie führte im Sommer einen Fächer, im Winter ein Schlupferli (kleiner Muff) von ihrer ſeligen Mutter, ihr ſparlich glattgeſtrichenes Haar war ſchneeweiß gepudert und aus der feinen Caraſſehaube ſchaute ihr mageres, gelbes Geſicht freundlich grinſend hervor. Auch fehlten ihr nicht Ohrgehänge und der Goulant (Halsgeſchmeide) von ſchwarzem Glasfluß, Geſchenke, die ſie von dankbaren Schülerinnen erhalten zu haben rühmte.

Verzeihen Sie, gute Frau Müller, wenn ich mich nicht entblödete, Ihr Bild, wie es mir noch deutlich aus ferner Vergangenheit vorſchwebt, etwas karrikirt zu haben, aber Sie waren doch fürwahr ein Original, wie es heutzutage ſelbſt unter den entſchiedenſten Kaffeeſchweſtern nicht mehr vorkommt. Böſe iſt es nicht gemeint, es wäre auch undankbar von mir, wenn ich im Ernſt über ſie ſpotten wollte, denn ich weiß ja, daß ich ihr lieber Döveli war, dem ſie nichts als Gutes wünſchten. Mein Vater war mit ihren Leiſtungen wohl zufrieden und es plagte ihn lange, daß er den letzten Willen meiner Mutter nicht buchſtäblich erfüllen konnte, die ihm ſterbend anbefohlen hatte, aus ihrem Geſchmeide ein Paar goldene, mit Achat ausgelegte Ohrgehänge der Frau Müller zum Andenken an ſie zuzuſtellen. Dieſe Ohrgehänge ſuchte er tagelang vergebens. Eines Nachts glaubte er in ſeinem Bett wach zu ſein, und wie er ſeitwärts auf eine Kommode blickte, ſah er meine Mutter weißgekleidet daneben ſitzen und mit ernſter Miene auf die Kommode deuten. „Dort müſſen die Ohrgehänge verſteckt liegen“, dachte er, und am frühen Morgen raumte er alle Schubladen aus, allein auch da waren ſie nicht zu finden, und er mußte endlich zur Beſchwichtigung ſeines Gewiſſens ſich entſchließen, die

Ohrgehänge durch ein anderes Geſchenk zu erſetzen. Dieſe Frau Müller legte bei mir das Fundament aller meiner Gelehrſamkeit, denn von ihr lernte ich das Leſen und Schreiben, mit dem Rechnen aber wollte es nicht recht vorrücken, da die Natur mir den arithmetiſchen Sinn ganz verſagt und mich dafür mit einer viel zu früh thätigen Phantaſie ausgeſtattet hatte. Aus den bibliſchen Erzählungen, die uns Kindern als Leſebuch dienten, erhielt ich den erſten Eindruck von Poeſie durch das darin enthaltene Lied von Lavater auf Saul's und Jonathan's Tod:

„Auf dieſen Höhen lagen ſie,
„Entſtellt, verkannt, im Staub
„Gilboa! — Helden waren ſie,
„Sind jetzt des Todes Raub"

das mich bis zu Thränen rührte. Wenn ich meine Aufgabe für den folgenden Tag, einen Pſalm David's oder ein Lied von Gellert auswendig zu lernen, abſolvirt hatte, war ich mir ſelbſt überlaſſen, ſchlenderte, von der Kindsmagd Liſette begleitet, die mir ſtrickend überall nachfolgte, im Gut herum und ſuchte meiſtens heimliche Winkel, wo ich Häuslein baute und mir allerlei dazu dachte; bei ſchlechtem Wetter oder zur Winterszeit trieb ich mein ſtilles Weſen in der Kinderſtube. Es waren meinem Vater aus einem Fallment ein halbes Dutzend fünf Fuß hohe und nach Verhältniß breite, in Rahmen gefaßte und auf Tuch gezogene, vergilbte Kupferſtiche zu Theil geworden, die Türkenkriege und Seeſchlachten vorſtellten. Dieſe Kabinetſtücke waren mir zu meinem Zeitvertreib überlaſſen. Ich ſtellte ſie wie ſpaniſche Wände gegeneinander am Ofen auf und ſetzte mich dazwiſchen in eine Schublade, deren hinteres Ende mir wie ein Schiffsſchnabel geſtaltet erſchien, und wähnte dann in meinem Kahn durch die türkiſche Flotte zu rudern oder am Ufer zu ſein, wo eine Schlacht geliefert wurde, wobei ich aber keinerlei heldenmüthige Aufwallungen empfand und mich nur in verworrenen Traumereien einwiegte. Wenn ein Kind in der Einſamkeit auf ſich ſelbſt angewieſen iſt und durch keinerlei lebendigen Eindruck in die Außenwelt eingeführt wird, muß ſeine bloß nach Innen thätige Phantaſie ſich einem überwiegenden Hang zu

Träumereien überlassen. Eine Anlage zu melancholischer Abspannung muß früh in mir vorhanden gewesen sein. Ich wurde zuweilen ohne äußere Veranlassung niedergeschlagen und traurig. So erinnere ich mich einst ganz klemlaut im Garten herumgestrichen zu sein mit einem Stock, an den ich das Mundstück einer Spritzkanne gesteckt hatte und wie ein einsamer Jäger sein Gewehr in der Hand zu halten glaubte. Jeden Augenblick war ich dazu bereit, in Thränen auszubrechen, und wie ich in's Haus heraufgebracht wurde, nahm mich die Magd auf den Arm und fragte mich, was mir denn fehle? Da wurde mir auf einmal ganz leicht und wohl und ich erwiderte ganz munter: „Jetzt bin ich nicht mehr melancholisch!" was dann ein großes Gelächter von Seite der Lisette und Marguerite zur Folge hatte, die es ganz lustig däuchte, daß so ein kleines Büblein schon melancholisch gewesen sein wollte.

Dergleichen Anwandlungen von Niedergeschlagenheit hatte ich damals öfters. Wenn ich Morgens und Abends am Ofen stehend und mit gefalteten Händen mein Gebet hersagte, konnte ich zuweilen in eine exaltirte Andacht gerathen, so daß ich den Worten des Gebetes, wenn ich auch keinen besondern Begriff damit zu verbinden wußte, einen solchen Nachdruck gab, daß die Magde darüber verwundert sagten: „Der Döbeli kann schön beten!" und dieses Lob hörte ich sehr gerne, so daß ich glauben muß, meine Andacht sei nicht ganz rein und mit einer starken Zugabe von Eitelkeit vermischt gewesen.

Die Schriftzüge der Frau Müller waren keineswegs unsicher oder schwankend, und doch fand mein Vater, als ich 7 Jahre alt war, ich müßte mir eine männliche Handschrift aneignen. Er bestellte dazu den Schulmeister der Gemeinde, der in der Nachbarschaft wohnte, eigentlich aber weder schöner noch orthographischer als Frau Müller schrieb. Dieser Schulmeister Rämi war ein alter, gemeiner Mensch, der seinen Beruf ganz mechanisch trieb, und, weit entfernt von den Ansprüchen der Schullehrer unserer Zeit, sich Alles von mir gefallen ließ, daher mir seine Persönlichkeit auch keinen besondern Respekt einflößte. Er war ein großer Freund des Rebensaftes, den er Oktoberthee nannte und der ihm vor

allen andern Theesorten am besten schmeckte, und behauptete öfters, es habe sich ein Druckfehler in die Bibel eingeschlichen, denn wo Sirach sage: „Trinket mäßig", sollte es heißen: „Trinket mäßig" d. h maßweise. Um den Schulmeister für den mir im Schreiben zu ertheilenden Unterricht bei guter Laune zu erhalten und ihn zu stärken, wurde daher immer, wenn er sich am spätern Nachmittag einfand, eine ganze Flasche Gesindewein vorgesetzt, und dann entstand auch gleich ein Wettstreit unter uns, wer von Beiden zuerst fertig werde, er seine Flasche zu leeren oder ich ein Quartblatt Papier nach seinen Diktaten zu überfudeln, damit war denn auch die Lektion des Tages zu Ende. Manchmal diktirte mir der Schulmeister Räuli kuriose Sachen, so z. B. einst, als Kaiser Joseph zur Regierung gelangt war und den Klerus reformirte, mit wichtiger Miene ein Lied, das er in irgend einem Zeitungsblatt aufgefischt haben mochte und dessen Anfangsworte er, um meine Erwartung auf den höchsten Grad zu spannen, nur nach langen Interwallen eines nach dem andern mit lauter Stimme gravitätisch und doch mit heimlicher Ironie deklamirte: Schwarze, weiße, . . . braune . . . Kutten . . . brauchen . . . wenige . . . Minuten . .

So war in dem stolzen Wien,
Nach Theresiens Erbleichen
Aller Pfaffen heimlich Schleichen
Und ihr eitler Wahn dahin.

Was bei solchem Unterricht herauskam, läßt sich begreifen, ich führte die Feder nachlässiger als bei der Frau Müller, gewöhnte mich an's flüchtige Kritzeln und habe mein Leben lang eine mit jeder Stimmung wechselnde Sudelpfote behalten, weil beim ersten Anfang durchaus kein systematisch kalligraphisches Fundament bei mir gelegt worden.

Mich schon früh in die Stadtschulen zu schicken, was mir in jeder Beziehung wohl besser gefrommt hätte, dafür war allerdings die Entfernung für ein zartes, seidenes Herrlein wie ich, fast zu groß, und mein guter, aber in manchen Vorurtheilen befangener Vater besorgte daneben auch noch, ich möchte unter dem Troß von Knaben aller Stände gemeine Manieren annehmen, die in der Folge nicht leicht wieder ausgeglichen

werden könnten. Schon meine Kleidung deutete darauf, daß ich in der Welt etwas vorstellen sollte. Damals trugen zwar noch alle Knaben die nämliche steife Kleidung wie erwachsene Leute, die meine aber war im höchsten Grade lächerlich. In der Halbtrauer um meine Mutter, die mein Vater mehrere Jahre trug, bekam ich gerade ein Kleid wie das jenige, nämlich von Scharlach mit schwarzseidenen Spitzen besetzt, Camisol mit langen Schößen und kurze Beinkleider von Serges, Schnallenschuhe mit rothen Absätzen wie ein französischer Marquis, und dann noch einen dreikantigen Federhut. Mit frisirten und gepuderten Haaren sah ich gerade aus wie die Knaben auf den Kupfertafeln zu Basedow's Elementarwerk, nur daß ich noch keinen Haarbeutel, sondern statt dessen einen Catogan hatte. Zuweilen nahm mich mein Vater in diesem abenteuerlichen Costum mit sich in die Stadt, um etwa einen Besuch in der Verwalterei oder auf der Post zu machen; dann steckten die Knaben auf der Gasse die Köpfe zusammen und deuteten kichernd auf den kleinen, fremden Prinzen. Traf es sich aber, daß ich eine Strecke Wegs allein ging, so folgten sie nur spottend nach und riefen mir zu: Hahnrey! wahrscheinlich der Feder auf dem Hute wegen. Dann verdoppelte ich meine Schritte und suchte so bald als möglich unter Dach zu kommen ....

Nur bis hieher war es leider dem Greisen vergönnt, die eigene Entwicklung noch einmal zu überschauen und uns damit zugleich ein Zeit- und Charakterbild zu hinterlassen, dessen plötzlichen Abschluß gewiß jeder Leser mit uns auf's Lebhafteste bedauern wird. Immerhin hat es uns gefreut, wenigstens so viel an dieser Stelle mittheilen zu können, und der Gehalt des Bruchstücks wird den unfreiwilligen Mangel an Abrundung der Form entschuldigen.

Die Künstlerfamilie Meyer von Zürich.

Von J. Rudolf Rahn [1]).

II. Rudolf Meyer. 1605—1638.

1601 hatte Dietrich Meyer den zweiten Ehebund geschlossen. Kurz war das Glück seiner ersten Ehe und der einzige Sprößling aus derselben das Söhnlein Jacob gewesen, das in der Folge schon fünfzehnjährig den Seinen entrissen ward. Um so reicherer Kindersegen wurde Dietrich von seiner zweiten Gattin Elisabetha Ulrich beschcert. Sieben Söhnen und fünf Töchtern hatte sie das Leben geschenkt und 24 Jahre lang als ein tapferes Weib gewaltet. Dann starb auch sie, dem Gatten sieben Kinder hinterlassend. Die Sorge um den Haushalt übernahm jetzt das zweitälteste der Geschwister, die achtzehnjährige Agnes. „Sy hielte — schrieb Conrad nach ihrem 1642 erfolgten Hinscheide — meinem Seeligen Vater trefflich wohl Hauß 7 Jahr in Meines S. Vaters witwenstand. Ohn ein Magt, hielt ihre Brüdern zur Gottes forchl und zum Gebet früw und Spath auch zu fleissiger arbeit . . . war Gottes förchtig from, Haußlich und Arbeitsam. Klug, Hertzhafft in Trübsalen ꝛc [2]). Auch Dietrich hat damals einen warmen Nachruf an seine Tochter niedergeschrieben, in dem er ihre Tugenden und die rastlose Sorge pries, die sie, trotz melancholischer Anwandelungen und eines kränkelnden Körpers zum Wohle der Ihrigen entfaltete [3]).

Von den Söhnen hatten fünf die Mutter überlebt: Rudolf und Conrad, die beide den väterlichen Beruf ergriffen. Die übrigen Brüder

[1]) Vgl. Zürcher Taschenbuch für 1881, S. 233—259.
[2]) Stadtbibliothek Zürich Mic B. 302 fol. 12.
[3]) A. a. O. fol. 11, verso

waren Caspar, geb. 1611, † 1670, seines Zeichens ein Hafner, Hans, der Schuhmacher, der „ohne Rath der fründtschafft“ des Vaters Dienstmagd ehelichte und 1666 als Schullehrer zu Freusheim in der Pfalz gestorben ist[1]). Conrad endlich, 1687 in Zürich gestorben, hatte den Beruf eines Goldschmiedes erwählt.

Als die Mutter starb, hatte Rudolf allbereits das zwanzigste Jahr erreicht. Er ward am 12 Juni 1605, das dritte Kind aus zweiter Ehe, geboren. Schon in zarter Jugend scheint er sich durch künstlerische Anlagen ausgezeichnet zu haben. Der Vater stand auf der Höhe seiner Kraft und war befähigt, den Sohn in vielseitigen Richtungen auf seine künftige Laufbahn vorzubereiten. Mit unverdrossenem Eifer hat denn auch Rudolf diesen Unterricht gelohnt[2]), aber die Entfaltung seiner Kräfte wurde schon früh durch die Aeußerungen eines kränkelnden Körpers gehemmt, welche die Angehörigen mit Besorgniß erfüllten und das Vorhaben vereitelten, durch eine Reise nach Italien höherer Anregungen und der ächten Künstlerweihe theilhaftig zu werden. So mußte sich Rudolf mit einer Wanderschaft im Reiche begnügen. Auf Ostern 1629 verließ er Zürich und begab sich, wie Conrad berichtet, zuerst nach Frankfurt a. M. Freundliche Aufnahme wurde ihm hier bei dem Freunde des Hauses, dem alten Matthäus Merian zu Theil; „da es ihm sehr wohl ging. Radierte da selbst ein Buchlein von 80 Sinnen bildern, Autor Dan. Cramer[3])“. Von langer Dauer kann übrigens dieser Aufenthalt nicht gewesen sein, denn schon vom nächsten Jahre gibt es zwei Studienköpfe, die Rudolf in Nürnberg gezeichnet hat[4]). Hier, meldet Conrad, kam sein

---

[1]) Fol. 13 r. u. v.

[2]) Füßli, Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. I. S. 182, nach einem uns nicht bekannten Berichte Dietrich's.

[3]) Mst. B. 502 fol. 10. Füßli a. a. O., p. 183, läßt ihn — nach welcher Quelle ist unbekannt — zuerst nach Augsburg und Nürnberg und dann erst nach Frankfurt reisen. Eine 1629 datirte Zeichnung, die Rudolf noch in Zürich fertigte, besitzt die Sammlung der Künstlergesellschaft Q. 15. fol. 9.

[4]) A. a. O. zwei Federzeichnungen fol. 12.

Bruder zu „Herren Johann Flauctor, einem Mahler und gemahld Kramer. da Er vil Krankheiten außgestanden". Aber reiche Anregungen kamen ihm dennoch zu Gute. „Weil Er mein geliebter Bruder Seelig in Nörenberg war, war Gustavus Adolfus König in Schweden, mit seiner Armohr auch in Nörenberg, und auch die Kaiserliche Armohr umb Nörenberg".

Spätestens 1633 muß Rudolf wieder in Zürich gewesen sein[1]), wo er demnächst des Chorherrn Henrich Ernis Tochter, Magdalena zur Lebensgefährtin wählte und sich mit vielen und weitaussehenden Projecten trug. Aber wenige Jahre des Wirkens waren ihm nur mehr beschieden und vergebens die Bitten des Vaters und der Freunde, der schwindenden Kräfte zu schonen. Er sagte, wie Füßli aus einer uns unbekannten Quelle berichtet, Kunst und Arbeit wären sein einziges Vergnügen und da er kein anderes kennte, so wolle er auch arbeitend sterben. Conrads Aufzeichnungen ist in Zettelchen beigeheftet. Von Schmerzen gepeinigt und im Angesichte des Todes hat es Rudolf mit zitternder Hand beschrieben: „Mein Endlich Testament gägen miner lieben Ehe Frauwen Magdalena Ern. So mich der Gnedig Gott zu Synem gnaden brufft hatt, Sol ihren mein verlassenschafft alf eigen tumlich bl.... — "Den Schluß vermochte er nicht mehr zu schreiben und der immer noch rüstige Vater hat dann beigefügt: „Es wolt myn geliebter Sohn Rudolf Selig etwan 2 oder 3 Tag synen letzchen willen allhie vor synem End verzeichnen. Da man an disen Buchstaben syn not, und schmertzen sicht, so er damalen, auch darvor und sonderlich hernach diesem schryben ußgestanden Gott seye imme und uns ollen gnedig. Er starb ganz gethultig, willig und Selig ab. Gott seye darumb gedancket, Amen". Am 15. August 1638, erst 33 Jahre alt, ist Rudolf geschieden „und ward begraben in Münster Kirch Hof, (bei) seinem Seeligen Bruder Jacoben, unweit bej der Runden stegen gegen den Bogen."

[1]) Aus diesem Jahre datirt ein im Besitze der Künstlergesellschaft befindliches Gedächtnißblättchen (Q 15 fol. 71) mit der Aufschrift: „In Zürich macht diß Rudolf Meyer seinen Vettern zu dienstfr. Gedechtnus A° 1633".

Unter den Angehörigen der Meyer'schen Familie, welche die Kunst vertraten, ist Rudolf der Beweglichste gewesen. Sein Darstellungsgebiet ist ein viel umfangreicheres als das seines Vaters. Er dehnt die Allegorie noch weiter aus; nach allen Richtungen hin erforscht und schildert er das bunte Treiben seiner Zeitgenossen, und wagt es, trotz seiner protestantischen Abkunft, sich den Ruf eines beliebten Illustrators von Heiligen Legenden zu erwerben.

Ebenso vielseitig strebend hat er sich als Techniker bewahrt. In seinen Handzeichnungen und den Radirungen ist eine fortwährende Aenderung der Manieren zu beobachten. Jene sind durch eine reiche Auswahl in dem Sammelbande Q 15 der zürcherischen Künstlergesellschaft vertreten. Da ergibt sich zunächst, daß Rudolf schon mit achtzehn Jahren eine ungewöhnlich sichere Strichführung besaß[1]), in der Formgebung aber sich ganz in den Schildermanieren seiner Landsleute gehen ließ. Es gibt Blätter aus den Jahren 1626—29 (Q 15, Fol. 18, 20, 26), auf denen er Figuren mit unmöglichen Gliedmaßen, ja eine und dieselbe Gestalt mit Armen von ungleicher Stärke gezeichnet hat. Göttinnen und Tugenden treten als dieselben hochstirnigen, blöden Glasscheibenwesen auf, wie sie die Maurer gedankenlos zu skizziren pflegten. Gleichzeitig aber hat er auch andere Manieren befolgt. Federskizzen von 1628 und 1629, zum Theil auf das Virtuoseste mit Tusche lavirt, zeichnen sich durch eine sehr leichte Strichführung und eine wunderliche Liebhaberei für Düpfchen oder Klümpchen aus, mit denen er alle Theile der Figuren und ihrer Gewänder bespickt[2]). Eine Vorliebe für diese Manier ist ihm auch später geblieben, wie dies eine 1636 datirte Zeichnung des Göhenbieners Salomon in dem Sammelbande R 34, Fol. 24 beweist.

Endlich hat sich Rudolf schon in Zürich dem Einflusse Callot'scher Striche hingegeben. Belege dafür sind die Federzeichnungen zu Soldaten

[1]) Fol. 16. Christus bei Maria und Martha. Viel geringer und noch sehr dilettantisch sind dagegen eine Geißelung Christi von 1625 und ein heil. Hieronymus von 1626 fol. 4 u. 5.

[2]) A. a. O. fol. 10, 13 u. 14.

und Bürgern, Bauern und Räubern von 1628 (Q 15, Fol. 36 u. 37), wo die Schattirung aus einfachen, stellenweisen genährten Strichlagen besteht[1]). Neben solchen Entwürfen, die meistens freie Erfindungen sind, und als solche eine frühzeitige Begabung verrathen, fehlt es auch nicht an Studien, die Meyer nach der Natur gezeichnet hat. Solche Blätter aus den Jahren 1626—29 sind meistens Kreidezeichnungen, welche einzelne Körpertheile darstellen[2]). Auch ein Krieger von 1628 gehört hieher (Fol. 74). Durch die einfach ruhige, naturwahre Auffassung zeichnet sich diese Figur von den übrigen aus, und läßt errathen, welche Vortheile ein consequenteres Studium in dieser Richtung dem angehenden Künstler gebracht haben würde.

Reiche Anregungen hatte sein Aufenthalt in der Fremde zur Folge. So giebt es unter den Nürnberger Studien eine Anzahl von Blättern, die Rudolf unter dem Eindrucke des kriegerischen Treibens gezeichnet hat. Sie stellen Reiterkämpfe vor. Im Anfange freilich wollte ihm die Wiedergabe solcher Scenen nicht recht gelingen. Es fehlt die Energie und die innere Wahrheit; solche Auftritte nehmen sich fast wie die Klopffechtereien aus, die man auf Bühnen aufzuführen pflegt[3]). Andere Kampfbilder dagegen zeigen eine geschickte Gliederung der Massen (Fol. 33) und geheimlich überrascht auch die phantasievolle Auffassung der Landschaften, in welche solche Vorgänge versetzt sind[4]).

Auch in anderer Richtung hatte sich der Umfang der Darstellungskreise erweitert. 1629 ist ein Blättchen mit Diana und Actaeon datirt, drei andere Skizzen, welche dieselbe Stoffwelt repräsentiren, stammen

---

[1]) A. a. O. fol. 12 Studienköpfe von 1630, fol. 35 in Nürnberg gezeichnete Actstudien von 1632.

[2]) A. a. O. fol. 55. 56 (1626). 57 (1627). 58—63. fol. 51 ein Madonnenkopf von 1628.

[3]) Q 15 fol. 26 bez. 1632 in Nörenberg und fol. 30.

[4]) A. a. O. fol. 70 Skizze von 1631 eine Baumlandschaft mit Brücke, über welche Reisige einen Wagenzug geleiten. Andere Landschaften fol. 71—73.

vom Jahre 1632[1]), und wie sich mittlerweile die Kunst des Vortrages gesteigert hatte, beweist eine heilige Familie im Freien von 1629, die Rudolf ungemein weich und sleißig mit Tusche und Deckweiß auf blaues Papier gezeichnet hat (Fol. 9).

Als Rudolf nach einer etwa vierjährigen Abwesenheit nach Hause kehrte, hatte er diejenige Stufe der künstlerischen Ausbildung erreicht, welche durch seine spätere Wirksamkeit im Wesentlichen nicht mehr übertroffen worden ist. Er hatte einen tieferen Einblick in das bewegte Treiben seiner Zeit gewonnen und war Zeuge mancher Actionen gewesen, welche die Seinen in der friedlichen Heimath nicht mit erleben mußten. Ein kurzschlosses Künstlerleben, das ihm in der Fremde entgegentrat, war auch nicht unbeachtet geblieben; vor Allem aber ward man fremden Einflüssen die Erweiterung seines Stoffgebietes nach Einer Richtung zuzuschreiben haben. Rudolf Meyer ist der erste seines Geschlechtes gewesen, der das Gebiet der Heiligenschilderung betreten und damit vornehmlich seinen Ruf in den weiteren Kreisen begründet hat.

Es ist unbekannt, welche Stellung Rudolf nach seiner Heimkehr zu dem väterlichen Atelier eingenommen hat, sicher jedoch, daß er als Techniker, wie als formschaffender Künstler seine eigenen Wege ging. Was seine Blätter in ersterer Hinsicht von denen des Vaters und Conrads Arbeiten unterscheidet, das ist die Frische des Vortrages, der bald an Callot erinnert, bald auch den Einfluß des alten Matthäus Merian verräth. Im Gegensatze zu der immerfort etwas trockenen Manier des Vaters und der sorgsamen und später pedantischen Weise Conrads liebt er es, mit einfachen, stellenweise genährten Lagen zu radiren und dieselben einer kräftigen Aetzung zu unterziehen, wodurch er eine tiefe, massige Wirkung erreicht, die seine Blätter auf den ersten Blick von denen Conrads, besonders aus der späteren Zeit, unterscheiden läßt.

---

[1]) A. a. O. fol. 20 ein Satyr und ein betrunkener Silen Fol. 65 das goldene Zeitalter (?) Fol. 66 ein unbekleidetes Mädchen Nejaden mit einem männlichen Leichnam auf wogender See, ein zweiter Jüngling stürzt sich von der Höhe in die Fluthen hinab.

So hat er eine Anzahl von Zeitbildern radirt. Theils stellen sie einzelne Costümfiguren vor, Soldaten und Bürger[1]), andere allerlei großes und kleines Gesindel: Marodeure, Räuber, Bettler, wieder andere Jäger und Bauern in ruhiger Unterhaltung oder in tollen Lustbarkeiten begriffen. Das meiste Interesse bieten die kriegerischen Auftritte dar. Man kann nicht sagen, daß sie besonders geistvoll geschildert seien. Callot, von dem er sich inspiriren ließ, steht Rudolf bei weitem nach. Aber der Geist, der diese Illustrationen durchweht, ist wirklich derjenige seiner Zeit und das eine und andere dieser Blättchen dürfte nicht bloß nach dem Hörensagen gezeichnet worden sein. Unbekümmert um die Greuel der Verwüstung und die Aeußerungen roher Gewaltthat, giebt sich die Soldateska und das Volk der Marodeure der Ruhe und üppigem Lebensgenusse hin. Oben steht ein Bravo und neben ihm die Dirne, die ihn auf seinen Zügen geleitet. Auf eine Büchse gestützt, schaut sie befriedigt dem Aufruhre zu, nach welchem der Gefährte weist. Tief unten mögen Marodeure in ihrem Handwerk gestört worden sein. Ein Bauernhaus steht in Flammen, von dem Gehöfte zur Linken sprengen Reiter heran, vor denen die Plünderer nach dem Flusse eilen, während die Bauern sich sputen, ihre diesmal gerettete Habe zu bergen. Der Mann da droben aber denkt, ein andermal wird sie mir doch. Ein zweites Blättchen zeigt eine Gesellschaft gleichen Gelichters, darunter ein Frauenzimmer, die zechend im Schatten eines Baumes lagert. In der Ferne aber muß sich der Bauer den Raub seines Viehstandes gefallen lassen. In ähnlichen Situationen, zechend, musicirend und tanzend, hat Rudolf das kurzlebige Volk der Bauern und Bettler geschildert; sogar den Stelzfuß und ein Krückenweib läßt er die Weise des Dudelsackpfeifers mit einem Tanze begleiten.

Seinem Bruder hat Conrad das Lob gespendet, daß er „eines gar frommen, aufrechten Gmüths" gewesen sei[2]). Dieser Ausspruch mag

---

[1]) Die schon 1628 datirten Federzeichnungen im Gegensinne finden sich in dem Sammelbande Q 15. fol. 36 u. 37.

[2]) Mic. B 302, fol. 10.

unangefochten bleiben, aber es will doch scheinen, daß Rudolf ab und zu, der Zeuge eines nicht sehr anspruchslosen Lebensgenusses gewesen sei. Es giebt ein paar winzige Blättchen, die eine mindestens nicht prüde Anschauung über das Verhältniß des Künstlers zu dem Studium der natürlichen Schönheiten belegen. Denselben Tenor verräth die Abbildung eines Ateliers, wo Künstler und Zuschauer als Hansnarren erscheinen, ein weibliches Modell mit dem Malen nichts zu schaffen hat, und Einer, damit man die Gesellschaft kenne, «**Theodoricus Meyer excudit (sic) R. M. in. et sculpsit**» auf die hinter dem Künstler befindliche Tafel schreibt. Unter dem Bilde, an welchem der Maler arbeitet, liest man **æt suæ 1637.** Auch das Wappen „dern Gesellen die stets fräffen und sauffen wollen“[1]) hat Rudolf mit seinem Namen unterzeichnet und diese recht lascive Darstellung mit einem Verse begleitet, der die Vertrautheit des Künstlers mit dem Vocabularium der Schlemmer außer Frage stellt.

Etwas Räthselhaftes läßt sich von Rudolfs Anschauungen überhaupt nicht trennen. So hat er **Kinderscenen** radirt. Aber diese kleinen Wesen treten nicht in harmlosem Spiele auf, sondern sie sind als Karrikaturen dargestellt, phantastisch aufgeputzt, dickbäuchige Schlemmer, Buckel männlein und Fratzenkeile mit langen Nasen, die bald in bachantischem Aufzuge, bald, wie zum Kriege gerüstet, mit Fahnen und Musketen einhermarschiren. Welche Anspielungen hiedurch erweckt werden sollten, ist unaufgeklärt. An die Kinderwelt hat Rudolf nicht gedacht, denn diese mit ihren Lustbarkeiten tritt uns in einer anderen Suite von zierlichen Radirungen entgegen, und gehören auch die Putten dazu, welche die Jahreszeiten und eine, scheint es, unvollendete Folge der Monate repräsentiren[2]).

Solche Blättchen kleinsten Formates mögen Improvisationen gewesen sein, durch die sich der Künstler für die gewohnten Atelierarbeiten schad-

[1]) M. 0,141 hoch 0,104 breit. Ein Abdruck dieses seltenen Blättchens besitzt die Künstlergesellschaft Sammelband C 6. fol. 14.

[2]) Sehr feine Federzeichnungen zu den vier Jahreszeiten befinden sich in dem Bande Q. 15 fol. 39.

los hielt. Im Uebrigen hat er alle Gebiete betreten, die ihm etwelches Auskommen mit seiner Hände Arbeit verhießen. Daß sich Rudolf auf die Oelmalerei verstand, hat Conrad in seinen Aufzeichnungen berichtet[1]), und wird auch durch Füßli bestätigt, der des Künstlers Selbstportrait besaß. Es ist — sagt er bei — in Rembrandt's Geschmack mit vielem Verstand und starker Farbe verfertigt[2]). Zwei Oelgemälde von Rudolf besitzt die Künstlergesellschaft in Zürich. Sie stammen aus der Gallerie des verstorbenen Professors Keller im Meyershof[3]), das eine (Nr 18[4]) ist das Brustbild eines bärtigen Mannes mit steifer Halskrause, etwas schwer in den Farben und nicht sehr belebt. Das andere (Nr 17) stellt die Verläugnung Petri vor. Um einen Tisch sitzen die spielenden und zechenden Kriegsknechte, Costümfiguren des XVII Jahrhunderts. Sie sind in lebhaftem Erstaunen aufgefahren, denn eben hat eine Magd den greisen Apostel denuncirt, der unten am Tische steht und mit einem nicht übel getroffenen Ausdrucke der Betheuerung sich zu entschuldigen sucht. Alle Einzelnheiten sind recht fleißig behandelt, aber die Farben kalt; sie verrathen zum Mindesten einen sehr unentwickelten Sinn für harmonische Zusammenstellung der Töne. Die Composition ist zerstreut und der Versuch, diese Scene bei nächtlicher Beleuchtung darzustellen, entschieden mißglückt, das Bild ist ein Nachtstück mit Tageslicht.

Auch unter den Radirungen giebt es eine Anzahl von Portraiten, von 1635, dasjenige des Chorherrn Henrich Erni und Breitinger's aus dem folgenden Jahre, weiter die Bildnisse des Herzogs von Rohan, des Freiherrn Jacob von Anholt, † 1630 als Feldmarschall der Liga, und zwei Portraite Matthäus Merian's[5]). Endlich besitzt die Künstlergesell-

[1]) Mse B 302 fol. 14

[2]) Geschichte der besten Mahler S. 187.

[3]) Vgl. über dieselbe Wilhelm Füßli, Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein. Leipzig 1846, S. 163.

[4]) Des Kataloges von 1881.

[5]) C. 6. Die Vorzeichnungen im Gegensinne zu einem der Bildnisse Merians in dem Sammelbande Q. 15. fol. 28. Andere Vorzeichnungen für Porträt-Radirungen R. 35 fol. 97 u. f

sich öfters der Verleger unterzeichnet, und wo Rudolf's Name erscheint, der Inventor Johannes Asper den Seinen beigefügt. Nur die Verherrlichung seiner Stadtpatrone, der Heiligen Felix, Regula und Exuperantius, hat sich der Zürcher vorbehalten und eine leicht tuschirte Federzeichnung im Gegensinne, die sich unter Rudolf's Skizzen in der Sammlung der Künstlergesellschaft befindet, bestätigt, daß er in der That der Erfinder dieser besten aller Compositionen gewesen ist. Zu allen übrigen dagegen hat ein Anderer die Vorzeichnungen geliefert, Johannes Asper, dessen Name den Anlaß zu verschiedenen Deutungen gab. Früher mochte wohl gelten, daß der 1571 verstorbene Zürcher Maler diese Compositionen entworfen und Rudolf sie später als herrenloses Gut übernommen und veröffentlicht habe. Allein schon Hardmeyer regte einen Zweifel an[1]) und wirklich stellt sich der Stil dieser schon stark von dem Manierismus angehauchten Bilder als ein von dem der Asper'schen Werke grundverschiedener dar. Eine sehr naheliegende Vermuthung war es daher, welche F. Salomon Vögelin in Julius Meyer's allgemeinem Künstlerlexikon geäußert hat. Er folgerte, daß Meyer nicht nur der Reproducent, sondern auch der Erfinder gewesen sei und zu Asper's Namen nur darum gegriffen habe, weil er sich in einer Zeit der schroffsten confessionellen Gegensätze nicht als Illustrator eines gegnerischen Werkes bekennen wollte. Nun ist aber auch diese Hypothese endgültig beseitigt. Aus neueren Forschungen erhellt, daß zu Rudolf's Zeit in Constanz ein Hans Asper als Maler wirkte, dieser wird somit ohne Frage der von Meurer Berufene gewesen sein[2]).

Die Tafeln, welche Rudolf zu dem Meurer'schen Werke lieferte, sind die größten Radirungen, die er geschaffen hat. Sie stellen bald gruppenweise die verschiedenen Heiligen mit ihren Attributen dar, bald treten

---

[1]) Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich von 1844, S. 14.

[2]) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden in den Rheinlanden, Heft LX, p. 40. Ich verdanke die Hinweisung auf diese Notiz meinem Collegen F. Salomon Vögelin.

sie vereinzelt in den Handlungen auf, von denen die Legenden berichten, wobei es der Künstler liebt, den Faden der Erzählung in allerlei Nebenepisoden weiter zu spinnen, die er bald in ein tiefes Gemach, bald in landschaftliche Fernen verlegt. Solche Nebenscenen sind oft recht gut componirt, die einzelnen Figuren dagegen conventionell in gespreizten oder theatralisch steifen Posen aufgefaßt. Es fehlt auch die Energie und eine lebendige Nüancirung der Charaktere. Am besten sind die Gewänder entworfen, die der Zeichner in einfachen Massen drapirte und der Stecher mit wirksamen breiten Lichtern und Schatten zu beleben verstand. Mehr als in anderen Werken, die Rudolf geschaffen hat, giebt sich hier der Einfluß Merian's kund. Die Art und Weise, wie Lichter und Schatten sich gegen einander absetzen, erinnert an des Meisters berühmte Prospecte. Auch die Technik ist eine ähnliche; Mitteltöne sind durch einfache kokett hingeworfene Strichlagen erzeugt und für größere Massen, besonders bei Baulichkeiten, rechtwinkelige Schraffirungen verwendet, wodurch eine ruhige und durchsichtige Wirkung erreicht ist. Im Uebrigen ist das Landschaftliche flüchtig, gelegentlich auch roh behandelt. Die Bäume sind wie aus blechernen Massen zusammengesetzt, im Mittelgrunde oft nur nachlässig punktirt und diejenigen des Vordergrundes nicht selten in ein bedenkliches Mißverhältniß zu den Figuren und Gebäuden gesetzt.

Füßli[1]) berichtet, „Rudolf war Vorhabens, große Werke an den Tag zu geben. Zu dem Ende verfertigte er sehr viele Zeichnungen zu einem Bibelwerk, Todtentanz und anderen Werken". Von den Ersteren haben sich Entwürfe zu Scenen biblischen Inhaltes und frommen Gleichnissen in der Sammlung der Künstlergesellschaft erhalten[2]). Ebendaselbst finden sich Vorstudien zu einem Todtentanze, leicht tuschirte Federzeichnungen, 36 an der Zahl, die aber mit der späteren Ausgabe nichts gemein haben und sich als befangene Jugendarbeiten zu erkennen geben[3]).

---

[1]) Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. I. S. 184.

[2]) Q. 20. fol. 16—18.

[3]) Q. 15 fol. 41—46 mit dem Vermerke Conrads: „disere Figuren macht Rudolf Seitz im Jar als er synes Alters war 21 jar". Sie stellen

Düstere Stimmungen, wie sie ein kränkelnder Körper erzeugt, mögen sich des Künstlers seit früher Jugend bemächtigt und den nächsten Anlaß zu derartigen Phantasien geboten haben. Schon 1625 hat Rudolf ein solches Blättchen radirt. Es zeigt ein Knäblein mit der Sanduhr, das auf einem Schädel ruht und daneben steht ein frommer Vers geschrieben[1]). Aehnliche Gegenstände hat er in der Folge öfter behandelt, zumeist in den Jahren 1631—1633[2]), und ebenso sein eigenes Bildniß aufgefaßt, von welchem Hardmeyer eine kurze Beschreibung hinterließ, „es zeigt den schmächtigen Jüngling an einer Staffelei stehend und das **memento mori** malend. Die Blässe des Gesichtes, die eingefallenen Wangen und die Beschäftigung beweisen, daß der Gedanke an einen baldigen Tod seine Seele beherrschte“[3]).

Uebrigens lagen noch andere Gründe vor, welche die Künstler bewogen, an die Hinfälligkeit des Irdischen zu denken und die damalige Menschheit überhaupt zu einer ernsten Auffassung des Lebens bestimmten. Es ist bekannt, daß seit dem XIV. Jahrhundert, als Europa zum ersten Male von der Pest, dem „schwarzen Tode“ heimgesucht worden war, diese entsetzliche Seuche eine schrankenlose Herrschaft behauptete, und erst nachdem sie Generationen gelichtet und einzelne Gegenden beinahe entvölkert hatte, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts allmählig erlosch. Wie hartnäckig ihre Wiederkehr und wie furchtbar die Wirkungen waren, geht aus dem einzigen Beispiele Zürich's hervor, wo sich während der Dauer von anderthalb Jahrhunderten (1519—1668) die Seuche zehnmal wiederholte

---

einfache Paare, den Tod als ausgemergelten Cadaver mit seinen verschiedenen Opfern vor, ohne landschaftliche Umgebung in meistens ruhigen Posen. Die Bewegungen sind gespannt, die Köpfe ohne Ausdruck; Zeichnung und Tuschirung verrathen eine noch ungeübte Hand. Je zwei Entwürfe zum Sündenfall und zur Vertreibung aus dem Paradiese tragen das Datum 1626. Näher steht der 1650 erschienenen Ausgabe eine Handzeichnung in dem Sammelbande Q. 20, fol. 22, welche die Vertreibung aus dem Paradiese darstellt.

[1]) C. 6.

[2]) Q. 15, fol. 19.

[3]) Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft für 1844, S. 14.

und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß die Zahl der Opfer in der Stadt und ihren Kirchgemeinden einmal (1519) auf dritthalbtausend, ein andermal (1564) auf 3700 belief und 1611 die entsetzliche Höhe von 7000 erreichte[1]). Inmitten solcher Schrecken, wo ein Jeder, ohne Unterschied des Standes und des Alters, desselben Schicksals gewärtig und Keiner des Gedankens ledig war, vielleicht schon kommenden Tages vor dem Richterstuhle des Höchsten erscheinen zu müssen, konnte es nicht fehlen, daß die Vorstellungen auf's Neue erwachten, welche ähnliche Drangsale schon in früheren Jahrhunderten hervorgerufen hatten.

Solchen Stimmungen ist die Idee des Todtentanzes entsprungen, den die Kunst des späteren Mittelalters in unzähligen Bildern behandelt hat und der auch später, bis in's XVIII. Jahrhundert, zu den populärsten Thematen gehörte, so daß man nicht bloß an kirchlichen Bauten solchen Schildereien begegnet, sondern auch weltliche Gebäude, die Façaden von Wohnhäusern sogar, damit zu schmücken pflegte[2]). Mehrere dieser späteren Bilderfolgen sind noch vorhanden, darunter der 1662 gemalte Todtentanz in dem Beinhause von Wolhusen im Entlebuch, der für uns ein besonderes Interesse besitzt. Es ergiebt sich nämlich, daß mehrere der dort befindlichen Bilder Copien der Meyer'schen Radirungen und sämmtliche Verse Wiederholungen der diesen beigeschriebenen Reime sind[3]).

Den Verfasser dieser Reime hat das Vorwort zur ersten Ausgabe nicht genannt[4]). Erst der Herausgeber der letzten Auflage von 1759

---

[1]) H. H. Blontschli, Memorabilia Tigurina. Zürich 1742. Art. „Sterbend" p. 445 u. f.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz „Zur Geschichte des Todtentanzes" im Geschichtsfreund Bd. XXXVI. 1881, S. 213 u. ff.

[3]) A. a. O. S. 225. Auch unter den Versen zu den Todtentänzen auf der Spreuerbrücke in Luzern und im Beinhause von Emmeten bei Beggenried kommen Erinnerungen an die unter den Meyer'schen Radirungen befindlichen Reime vor. A. a. O. S. 228 u. 225 N. 2.

[4]) Hier heißt es einfach: „Die Vierverse auf den Kupferblättern hat er grösseren theils auß einem in Truck außgangenen Bogen entlehnt, und underschidlicher orten verbessert".

gedenkt desselben[1]). Er nennt als Dichter den Pfarrer zu Thalwil und Dekan des Zürichseekapitels, Johann Georg Müller, der 1672 im Alter von 62 Jahren gestorben sei. Es stimmt diese Angabe mit derjenigen einer handschriftlichen Schwänkesammlung überein, welche zugleich das Stillschweigen des früheren Herausgebers erklärt. Sie lautet: „Herr Müller, Predicant zu Tollwyl, macht verwyys einen todtentantz, darmit er bei den chorherren etwas Unwillens eingelegt". Auch erfährt man aus derselben Quelle, daß zur Strafe dafür seine Bewerbung um die Pfarren Kloten abgewiesen worden sei[2])

Trotzdem hat sich Rudolf Meyer's Todtentanz in der Folge einer großen Popularität erfreut. Die erste Auflage kam 1650 bei Johann Jacob Bodmer in Zürich heraus. In der Vorrede berichtet Conrad, daß sein seliger Bruder „dieses Werkes Urheber seye: alß welcher vor etlichen Jahren fast den halben Theil der Todtenrissen erfunden und in Stellung gesetzt, mir aber selbige auf seinen kosten in Kupfer zu bringen gebraucht hat". Eine zweite, wie es schemt selten gewordene Auflage kam sieben Jahre später bei demselben Verleger, die dritte 1759 in Hamburg und Leipzig heraus.

Die Reihenfolge der Bilder ist in der ersten und letzten Auflage dieselbe. Sie beginnt, wie in den älteren Todtentänzen mit drei Bildern aus der Geschichte der Voreltern, durch welche gezeigt werden soll, wie der Tod in die Welt gekommen ist. Es folgt dann die Darstellung des

[1]) Oder bezieht sich diese Angabe auf die beigedruckten Verse?

[2]) Die Fortsetzung lautet: „als drauf ein Pfarre, Kloten genant, ledig worden, und er gerne dahin gefürderet worden were, aber nit glangen mogen, hatt er druff zu eim Chorherren gesprochen:

Hett ich nitt gmacht ein Todten-Tantz
So wehr ich kohn an Kloten-Tantz

„Kurtzweilige Schimpf- und Glimpf-Reden; observiert Anno 1652" pag. 126. Manuscript im Besitze des Herrn Bibliothekar Dr. Emil Staub in Fluntern, dem wir die Hinweisung auf diese Notiz verdanken. Aus dem Verwerte zu der Ausgabe des Christenspiegels von 1657 geht hervor, daß Johann Georg Müller ein Schwager Conrad Meyer's war.

Digitized by Google

Beinhauses, vor welchem ein geflügelter Cadaver mit Sanduhr und Sense triumphirend über den Attributen weltlicher Herrschaft steht. Aehnliche Bilder sind als Titelblätter den drei Hauptabtheilungen vorangesetzt. Sie stellen einen Cadaver vor, der unter der Grabespforte das Glöcklein läutet, oder den Eintretenden das Stundenglas weist. In der ersten Abtheilung, die aus neun Blättern besteht, treten die geistlichen Personen auf, dann folgen die weltlichen Würdenträger, elf an der Zahl, vom Kaiser bis zum Hauptmann, und diesen auf 25 Blättern die Repräsentanten des Bürgerstandes und der unteren Schichten bis zum Bettler und Narren hinab. Den Beschluß bilden einige allegorische Compositionen, deren meiste von Conrad stammen. Leicht sind sie von Rudolfs Entwürfen zu unterscheiden und unter diesen wiederum die Blätter zu bezeichnen, welche Conrad unter der Leitung seines Bruders geschaffen hat. Was diese charakterisirt, das ist die kräftige Wirkung durch große Licht- und Schattenmassen und eine Technik, die vielfach an die Bilder in Murer's Helvetia sancta erinnert. Auch die Behandlung der Gewänder ist eine von Conrad's späterer Weise verschiedene. Sie sind in leichten Massen originell geordnet und frei bewegt. Einzelne Gestalten können als vorzügliche Gewandfiguren gelten, so die Aebtissin, ein 1637 datirtes Blatt, das wahrscheinlich Rudolf's eigenhändige Arbeit ist. Durch rüstige Kraft der Hauptfiguren und die genrale Einfachheit und Klarheit der Strichführung zeichnet sich dieses Blatt vor allen anderen aus. Prächtig ist der Gegensatz zwischen der in lauter Jammer Ersterbenden und dem hämischen Gesellen geschildert, der sich, um sein Opfer zu äffen, mit dem Scapulier und einem ähnlichen Kopfputze bekleidet hat, und mit schadenfrohem Grinsen seinem Opfer die Sanduhr zeigt. Aber die Kraft der Wirkung beeinträchtigt die Scene, die sich im Hintergrunde des Bildes vollzieht, und man würde dieses zweite Gerippe, das eine theatralisch lamentirende Nonne am Gewande nach sich zieht, jedenfalls weniger vermissen, als den anheimelnden Ausblick nach der gegenüberstehenden Kirche.

Eine ebenfalls vorzügliche Darstellung, zwar von Conrad radirt, aber gewiß von Rudolf entworfen, ist das Bild des Edelmannes. Der

Junker scheint sich lustwandelnd ergangen zu haben. Auf dem lothrechten Fels zur Linken steht seine Burg und über dem Abhange zur Rechten sieht man auf ein anmuthiges Flußgelände hinab. Auf dieser traulichen Stelle liegt ein offenes Grab. Es ist für den Mann bestimmt, den der Tod mit sehniger Wucht von hinnen zieht. Er hat sein Opfer auf der Brust gepackt und mit der Rechten dessen Mantel gefaßt, den er über die Schulter schlugt. So zerrt der Würger den Widerstrebenden zur Grube hin, unbekümmert um das Geschrei, das die eilends herzukommenden Genossen zur Hülfe mahnt.

Zu anderen Compositionen haben Holbein's Todesbilder als mehr oder weniger directe Vorlagen gedient[1]). Aber solche Nachahmungen sind selten geglückt. Was Holbein mit wenigen Figuren in concentrirtesten Zügen geschildert hat, führt Meyer in spießbürgerlicher Breite aus, indem er die ihm fehlende Kraft der Charakteristik durch äußeren Reichthum der Scenerien ersetzt und zu allerhand müßigen Nebenfiguren greift, die mit der Handlung nichts zu schaffen haben[2]), oder in plumpe Uebertreibung verfällt, wie dieß die zweimalige Wiederholung eines eckelhaften Motives in den Bildern der Spieler und der Säufer beweist.

Nach Rudolf's Tod hat Conrad diese Sammlung fortgesetzt und 1650 zum Abschlusse gebracht. Dieses letzte Datum findet sich auf dem Blatte Tod und Schaffner. Eine Zeit lang mochte Conrad noch in des Bruders Weise fortgearbeitet haben. Aber schon das 1637 datirte Bild des Richters zeigt den Uebergang zu der ihm später eigenen Weise, die sich von Rudolf's Technik durch den trockenen Fleiß der Ausführung bei ungleich geringerer Kraft der Darstellungsmittel unterscheidet. Auch der Vergleich seines Compositionstalentes mit dem des Bruders stellt sich nicht zu Gunsten Conrad's heraus. Er liebt es noch mehr als Rudolf, seine Scenen mit Figuren zu überfüllen, deren Erscheinung wie die Gruppirung

[1]) Papst, Kaiser, Kaiserin, Bischof, Richter, Prediger, Priester, Mönch, Kaufmann, Soldat.

[2]) Kaiser, Kaufmann, Krämer.

ein Gefühl für Rhythmus und Geschlossenheit der Linien vermissen läßt. Vollends mißglückt sind diejenigen Bilder, die Conrad ohne Rücksicht auf die gefälligen Verhältnisse der Originalcompositionen in größerem Maaßstabe gezeichnet hat[1]). Diese dürften als die letzten Supplemente zu betrachten sein und bestätigen, daß sich der speculative Meister mit einem äußerlichen Abschlusse recht wohl zufrieden gab.

Nur in Einem Bilde hat sich Conrad zu einem höheren Ernste der Auffassung emporgeschwungen, in dem Bilde des Malers und des Kupferstechers. Hier galt es, dem eigenen Hause ein Denkmal zu stiften. In einem Gemache, dessen Ausstattung an die Stube auf dem hübschen Blatte die „Tischzucht" erinnert, sitzen Vater, Sohn und Geselle beisammen. Ein Fenster zur Rechten ist halb verhüllt. Nur von oben strömt gesammeltes Licht herein, in dem sich der Vater auf dem Lehnstuhle sonnt. Ein müder Greis, schaut er trübsinnig vor sich hin. Auch der Sohn an der Staffelei scheint nichts zu achten, er ist ganz in die Arbeit vertieft. Der Dritte dagegen, ein Stecher, schaut voll Entsetzen empor, denn er sieht, wie der Tod seinem Meister die Sanduhr weist. Ein Windstoß treibt den Manteł des Knochenmannes hoch empor, und, während hier die Mahnung an den rüstigen Künstler ergeht, ist noch ein anderes Gruppe herzugekommen, eine Todesgestalt mit langen, flatternden Haaren, welche die hinter dem Vater stehende Tochter umfängt. Dieses Opfer ward Agnes, die 1642 verstorbene Schwester sein, mit welcher der greise Vater die Stütze des Haushaltes verlor, und Conrad mag, indem er diese Scene entwarf, sich gleichzeitig der eigenen Hinfälligkeit erinnert haben. Aber dem Vater, wie dem Sohne war noch eine lange Frist vergönnt und Conrad erst damals die volle Kraft der Mannesjahre aufgegangen.

[1]) Graf, Schaffner, Koch, Dienst, Soldat Quacksalber and Wucherer.

III. Conrad Meyer. 1618—1689.

Conrad war der siebente von Dietrich's Söhnen. Ueber seine Jugenderlebnisse hat er die folgenden Aufzeichnungen in den Meyer'schen Familiennachrichten hinterlassen[1]).

„Ich Conrad Meyer bin geboren Samstags den 3. Wyn-Monat 1618. Mein Götte wahr Herr Conrad Grebel Seelig, deß Rahts und Obman zu den Barfußern. Meine Frau Gotten war Frau Susanna Wonlich, Herrn Johann Caspar Mauer's Chorherrn und Schenkhofer's[2]) zum Großen Münster Ehliche Hauß Frau Seelig.

Ich wurd zum Rytzen und Mahlen auff Erzogen. Mein Bruder Rudolff S. Lehrte mich Mahlen ohne auffdingung zwüßer Jahren. Er hatte keinen Lehrlen von mir, hergegen gab Er kein Dischgelt meinem S. Vater, so lang ich lehrte. Hernach arbeittete ich in Gsellen stand bei Herrn Victor Hanß Ludwig Stadler Seeligen; wie auch bey Meinem Lieben Bruder Rudolff Seeligen, gab guten Lohn und Machte in seinen Diensten den anfang der Kupffern zum Todten Dantz. Ich Machte auch die Neuwen Testaments Figurli, bei meinem Lieben Seeligen Vatter: ich hate nichts zu lohn als die Speiß: auch Radierte ich allerley Büechlein. Im Jahr 1638 den 5. Merzen zog ich in Gottes Namen in mein Wanderschafft, mein Erster Herr war Herr Joseph Werner[3]), darnach Herr Joseph Plepp (in Bern), ein kunstreicher Mahler und Baumeister von Stein, hielt sich gegen mir vätterlich. Ich bat ein Reiß nach Lyon, im Augsten 1638; wegen Regierender Peſt zog ich widrumb In Teüschland. Hielt mich ein kurtze Zeit auff zu Solothurn bey gäbhart Unglehrt[4]).

---

[1]) Stadtbibliothek Zürich. Mſc. B. 302. fol. 14.

[2]) Schenkhofer wurde derjenige Chorherr geheißen welcher den „Schenkhof" beaufsichtigte.

[3]) Füßli, Geschichte der besten Künstler in der Schweiz I, S. 201, fügt bei: zu dem ältern Joseph Werner.

[4]) Ueber diesen Gebhard Unglehrt bieten die bis jetzt bekannten Solothurnischen Documente keine Aufschlüsse dar. Herr Fürsprech J. Amiet, der

Ich kam widrumb zu Herren Pleppen in Bern· Kam darnach zu Herren Matheo Merianen In Frankfurt, Machte bey Imm die Kupffer im Herr Arnden Postil; und Mahlte ein ziemliche Zahl Landschafften[1])· Darnach Reißte ich nach Augspurg, Arbeitete ein Zeit bey H. Raphael Custodis, der ein frommer, Gotts förchtiger man war: darnach Reißte ich nach München. Da hielt ich mich auff etlich tag· Wetter auff Landts Hut und Engelstadt (Ingolstadt) Widrumb auff Augspurg, Mahlte alda etliche Contrafet Reißte darnach mit Herrn Georg Mittern[2]) Nach Zürich, auß anlaß Herren Mitters mußte ich in Lindauw Herren Graff von Wolfegg Contrafeten sampt mehr andern Ehren personen, mit meinem guten Nutzen. Gott sey Lob· Ich kam widrumb in Zürich den 23. Christ M. 1642".

Conrad scheint ein frühreifes Talent gewesen zu sein. Füßli in seiner Geschichte der besten Künstler in der Schweiz bemerkt, daß er schon im achtzehnten Jahre das Bildniß seines Vaters „auf eine meisterhafte Art in Oelfarben mahlte" und 1643 schrieb Merian dem alten Dietrich in einem Briefe voll überschwänglichen Lobes, daß er dem Sohne spendete: „In seiner Kunst hat er sehr wol zugenommen, ist fleissig und begierig, und unermüdet zur Arbeit, dadurch er sehr erfahren wird in allem, so der

---

kundige Forscher solothurnischer Geschichte, vermuthet, es möchte derselbe ein Verwandter des aus Pfullendorf gebürtigen Dr. Theologiae Johann Ludwig Unglehrt (a Musis) gewesen sei, der 23 Jahre lang als Franciskaner-Guardian in Solothurn wohnte und zwischen 1640 und 1641 die Kirche seines Klosters mit neuen Altargemälden ausschmücken ließ, wenn anders überhaupt nicht eine Verwechselung mit dem Träger eines ähnlich lautenden Namens vorliegt. In dem ältesten Verzeichnisse der Lukasbrüder von Solothurn findet sich nämlich um 1635—1648 ein Gebhart Bulleret (Wulleret). Maler von Freiburg im Uechtland, dem 1624 das Gemälde von S. Ursus Lebrn auf dem großen Rathhaussaal verdingt worden war.

[1]) Hier übte er sich in der Mahlerey; Bloemart, Jordan und Sandrart waren die ihm von Merian vorgelegten Muster. Er studirte diese Werke mit der größten Aufmerksamkeit; und ihnen haben wir seine starke und warme Farbe und seinen kecken Pinsel zu verdanken Füßli, a. a. O.

[2]) Einem jungen Edelmann, wie Füßli a. a. O. bemerkt.

Kunst des Mahlens und Kupfer-Arbeit anhangt. Von Invention ist er wunderbar hurtig, er kann machen, was er will“ [1]).

Bald nach seiner Heimkehr gieng Conrad die Ehe mit Jungfrau Susanna Murer (geb. 1619) ein. Sie war eine Enkelin des alten Josias Murer, der, berühmt als Glasmaler und Verfertiger des Prospectes von Zürich im Jahre 1580 gestorben ist, und eine Nichte der Glasmaler Christoph († 1614) und Josias († 1631). Rührig von Kindsbeinen an und an eine unermüdliche Betriebsamkeit durch der Seinen Vorbild gewöhnt, war der angehende Hausvater nun doppelt emsig, den Pinsel und die Radirnadel zu üben. „Es wurden ihm — schreibt Füßli — sogleich eine Menge Bildnisse von den Vornehmsten der Stadt zu mahlen aufgetragen, er mahlte sie, mit der ihm eigenen Gabe, sehr ähnlich, auf eine leichte und meisterhafte Art“.

Mehrere Oelgemälde von Conrad's Hand, die aus der Keller'schen Sammlung stammen, befinden sich im Künstlergütli zu Zürich, so das Brustbild des greisen Dietrich (Nr. 20). Es kann dasselbe als eine vorzügliche Leistung bezeichnet werden, ebenso vollendet durch die energische Charakteristik des ernsten Hauptes, auf dem die Stürme des Lebens so manche Furche gezeichnet haben, als die Ausführung von einer meisterhaften Beherrschung der Technik zeugt. Bei der feinsten Nüancirung der Töne und der Uebergänge heben sich die etwas kalten Lichter und Schatten in wirksamen, großen Massen ab und die geniale Raschheit der Pinselführung hindert nicht die liebevolle Behandlung aller Einzelnheiten. Die kleinsten Zufälligkeiten, sofern sie charakteristisch waren, hat der Künstler angedeutet, an dem weißen, dünnen Barte glaubt man die einzelnen Haärchen sich bewegen zu sehen. Hier hat Conrad seine ganze Kraft zusammengenommen, und geradezu unbegreiflich will es scheinen, wie derselbe Künstler nach einem solchen Werke in die glatte und nichtssagende Manier verfallen konnte, die seine späteren Werke charakterisirt. So ist das 1659 datirte Doppelportrait eines Werdmüller'schen Paares (Nr. 27)

[1]) Füßli a. a. O. S. 207.

ein zwar fleißiges, aber durchaus geistloses Gemächte. Die rosige Gattin weist nach der offenen Bibel, die vor ihr auf einem Tische liegt. Von Außen tritt mit sprechender Geberde ihr Mann herzu, aber die Dame schaut noch immer in tiefes Nachdenken versunken vor sich hin. Man empfängt also nicht sowohl den Eindruck einer traulichen Unterredung, als vielmehr den einer durch das Hinzutreten des Gatten gestörten Meditation. Auch zwei 1670 datirte Bildnisse (Nr. 21 und 22) des Hauptmanns Hans Jakob Burkli und seiner Gattin Violanda sind Werke gewöhnlichen Schlages, mit warmen Farben gemalt. Die Köpfe mögen durch eine äußerliche Porträtähnlichkeit befriedigt haben, aber die typische Haltung der beiden Figuren und die unglaublich ordinäre Darstellung der Hände liefern den Beweis, daß Conrad auch solche Aufträge mehr und mehr in einem handwerklichen Sinne übernahm.

Von anderen Lieblingsgegenständen, die der Meister malte, zählt Füßli Landschaften auf. „Er machte solche meistens nach der Natur, und stellte viel mahl die 4 Zeiten des Jahres vor; Er zierte selbige mit angenehmen Figuren aus, welche er nach damahliger Mode kleidete, welches dann sehr freudig anzusehen war". Zu derartigen Werken gehört eine große Ansicht von Zürich aus der Vogelperspective, die sich in dem hiesigen Stadthause befindet[1]). Conrad mag dieses Bild in officiellem Auftrage gemalt haben. Sein Standpunkt ist der Uetliberg. Auf dem Gehänge sitzt der Künstler, sein Name steht auf dem vor ihm liegenden Blatte verzeichnet. Tief unten sieht man die Stadt mit ihren wirklichen und projectirten Bastionen und über den Zürichberg in blaue Fernen hinaus. Alle Einzelnheiten sind fleißig gemalt, im Uebrigen ist das Ganze, wie es der Natur des Auftrages entsprach, vorwiegend in topographischem Interesse behandelt. In dieser Hinsicht reiht sich das Werk den für zürcherische Baugeschichte wichtigsten Documenten an.

[1]) Im Sitzungszimmer des kleinen Stadtrathes. Das Bild ist $1_{,015}$ M. breit : $1_{,005}$ M. hoch. Eine kleine Vorzeichnung dazu besitzt die Künstlergesellschaft in dem Sammelbande Q 17, fol. 148.

Weiter erfahren wir durch Füßli, daß sich Conrad auch als Frescomaler bethätigte, „wie davon eine schöne Probe zu sehen an der Augustiner Gaß in Zürich, in der Behausung Herren Johann Georg Goßweilers[1]), weitberühmten Handels Herrn, auch des grossen Raths, woselbst in einem grossen Saal in Figuren von halber Lebens Grösse sehr meisterhaft dargestellt sind die Historien, wie Crösus am Pfahl gebunden, um verbrannt zu werden. Fehrner, wie Quinctius Cincinnatus vom Pfluge zur Römischen Bürgermeister-Würde eingeholt wird; Item, wie die Gesandten der Samniter den Römischen Feldherrn Marcum Curium beym Rüben braten antreffen, von ihm aber mit ihren Geschenken zurückgewiesen werden. Diese Gemählde sind sehr freudig colorirt, und noch so frisch in Farben, als wenn sie ohnlängst gemahlt worden waren“[2])

Ein glücklicher Zufall hat uns diese Fresken im Frühjahr 1881 wieder finden lassen. Bauliche Veränderungen, welche damals in dem Herrn Zahnarzt Mayer gehörigen Hause Nr. 28 an der Augustinergasse vorgenommen wurden, brachten eine Anzahl stark beschädigter Malereien zu Tage, die hinter den Tapeten zweier Vorderzimmer im vierten Stockwerke[3]) verborgen waren, und, da die Uebereinstimmung ihres Inhaltes mit der obigen Beschreibung eine vollständige war, stellte sich die Identität derselben mit Conrad's Fresken sofort heraus. Den geräumigen Saal, der sich mit zwei gothisch profilirten Kreuzfenstern nach der Gasse öffnet, hatte man durch spätere Einbauten getheilt und hiebei die Fensterfronte, wie die gegenüberliegende Eingangswand ihres farbigen Schmuckes beraubt. An der östlichen Langseite war der Rest des Crösusbildes und im Westen die größere Darstellung des Marcus Curius zerstört, wogegen

---

[1]) Später Locher'sches Haus, wie Joh Heinrich Füßli in seinem allgem. Künstlerlexikon II, Zürich 1809, S. 855, berichtet

[2]) J. C. Füßli, Geschichte und Abbildung der besten Mahler in der Schweitz. I. Theil. Zürich 1755 S. 97 u. f.

[3]) Einschließlich des Erdgeschosses. Die Tiefe des Saales beträgt 6_{24} M., die Breite 6_{22} M., die Höhe 2_{80} M. und die Größe der einzelnen Figuren ca. 0_{84} M.

hier, nachst dem Fenster, eine von Füßli nicht erwähnte Scene, wie Archimedes von einem Krieger überfallen wird, in verhältnißmäßig guter Erhaltung zu Tage trat.

Die Bilder, die abermals überpappt worden sind, nehmen die ganze Höhe der Wandflächen ein. In ziemlich nüchterner Weise hatte Comad dieselben durch grau braune Halbsäulen gegliedert. Die schweren, glatten Schäfte haben attische Basen und korinthisirende Kapitäle. Diese Gliederungen sind von bronzegelber Farbe und die Halbsäulen als Vorlagen einer rothen Umrahmung gedacht, deren Ecken ein schwerfälliges Rollwerk schmückt. Die Aufzählung der Bilder hat Füßli mit der Darstellung des Crösus in der nordwestlichen Ecke begonnen[1]). Man sah hier zur Rechten einen König, der von zwei Reitern gefolgt, auf einem Schimmel saß, Costümfiguren, wie sie auf Comad's Radirungen häufig wiederkehren. Der eine der Trabanten trägt einen Schnürrock, der König, ein stattlicher Herr mit braunem Vollbarte, ist durch einen gekrönten Turban und grünen Mantel mit goldener Kette ausgezeichnet. Mit der Rechten streckt er das Scepter vor, um dem Martyrium des armen Lydiers Einhalt zu gebieten. Dieser, von dem nur wenige Reste zu sehen waren, ist nackt an einen Pfahl gebunden. Zu Füßen lodert die Flamme. Ein Scherge, der mit einer Stange das Feuer schürt, schaut zurück, um den Befehl des Königs zu vernehmen.

Glücklicher als diese ziemlich befangene Composition ist das Arrangement des zweiten Bildes, das nächst dem Fenster in einer Länge von M. 3,40 die Scene schildert, wie Quinctius Cincinnatus von seinen ländlichen Obliegenheiten zu der Würde des Dictators berufen wird. Um das volle Lockenhaar hat er eine Binde geschlungen. Der reckenhafte, schmiedige Körper ist mit einem schlichten, grünen Rocke bekleidet. So steht der Berufene hochaufgerichtet da und schaut den Gesandten mit einem Aus-

[1]) Der Leser möge uns eine weitläufige Ausführung zu Gute halten. Wir glaubten zu einer detaillirten Beschreibung der nunmehr zerstörten Bilder verpflichtet zu sein.

druck fast zürnenden Stummens entgegen. Die Rechte hält er, wie zur Abwehr, zurückgestreckt und die Linke auf dem Pfluge, vor dem ein Knecht das Zweigespann von Ochsen bewacht. Von Links her nahen sich zu Fuß die Abgeordneten Roms. Ein Gehamischter, der mit der Toga und einem Turban bekleidet ist, bringt Cincinnatus einen Mantel dar. Auf dieses Abzeichen künftiger Würde weist der Zweite, ein behelmter Jüngling. Zwei Lictoren mit den Fasces und ein gehamischter Speerträger bilden das Gefolge. Der Letztere führt das Pferd, auf dem der Berufene eingeholt werden soll. Mächtige Bäume beschatten den Vordergrund. Zur Rechten schweift der Blick über anmuthiges Gelände nach einem See oder Flusse hinab.

Des dritten schmäleren Bildes an der gegenüberliegenden Langwand hat Füssli nicht gedacht. Es stellt Archimedes vor, wie er, trotz der Greuel des Kampfes und der Plünderung, welche das eroberte Syracus erfüllen, noch immerfort über seinen geometrischen Problemen brütet. Wie ein Magier, mit spitzem Turban, grünem Talare und rothem Mantel bekleidet, steht er gebeugt an einem Tische und zeichnet mit langem Stabe seine Figuren auf den Boden. In solchem Sinnen wird er von einem Krieger gestört, der sich mit erhobenem Schwerte von der Linken naht und den alten Gelehrten bei der Schulter fasst. Unwirsch schaut dieser mit seinem charaktervollen Gesichte nach dem Bedränger zurück. Auf dem Tische ist allerhand gelehrtes Rüstzeug zu sehen, Bücher, ein Compass, ein Diopter, Dinge, die eine anerkennenswerthe Begabung für die Stoffmalerei belegen. In der Tiefe öffnet sich der Ausblick auf eine hoch gelegene, mit Rundthürmen bewehrte Stadt oder Burg und das ferne Meer, wo auf der Höhe drei Schiffe brennen. Zorniges, dunkles Gewölke lagert über Land und See.

Von dem vierten Bilde am nördlichen Ende derselben Langwand war nur noch ein Rest in der Länge von M. 2,10 erhalten. Man sah hier einen stattlichen Römer, der sitzend, mit Helm und Harnisch angethan, seine Linke abwehrend gegen einen Greis und einen Jüngling streckt. Ihre Ankunft mochte das Knäblein verkündet haben, das sich dem Ruhenden

naht und ziemlich geistlos aus dem Bilde schaut. Jene sind die Gesandten der Sabiner, köstlich mit Turban und Hermelin bekleidet und mit schweren Geschmeiden geschmückt. Beide tragen Schaalen voll goldener Münzen und Ketten. Ein Gefolge von Männern schließt sich den Legaten zur Rechten an.

Ohne sonderliches Compositionstalent bewährt sich Conrad als ein herzhaft schaffender Künstler, der die Gestalten treffend zu charakterisiren und ihre gegenseitigen Beziehungen klar und sprechend auszudrücken versteht. Gewiß sind diese Bilder in jugendlicher Frische geschaffen worden, denn aus der Richtung, die er nachmals vertrat, dürfte Conrad den Aufschwung zu ähnlichen Leistungen kaum mehr genommen haben. Die Ausführung scheint nicht in reiner Frescotechnik, sondern mit Zuhülfenahme von Oelfarben für die Uebermalung geschehen zu sein. Die Pigmente sind frisch und leuchtend, harmonisch gewählt und sehr warm in den nackten Partien. Der Grundton für Landschaften und Architekturen bildet ein etwas in's Graue stechendes Braungelb. Einen guten Eindruck macht die Behandlung der Details, die ohne Placerei, und darum unbeschadet der harmonischen Gesammtwirkung recht fleißig und theilweise sogar mit virtuoser Routine behandelt sind.

Neben derartigen ausgeführten Arbeiten bieten die zahlreichen Skizzen einen willkommenen Einblick in das vielseitige Wirken des Künstlers dar. Reiche Schätze besitzt die Künstlergesellschaft, so ein Skizzenbuch Q 3 aus Conrad's Wanderzeit. Ein kleinseliger Conservator hat es leider „seines üblen Zustandes wegen" auseinandergenommen und die einzelnen Blätter in ein modernes Album aufgezogen. Es ist dieß um so mehr zu beklagen, als sich in Folge dessen der Verlauf von Conrad's Reise nicht mehr bestimmen läßt und möglicherweise auch handschriftliche Notizen entfernt worden sind, welche wichtige Aufschlüsse über den Standort von Kunstwerken geboten haben würden. Daß in der That jene Manipulation eine recht radicale gewesen, beweist die Verstümmelung des Titelblattes, von welchem nur noch ein Ausschnitt mit dem Vermerke „Gehört Conradt Meyer Kaufs d. 31. Augusti anno 1638. an Gottes Segen ist alles

gtägen“ erhalten geblieben ist. Damals hatte Conrad, wie wir aus seinen Eingangs mitgetheilten Aufzeichnungen erfahren, eine Reise nach Lyon unternommen, aber bald wieder den Heimweg angetreten, auf dem er die ersten Landschaftszeichnungen gemacht zu haben scheint. Sie stellen die romantischen Schlösser und Städtchen im Welschland vor. Dreimal hat er das Schloß Lucens gezeichnet, dann folgen Schloß Oron, Vebuten von Avenches, Estavayer und Murten (?), eine Ansicht der Ringmauern von Solothurn und dieser einige Skizzen, deren kunstgeschichtliche Bedeutung unseres Wissens bisher noch nicht gewürdigt worden ist. Conrad Meyer hat den einzigen Beleg für die Werthschätzung überliefert, die ein Künstler des XVII. Jahrhunderts der Solothurner Madonna Hans Holbeins zu Theil werden ließ. Auf Folio 20 des Albums findet sich eine flüchtige, aber dennoch sehr charakteristische Bleistiftzeichnung des heiligen Ursus, der auf dem bekanntlich erst 1864 wiedergefundenen Bilde neben der Madonna steht. Leider hat es Conrad unterlassen, diese Skizze mit einer Notiz zu versehen. Was daraus erhellt ist nämlich bloß, daß damals zu Solothurn oder in der nächsten Umgebung dieser Stadt Hans Holbeins Bild als ein noch immer von Kennern gewürdigtes Denkmal existirte. Auf den vorhergehenden und folgenden Blättern sodann erkennt man einige Figuren und Verse, die Meyer nach Manuels Todtentanz im Berner Dominikanerkloster gezeichnet hat. Der Tod mit der Braut; das Gerippe, das mit dem Helme und einem um den Hals gehängten Schilde vor dem Schultheißen erscheint; Tod und Landsknecht und schließlich Manuels Selbstportrait, wie er in koketter Haltung als schmucker Landsknecht eine große Figur bemalt. Wie momentan diese Skizzen gezeichnet sind, so dürften sie dennoch als eine sehr willkommene Ergänzung zu den Kauw'schen Copien zu gelten haben und diesen in Bezug auf die charaktervolle Wiedergabe gewisser Einzelnheiten sogar überlegen sein[1]). Auch sonst hat Conrad öfters nach älteren Mustern ge

[1]) Die Reime stimmen, abgesehen von einigen orthographischen Abweichungen, mit der von Bächtold (Bibliothek älterer Schriftwerke der Schweiz

zeichnet nach Asper, das jetzt auf der Stadtbibliothek befindliche Bildniß von Zwinglis Tochter, der Regula Gwalter mit ihrem Töchterchen[1]) und nach Holbeinschen Werken: das Brustbild von „Holbeines Hauß Frau“, eine etwas versüßte, aber geschickte Bleistiftzeichnung mit Deckweiß auf grauem Papier[2]), das Töchterchen, das sie auf dem bekannten Familienportrait im Basler Museum auf dem Schooße hält, und in dem nämlichen Sammelbande (Q 16, Fol 10 und 51) endlich den eben daselbst befindlichen Ecceheme und das Blatt der Passionsfolge, welches den Heiland vorstellt, wie er, auf dem Kreuze kniend, von den Schergen entkleidet wird.

Nach allen Richtungen hat Conrad in der Folge seine Studien gemacht. Von der Darstellung einzelner Körpertheile geht er über zum Actzeichnen, wobei sich die Gelegenheit zur Anschauung klassischer Schönheiten freilich niemals geboten zu haben scheint[3]), und der Künstler zeit lebens eine außerordentliche Schwäche in der Darstellung von Händen und Füßen bekundet[4]). Unter den Köpfen dagegen sind schon aus den Vierziger-Jahren vortreffliche Leistungen zu finden in dem Handzeichnungsband Q 16 das 1646 datirte Bildniß eines Jacob Ulrich[5]), Stimmer's Portrait, das der Künstler einer Beischrift zufolge 1648 in Schaffhausen aufgenommen hatte[6]), ein großes, mit geschwinder Feder durchgeführtes Brustbild, und die schönen, mit schwarzer Kreide und Deckweiß auf grauem Papier gezeichneten Köpfe von Mann und Frau in dem Sammelbande R 34.

Bd. I, p. 1 u. ff.) herausgegebenen Fassung überein. Conrad copirte die Anrede des Königs und des Waldbruders an den Tod, Rede und Gegenrede der Kaiserin, des Rathsherrn und Mamelucken.

[1]) Sammelband Q 16, fol. 44.

[2]) R 24, fol. 21.

[3]) Q 4, fol. 70 u. f. Q. 16, fol. 21 u. f.

[4]) Proben Q. 16, fol. 16 von 1641—1645, fol. 27 von 1681.

[5]) Bildnus Hr. Jacob Ulrichen als Erbz zur Reissen gelebredt Im Jahr 1646.

[6]) Eine verkleinerte Reproduction dieser Zeichnung findet sich unter den Künstlerportraiten, die Conrad Meyer für Sandrarts Teutsche Academie Bd. I, 1675, Theil II, 3. Buch, radirt hat.

Aber die ansprechendsten Blätter sind doch die landschaftlichen Skizzen. Von einfachen Pflanzenstudien und einer Sammlung von Bauernhäusern bis zu ausführlichen Landschaften und Architekturen sind solche vorhanden. Aus diesen Werken lernt man Conrads Bedeutung verstehen. Dem feinen Sinne für die schlichte Poesie unserer Landschaft gesellt sich ein ungewöhnlich scharfes Auge bei, welches alle charakteristischen Einzelnheiten erspäht, und ein ausgesprochenes Gefühl für einfache Schönheit der Linien, das den mit spielender Sicherheit zeichnenden Künstler in allen Fällen die Rücksicht auf eine harmonische Gesammtwirkung beobachten ließ. Eine südliche Landschaft mit ihrem festen Gefüge von großartig ausgesprochenen Formen weiß auch der mittelmäßig Geschulte in einem leidlichen Bilde wiederzugeben, aber den Zauber zu erfassen, den unsere heimische Natur mit ihren sanften Erhebungen, den zarten Uebergängen vom Hügelland zur Ebene und einer meistens dürftigen, auch selten charakteristischen Vegetation auf das Auge übt, wird nur dem begabtesten Zeichner gelingen. Vorzügliche Aufnahmen, welche Conrad in den Umgebungen von Zürich und Winterthur gesammelt hat, befinden sich in dem Bande Q 16. Studien vom See und dem Sihlthale, dann die anheimelnden Veduten des Schlosses Mörspurg, herrschaftliche Landsitze und die werthvollen Ansichten der erst im vorigen Jahrhunderte bis auf wenige Reste zerstörten Ruinen des ehemaligen Augustinerklosters Beerenberg bei Wülflingen[1]). Auch weitere Wanderungen wurden gelegentlich unternommen, aus denen Conrad den Rheinfall, dann wieder eine Studie im Klönthal und eine Ansicht aus der Nähe von Schwyz gezeichnet hat[2]). Endlich aber wird jeder Zürcher mit besonderem Interesse bei den Blättern weilen, in denen der Meister ein Bild der alten Vaterstadt überliefert hat. Wie traulich muthen diese Skizzen an, die bald den Contrast veranschaulichen, der zwischen der thurmbewehrten Stadt und einer unmittelbaren Umgebung von grünem Gelände bestand, bald wieder die bekannten Gassen und die Plätze geben, mit Wahrzeichen, die schon längst ver-

[1]) Q 16, fol. 79. 81—83. Vgl. Taschenbuch unten.
[2]) Q. 2, fol. 50 u. f. Q. 16, 62 u. 70.

ſchwunden, aber doch in Jedermann's Erinnerung geblieben ſind, nicht zu gedenken der Blätter, in denen der Meiſter die einzigen Aufnahmen untergegangener Denkmäler überliefert hat[1]).

Conrads eigentlichſtes Wirkungsgebiet iſt aber, wie dasjenige ſeines Bruders, die Beſchäftigung mit der Radirnadel und der Kupferplatte geweſen, und hiebei hat er die künſtleriſchen Familientraditionen mit einer geradezu unglaublichen Fruchtbarkeit gepflegt. Die Zahl der Blätter, die er radirte, mag ſich weit über tauſend beziffern. Johann Caſpar Füßli hatte deren in die 900 zuſammengebracht[2]), und mindeſtens eben ſo groß mag die Zahl der im Beſitze der Künſtlergeſellſchaft befindlichen Radirungen ſein.

Zu den früheſten Erſcheinungen dieſer Art, mit denen der Meiſter nach ſeiner Heimkehr an die Oeffentlichkeit trat, gehören die Neujahrsblätter der hieſigen Stadtbibliothek, die recht eigentlich eine Geſchichte des Geſchmackes ſeit dem XVII. Jahrhundert repräſentiren. — Am Berchtoldstage des Jahres 1645 fing dieſe Serie zu erſcheinen an, die ſeither, durch faſt dritthalb Jahrhunderte fortgeſetzt, zu einer Sammlung lokalgeſchichtlicher Materialien gediehen iſt, wie deren von gleichem Umfange nur wenige Städte beſitzen[3]). Ihren Ausgang ſcheint dieſe ſpecifiſch

[1]) Die für zürcheriſche Topographie und Baugeſchichte wichtigſten Blätter ſind: Großmünſter Q. 3, fol. 55. Q. 4, fol 69; Fraumünſter Q. 16, fol. 105. Q. 19, fol. 46; Münſterhof mit dem Haus zum Pflug Q 4, fol. 52. fol. 53 beſondere Anſicht der Letzteren. Waſſerkirche Choranſicht Q 2, fol. 24 Q 4, fol 37; Helmhaus fol. 69; Altes Rathhaus Q. 2, fol. 30; Wellenberg Q. 16, f. 104 verso; Kleine Stadt vom Lindenhof bis Fraumünſter Q. 2, f. 45; Bau der Peterskirche Q. 4, f. 67 verso; Oetenbach und Werdmühle mit Ringmauer und Thurm Q. 3, f. 57; Kornamt Q 4, f. 62; Schützenhaus vor der Befeſtigung Q. 19, f. 34; Steg beim Schützenhaus mit den umgebenden Fortifikationen Q. 4, f. 55; Schlößchen auf dem Zürichberg Q. 2, f. 13. 38. Q. 4. f. 60; Dübelſtein (Drebolſtein) Q. 4 f. 34 u. 50 verso; Amtshaus in Küßnacht Q. 4, f 77. 79; Manegg Q. 16, f. 65 u. f.; Kloſter Töß Q. 16, f. 71.

[2]) Geſchichte der beſten Mahler S. 98.

[3]) Vgl. über das Nähere J. Harner, Geſchichte der Schweizeriſchen Neujahrsblätter. Neujahrsblatt herausgegeben von der Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1856

zürcherische Sitte von den althergebrachten „Stubenhitzen“ genommen zu haben, die als Neujahrsspenden schon im XIV. Jahrhunderte den Zünften und Gesellschaften verabfolgt zu werden pflegten. Solche Geschenke wurden später von den Kindern dargebracht und mit einer den jugendlichen Gaumen entsprechenden Bewirthung erwiedert, wozu dann seit 1645 die weitere Gabe eines ringenden Blattes kam. Schon im vorhergehenden Jahre hatte Conrad Meyer auf eigene Faust eine derartige Widmung veröffentlicht, ein Blatt, auf welchem eine Dichtung Johann Wilhelm Simlers mit Conrads „Abbild und Beschreibung des ungesunden Gesundheittrinkens der vollen und tollen Bachusbruderen“ begleitet war. Dieß gab dann Künstler und Dichter den Anlaß, im kommenden Jahre der Stadtbibliothek den Antrag zu einer Ausgabe eines ähnlichen Kupfers zu unterbreiten, und es wird ausdrücklich in dem Protokolle erwähnt, daß man mit dem Kupferstecher um 400 Exemplare dieses Blattes, zu 2 Kreuzer das Stück, traktiret habe.

Die „Tischzucht“, wie dasselbe betitelt wurde, ist eine Radirung, die zu den besten und poesievollsten Werken der schweizerischen Kunst des XVII. Jahrhunderts gehört[1]). Zum Mittagsmahle haben sich die Alten und die Jungen eingefunden. Den Vorsitz führt der Großvater. Er trägt Dietrichs Züge. Zu seiner Rechten sitzen die jüngeren Eheleute, Conrad und seine Gattin. Auch dem Erstgeborenen ist das Sitzen gestattet; den jüngeren Geschwistern schreibt die Tischzucht vor, daß sie stehend das Mahl genießen. Nach frommer Sitte wird es durch Gebet eröffnet. Eine andächtige Stimmung prägt sich in Allen aus. Man empfängt den Eindruck, daß wackere Leute in Demuth das Glück eines wohlbestellten Haushaltes genießen, und wirklich ist der Raum, in dem wir die Tischgenossen erblicken, das Ideal eines bürgerlichen Gemaches. Warmer Sonnenschein dringt durch die offenen Fenster herein, unter denen ein Vögelchen zwischen grünen Ranken zwitschert. Zur Linken des Eingangs,

---

[1]) Neue Abdrücke dieses Blattes wurden dem Neujahrsblatte der zürcherischen Künstlergesellschaft von 1844 beigegeben.

Digitized by Google

wo die Magd mit dem stattlichen Braten erscheint, erhebt sich in doppeltem Aufbau der trauliche Kachelofen, die Wände sind mit Täfern verschalt und darüber mit frommen Bildern geschmückt. Und ebenso wohlig, solid und ehrenfest stellt sich die Ausrüstung im Einzelnen dar. Bibel und Postillen sind auf einem Gelasse zur Rechten aufgestellt. Daneben mahnt die Ruthe, daß Gehorsam die erste Pflicht der Jugend sei. Tiefer hängt die Uhr; sie ist mit dem Wahrzeichen irdischer Vergänglichkeit, einem geflügelten Sensenmanne, geziert. Neben dem Gießfasse hängt an eisernem Bügel das „Brunnenkessi", ein Trinkgefäß für die Kleinen, herab. Und wie diese Stubensachen, so erinnert auch die Tafel mit ihrem bescheidenen, aber geschmackvollen Besatze an eine Zeit, da, ohne von Kunst geredet zu werden, dennoch ihre Weihe das ganze Dasein verklärte. Als technische Leistung reiht sich dieses Blatt den besten von Conrads Radirungen an. Kräftig und merkwürdig geschickt hat es der siebenundzwanzigjährige Meister in raschem Zuge vollendet.

Auch die Kupfer aus den Jahren 1646—1649 sind tüchtige und ansprechende Leistungen. Sie füllen die Jahreszeiten von 12 Bildern, welche die jeweiligen üblichen Lustbarkeiten und ländlichen Hantierungen zeigen. Den Hintergrund bildet eine Ansicht der Stadt Zürich, die jedesmal von einem anderen Standpunkte aufgenommen ist. Zu der poetischen Auffassung der Landschaft kommt eine ungewöhnlich fleißige Ausführung, die zeigt, daß Conrad, als er diese Blätter schuf, von der ihm nachmals eigenen Manier noch unberührt gewesen ist. Das Beste ist ohne Frage das Neujahrsblatt für 1648 mit dem kräftig gehaltenen und belebten Vordergrunde, wo der reiche Herbstsegen geerntet wird und über den Rebhängen beim Zürichhorn sich zwischen den Bäumen hindurch der weite Ausblick nach dem jenseitigen Uetliberg und der thurmreichen Stadt am lachenden Gestade öffnet.

Bald darauf hat Conrad diese anspruchslosen, naturwahren Schilderungen aufgegeben, um das damals allgemein beliebte Gebiet der Parabel und der Allegorie zu betreten. Das Neujahrsblatt von 1650 mit dem Titel „Jung gebogen, recht gezogen" stellt einen dickköpfigen, nackten

Buben vor, der eine Ruthe biegt, während der Reiter im Hintergrunde sich vergebens müht, mit voller Pferdekraft einen Baum zum Wanken zu bringen. Gewiß hat es der Meister mit diesen „Sinn- oder Sitten-bildern“ recht wohl gemeint, allein zu dem guten Willen fehlte die Kraft der Phantasie, und die meisten Vorwürfe waren auch derart beschaffen, daß sich eine befriedigende Wiedergabe derselben überhaupt nicht denken ließ. Dazu kommt dann noch, daß seit den Fünfziger-Jahren auch die Technik flüchtiger und die Auffassung der Figuren eine immer manierirtere zu werden begann. Etwas genießbarer sind erst wieder die kleinen Monatsbilder, die seit 1663 erschienen, und die Geschichte vom verlorenen Sohne, die als Neujahrsblatt für 1669 herausgegeben ward. Dazwischen aber treten immer wieder die nackten, schwammigen Kinder auf und folgen die denkbar gewöhnlichsten Allegorien. Mit wilden Schweizerschlachten, wo die fernen Episoden aus einem Ragout von Speeren und Pannern bestehen, schließt Conrads Antheil an den zürcherischen Neujahrsblättern im Jahre 1684 ab. Eine Zeit lang, 1668—1673, hatte er auch solche für die Burgerbibliothek in Winterthur geliefert, saubere Radirungen kleineren Formates, die aber, abgesehen von der reizvollen Behandlung der landschaftlichen Hintergründe, als ziemlich dürftige Producte erscheinen.

Ueber die verschiedenen Phasen, welche den Entwickelungsgang von Conrads Künstlerschaft bezeichnen, bieten die Neujahrsblätter die besten Aufschlüsse dar. Es sind aber diese Wandelungen auch durch eine Reihe von anderen Werken, von Blättern und Sammlungen zu verfolgen, welche der unermüdliche Meister geschaffen hat. Eines der frühesten und tüchtigsten Blätter ist das Verlobungsbildchen in einer Sammlung von Festgedichten, die 1644 zu Ehren der Hochzeit von Johann Bernhard Holzhalb und der Elisabetha Hirzel erschien[1]). Es kann diese Radirung als eine der „Tischzucht“ ebenbürtige Arbeit bezeichnet werden. In einer

[1]) Einen Abdruck dieses seltenen Blattes besitzt Herr Prof. F. Salomon Vögelin, dem wir für gütige Ueberlassung desselben zu dem vorstehenden Facsimile zu Dank verpflichtet sind.

Laube, aus der man in anmuthige Fernen schaut, sitzen die Beiden. Der Bräutigam hält die Linke seiner Auserwählten und steht im Begriffe, ihr den Trauring an die Rechte zu streifen. Das vollwangige Köpfchen der Braut, das die modische Pelzhaube umrahmt, zeigt lauter Glück und Wonne, und die Ruhe, mit der sie das Pfand der Treue empfängt, beweist die Zuversicht, mit der sie ihr Schicksal mit dem des Gatten verknüpft.

Von nun an folgten Werk auf Werk: 1646 „Christi Leiden", vier Jahre später die erste Ausgabe des „Todtentanzes", 1652 diejenige des „Christenspiegels", den Conrad seinem „hochgeehrten Herren Gutthäter, Gönner und Beförderer Mathäus Merian, weit verrühmtem Kunst Malern und Buchführern in deren des h. Reichs weit-bekannten Handelsstatt Frankfurt", dedicirte, und von welchem schon nach fünf Jahren eine zweite Auflage erschien. Ebenfalls 1657 gab Conrad die „Sechs und zwanzig nützige Kinderspiele" heraus. Radirungen von ungleichem Werthe, zum Theil noch mit Anklängen an Rudolfs Technik, stellen sie in ziemlich leblosen Attitüden und selten gelungenen Compositionen das junge Volklein in seinen mannigfaltigen Lustbarkeiten dar. Am meisten erfreut auch hier wieder die zarte Behandlung der Hintergründe, deren einige eine geschickte Benutzung von Studien aus den Umgebungen Zürichs zeigen, während andere augenscheinlich freie Erfindungen sind[1]). In Dergleichen hat Conrad überhaupt am längsten seine Kraft und Originalität bewahrt, während er sich in figürlichen Compositionen mehr und mehr mit einer äußerlichen Manier und schließlich mit einer geradezu handwerklichen Vielmacherei zufrieden gab. Das letzte solcher Werke, das noch eine respectable Höhe der Technik, Fleiß der Ausführung und eine poetische Vertiefung der Gefühle zeigt, ist eine Sammlung von elf Blättern, betitelt „Nützliche Zeitbetrachtung". Sie stellen die zehn Lebensalter vor, und ein Blatt, das die dazu gehörigen Verse enthält, trägt das Datum 1675. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Conrad die meisten

[1]) Vorzeichnungen für Neujahrsblätter, Kinderspiele, biblische Geschichten und die Werke der Barmherzigkeit in dem Sammelbande Q. 17.

dieser Radirungen schon früher geschaffen hat. Blätter wie das erste, wo die Kinder zum Gebete unterwiesen werden, die traufliche Darstellung des Künstlers im Kreise der Seinen, das Bild des Fünfzigjährigen wieder, der im Vollgefühle männlicher Kraft an der Seite einer rüstigen Hausfrau den Herbstsegen preist und die Schilderung des Greisenalters im Bilde des Siebenzigjährigen halten den Vergleich mit den besten Jugendarbeiten des Künstlers aus.

Es scheint sich bei Conrad, was seine älteren Fachgenossen Martin Martini und Gregorius Sickinger zu wenig besaßen, der haushälterische Sinn und ein fortwährender Schaffensdrang in einer Weise ausgebildet zu haben, daß er keine Ruhe mehr hatte, und jede Gelegenheit ergriff, die etwelches Auskommen versprach. Bezeichnend ist es denn auch, wie er, trotz der streng protestantischen Umgebung, in der er lebte, sehr umfangreiche Arbeiten für katholische Auftraggeber unternahm. So giebt es mehr als hundert Heiligenbildchen, Darstellungen von Wundern, Martyrien u. drgl., die für ein nicht mehr bekanntes Calendarium bestimmt gewesen sein müssen[1]). Aehnliche Blätter größeren Formates sind eine Ansicht des Klosters Wettingen aus den Jahren 1670—72[2]), das Bild St Michaels, als Stiftspatron vom Beromünster, umgeben von den Wappen der Capitularen[3]), endlich Conrads größte Radirung, die Heiligen Placidus und Sigisbertus darstellend in einer Umrahmung von kleineren Feldern, welche die fleißig ausgeführten Scenen aus dem Leben und Sterben dieser Patrone von Disentis enthalten.

---

[1]) Die Zahl der uns bisher bekannt gewordenen Blättchen beläuft sich auf 107; jedem ist das betreffende Kalenderdatum beigeschrieben. Sie befinden sich theils in dem Sammelbande C. 8 der hiesigen Künstlergesellschaft, theils im Besitze des Herrn Hans Wunderly-v Muralt dahier. Vorzeichnungen dazu enthält der Sammelband Q 17, fol. 179. Andere Radirungen von Heiligenbildern in dem Bande C. 7, fol. 6 u. f.

[2]) Ein Abdruck dieses Blattes hat sich in die Mappe Schwyz I. der Ziegler'schen Prospektensammlung auf der hiesigen Stadtbibliothek verirrt. Eine Vorzeichnung in einem Sammelbande von Conrad's Handrissen im Künstlergütli.

[3]) Jacob Schindler del. C. M. f 1672.

Dann wieder bot sich der Anlaß zu allerhand Gelegenheitsbildern dar, der „sehr großen“ und „schrecklichen Cometsternen“, die 1661 und drei Jahre später die Menschheit beunruhigten[1]), eines „in Holland zwischen Schevelingen und Katwyk an der See Sonntags den 12. 9br 1661 gesangenen Meerwunders“, eines Bergsturzes[2]) und dergl. mehr. Ansprechender sind die Prospecte von Städten und Klöstern[3]). Unter den Ersteren dürfte die nach Johann Heinrich Ammann radirte Ansicht von Schaffhausen den ersten Rang behaupten, unter den Letzteren die von St. Gallen die interessanteste sein. Sehr groß ist ferner die Zahl der Buchervignetten und Titelblätter, die Conrad zu Werken meist erbaulichen Inhaltes gezeichnet hat. Mustergültige Leistungen sind diese Letzteren freilich nicht. Der Titel, der bald auf einem fliegenden Blatte, bald an einem altarähnlichen Gebäude erscheint, bleibt unbeachtet neben den Landschaften oder figurenreichen Scenen, oder es wird der zudringliche Hinweis durch eine Gesellschaft gaffender Leute gegeben, die unten stehend nach dem Titel emporzeigen.

Am unglücklichsten ist Conrad da gewesen, wo er das Gebiet der Mythologie und der Allegorie bewirthschaftet hat. Stoffe der ersteren Art wurden dann selbstverständlich nie mehr um ihrer selbst willen behandelt, sondern es mußte irgend eine lehrhafte Tendenz damit verbunden sein. Frauenzimmer, neben denen die Rubens'schen Damen als Ideale jungfräulicher Schönheit erscheinen, und dicke Putten, spuckhafte Wesen und die abenteuerlichsten Vehikel, die von allerhand Thieren gezogen werden, dazu

---

[1]) „Abbildung und Beschreibung des Cometen, welcher auch in ober- und nider Teutschland ꝛc im Januar 1661 gesehen worden“ „Vorstellung des den 8 Christm 1664 lang hieher Morgenszeit zu Zürich gesehenen sehr großen Cometsterns.“ „Dieser schreckliche Comet-Stern ist zu Grätz den 2. Januar Aº 1664 das erstemahl . . gesehen worden.“

[2]) Eigentlicher Abriß des merkwürdigen Bergfals am Küssenberg; Heidenstatt genent, nebend Gyslingen in der Grafschaft Sultz, den 15./25 Wintermon. 1664 ꝛc.

[3]) Stadtprospecte C. 7, fol. 22 u. f. 28. Klöster fol. 26 u. f.

alle möglichen himmlischen Erscheinungen, das ist der Inhalt, der in solchen Haupt- und Spektakelstücken regelmäßig wiederkehrt und dabei wird auch die Ausführung eine von Jahr zu Jahr geringere. Die spätesten Werke, Blätter zu dem „geistlichen Frauenzimmerspiegel" von 1680, Daniel in der Löwengrube von 1685 kennzeichnen sich durch eine rauhe Technik mit groben, oft verunglückten Strichen. Am schlimmsten ist es mit den Gedächtnißblättern bestellt, welche der alternde Meister, wie es scheint, als Supplemente zu den Neujahrskupfern auf eigene Rechnung vertrieb. Will man sehen, in welche Sackgasse die Allegorie im Gefolge des späteren Protestantismus gerieth, so bieten diese Erzeugnisse Meyer'scher Kunst die lehrreichsten, aber auch die betrübendsten Aufschlüsse dar.

Dieselben Wandlungen kann man endlich bei der Musterung der vielen Porträte verfolgen. Auch hier begann der Meister mit Arbeiten, die unstreitig zu den bedeutendsten Leistungen schweizerischer Kunst des XVII. Jahrhunderts gehören, so das 1653 datirte Bildniß des Rathsherrn Johann Heinrich Wirz. In stolzer Haltung steht er da, der Kopf mit dem vollen Kinnbarte, fast en-face gerichtet, schaut ernst und ruhig vor sich hin. Er ist prächtig durchgeführt von den tiefsten Schatten, die eine ausgiebige Verwendung des Grabstichels zeigen, bis zu den zart punktirten Tönen, welche den Uebergang zu den Lichtern bilden.

Conrads größtes Unternehmen in dieser Art war die Sammlung von Porträten zürcherischer Bürgermeister und Antistes, welche erstere Serie nachmals von seinem Sohne Johannes fortgesetzt worden ist[1]). Sie stellen, zumeist aus dem Jahre 1669—1679 datirt, in gleichartigen Posen, umgeben von ovalen Rahmen, die Halbfiguren dieser Herren vor, die

[1]) Waarhaffte Abbildungen der Hochgeachteten Woledel gebornen auch Woledlen, Gestrengen, Hoch- und Wol Weysen Herren Burgermeistern wie auch der Wol Ehrwürdigen und Hochgelehrten Herren Obristen Pfarrern, welche der uralten Statt und Löbm. Vor-Orth wie auch Mutter-Kirchen Zürrich vom Jahr 1519 biß auf 1679 aus Gottes Gnaden, als theils getröuwe Vätter des Vatterlandts- theils eyferige Seelen-Hirten Lob- und rühmlich vorgestanden ... in Kupffer gebracht durch Conrad Meyer Mahler Aet. 61.

älteren mit dem Barett und der Schaube, Spätere mit dem steifen Mühlsteinkragen und dem Rathsherrenmantel, unter welchem die fleischigen, leblosen Hände in irgend einer tändelnden Haltung zum Vorschein kommen. Mit sicherer Nadel sind die Köpfe eingehend aber trocken behandelt. Manchen dieser Bildnisse liegen Aufnahmen älterer Meister zu Grunde, Hans Asper's, Christoph Murer's, Samuel Hofmann's. Andere Künstler, deren Namen öfters wiederkehren, sind Jacob Ryff und Jacob Ulrich. Ausgeführter, wenn keineswegs geistvoller, sind die Porträte der Antistes. Man empfängt auch hier den Eindruck gewissenhaften Fleißes, der die äußerliche Porträtmäßigkeit mit anerkennenswerther Uebung reproducirt, aber selten giebt sich eine gemalte, oder auch nur eine originelle Auffassung kund. Mit einer „Wahrhafte Contrafet etlicher Hocherleuchteter Herren, durch welche Gott in den letsten Zeiten sin Heilig Evangelium klahr durch den finsteren Nebel Menschlicher Satzungen herfür leuchten lassen" betitelten Sammlung von Bildnissen der Reformatoren, ihrer Vorläufer und Nachfolger, deren meiste aus den Jahren 1671—1685 stammen, hat Conrad als ein alternder Meister auch von diesem Gebiete Abschied genommen.

Zwei Söhne Conrads haben die angestammte Kunst in dritter Generation vertreten: Dietrich der Jüngere, geboren 1651, der als Goldschmied eine Anzahl nicht übler Ornamentblätter stach, und Johannes, geb. 1655, † 1712, der, von Hause aus nicht ohne Begabung, bei sorgfältiger Praxis recht Tüchtiges leisten konnte, im Uebrigen wie sein Vater in die Dutzendarbeit verfiel. Ein Sohn des jüngeren Dietrich, Johann Jacob Meyer, zeichnete sich, wie Hardmeyer berichtet, als Goldschmied durch besondere Geschicklichkeit in getriebenen Arbeiten aus.

Nachtrag.

Dem Leser dieser Aufsätze dürfte eine Aufzählung der im Besitze der hiesigen Künstlergesellschaft befindlichen Sammelbände willkommen sein, welche die Werke Dietrich Meyers, seiner Söhne und Enkel enthalten. Es sind dies folgende Nummern: C. 6, Radirungen Dietrichs d. Aelt., Rudolfs und Dietrichs d. J. — C. 7 u. 8, Radirungen Conrads. — C. 9 desgl. v. Johannes. L. 61 Zeichnungen verschiedener Zürcher Künstler u. a. Scheibenriß von Dietrich d. Aelt. und Einiges von Conrad — Q. 2 3 u. 4 Skizzen Conrads. Q. 5, Skizzenbuch Dietrich d. J. Q. 6, Stammbuchlein Rudolfs. Q. 15, Zeichnungen desselben Q. 16 u. 17 desgl. Conrads Q. 18, Handzeichnungen von Conrad und Johannes Q. 19, desgl. von Conrad. Q. 20 desgl. von Dietrich d. Aelt. Rudolf, Dietrich d. J. und Johannes. R. 24 u. 35, Zeichnungen diverser Schweizer Künstler. — Eine reiche aber zerstreute Auswahl von Handzeichnungen und Radirungen findet sich in der Ziegler'schen Prospecten- und Porträtsammlung auf der Stadtbibliothek Zürich. Von Sammlungen Meyer'scher Radirungen in hiesigem Privatbesitze sind die reichhaltigsten die der Herren Hans Wunderly-v. Muralt und Mobiliarassekranz-Inspektor Conrad Meyer.

Als nachträglich zu unserer Kenntniß gelangte Radirungen von Dietrich Meyer sind zu nennen: 1) ein Blatt mit Architekturen, das nach der technischen Ausführung und dem übereinstimmenden Formate zu schließen, zu der im letztjährigen Taschenbuche p. 249 erwähnten Sammlung decorativer Entwürfe gehört. Die Mitte nimmt eine halbrunde Nische mit muschelförmiger Wölbung ein, unter welcher der hl. Bischof Martin dem zu seinen Füßen knieenden Armen ein Almosen schenkt. Für die umrahmenden Theile sind zwei Projecte gegeben. Zur Linken ein barocker Aufbau von hermenartigen Pilastern und vorgekröpften Consolen, bekrönt mit einem halben Vollengiebel, neben dem ein Engelchen mit einem leeren Schilde sitzt. Am Sockel ein Wappen mit leerem Schild und 2 Hörnern auf dem Helme, zur Seite ruht die Personification der Liebe mit Kreuz und Hostienkelch. Der Flügel zur Rechten schließt sich der Mitte mit einer rundbogigen Nische an, in welcher ein schlecht gezeichneter Engel mit Schild und Palmzweig steht. Dem Sockel ist eine halbe Cartouche vorgesetzt, und die Nische mit einem geschweiften Halbgiebel bekrönt. Höher thront ein nacktes Engelchen, das in der Linken eine brennende Kerze und in der Rechten eine Lampe hält. Die gemeinsame obere Mitte bezeichnet eine Cartouche mit dem Zeichen IHS und einem von drei Nägeln durchbohrten Herzen. Auf der Hälfte links ist unten Dietrichs Monogramm und die Ziffer 12, gegenüber C. 4 verzeichnet.

Digitized by Google

Das zweite ſchlecht gezeichnete Blatt, das gleichfalls Dietrichs ältere Technik belegt (Taſchenbuch 1881, S 242), iſt 0_{115} M hoch $= 0_{157}$ M. breit Auf brauſender See, in einer Fluth von ſeltſam kindlich ſtiliſirten Wellen, treibt ein Schiff Auf dem Maſtbaum brennt eine Pechpfanne Das Ende des Segels hält ein langbärtiger Alter, der aufrecht ſtehend die Rechte auf das Herz hält Zu beiden Seiten ballen ſich Wolken empor, aus denen rechts zwei Engelsköpfe blaſen, und links, wo Strahlen das hebräiſche Jehova umgeben, eine Hand mit brennender Kerze erſcheint Ueber der Mitte ſchwebt ein Band mit den Worten: QVEM TIMEBO. Ueber dem Kopf und am Fuße des Blattes zieht ſich ein ſchmaler Streifen hin. Dort lieſt man die Aufſchrift: Coelitus, Alme Pater, dum lux tua clara reſulgat, Ventos & fluctus cur timide metuam? und unten: „Wem din Liecht lücht OHerre Gott, Hat Hilff vnd troſt inn aller not'. Tigari 1597 DM

Johann Jakob Reithard*).

Aus zarten Wolken, Blüthenzweigen,
Sah ich die Engel niedersteigen
In der Verklärung hellerm Licht;
Der schönste küßte traut und innig
Mir Stirn und Mund und reichte sinnig
Mir Lorbeer und Vergißmeinnicht
— — — —
— — — —

Und was der Engel mir beschereet,
Die blaue Blüthe, ward verzehret,
Den Lorbeer raubte mir der Wind;
Ich glitt, als der Orkan ertoste
Der Engel blieb mit Rath und Troste:
„Kämpf' als ein Mann, vertrau' als Kind!"

J. J. Reithard. „Gedichte", p. 215 u. 217.

Auf dem schönen Friedhof bei der hohen Promenade in Zürich bezeichnet ein einfacher Felsblock, den Namen „Reithard" tragend, geziert mit einem eisernen Kreuze und einer daran gehängten Leier, das Grab des Mannes, dessen Leben wir schildern und dessen Andenken wir durch Herausheben einiger Stellen aus seinen Dichtungen wieder auffrischen wollen. Die Schweiz ist diesem Mann bisher nicht gerecht geworden,

*) Dieser Aufsatz ist die Umarbeitung und Ausführung eines Vortrags, welchen der Verfasser vor einem kleineren Kreis gehalten hat, und von dem dann ein kurzer Auszug in dem Volksblatt für Stadt und Land von Nathusius, Jahrgang 1867, erschien. Vgl. auch den Nekrolog im Neuen Tagblatt aus der östlichen Schweiz Nr 263 u. 264, 1857 (von Baumgartner).

der, wie Wenige, ein Herz für das Wohl und Wehe seines Volkes hatte, und der, wie kaum ein Anderer, die Geschichten und Sagen ihrer Vorzeit geschildert hat. Noch ist kein Vierteljahrhundert verflossen und schon hat die rastlose, nur immer wieder nach Neuem verlangende Gegenwart den Namen Reithard vergessen. Bei Denen aber, die ihn persönlich kannten, lebt die Erinnerung an den trefflichen Menschen, an den edlen Dichter fort.

Es ist schmerzlich, sehen zu müssen, daß große, wirkliche Verdienste von den Zeitgenossen oft wie nicht beachtet werden; aber wenn auch eine Zeit dahingehen kann, während welcher man selbst eine schöne Begabung und gute Leistungen verkennt, so kommen wieder andere Zeiten, wo man sie zu würdigen weiß und wo der Name eines tüchtigen und wohlgesinnten Mannes die Ungunst der Verhältnisse und die Vorurtheile der Menschen besiegt. Wir sind überzeugt, daß auch der Name Reithard einst noch mit Ehren genannt werden wird, und wie sich Viele jetzt schon an den ächtschweizerischen Gestalten unseres trefflichen Malers Ludwig Vogel erbauen, auch wenn dieselben gelegentlich einmal das Maßvolle in der Ausführung vermissen lassen, so wird früher oder später auch Reithard als der ächte, große, nationale Dichter anerkannt werden, dem das Volk die Verklärung seiner Geschichten und Sagen zu verdanken hat.

Wir halten Jeremias Gotthelf als großen, unvergleichlichen Erzähler hoch, — freilich auch nicht hoch genug, sonst würden wir nicht oftmals schwächliche, unbedeutende Tagesprodukte seinen urgesunden, vollgesättigten Bildern aus unserm Volksleben vorziehen, — aber er hat doch einen Namen bei den Leuten, wird in den Literaturgeschichten mit Anerkennung genannt, ist allen Denen, die überhaupt lesen, bekannt als ein Schriftsteller, der ein rechter, gottbegnadigter Prediger gegen alle Schäden unseres Volkslebens war, und der es verstanden, wie sehr verstanden! Gestalten zu schaffen, die Leib und Leben und Seele haben, und ein unverwüstlicher Spiegel für das Gute und für das Schlechte in unserem Dasein sind.

Reithard ist, wie angedeutet, nicht so bekannt. Möglich, daß sein „Familienbuch" mit den köstlichen Erinnerungen aus der Knabenzeit sich

noch in einigen zürcherischen Haushaltungen findet — sein Hauptwerk, die „Geschichten und Sagen“ trifft man nicht zu häufig an, und wenn sie nicht eine Reihe von Jahren hindurch antiquarisch zu einem geringen Preise zu haben und oft ausgeschrieben gewesen wären, würden sie nicht einmal soweit verbreitet sein, und doch ist Reithard ein Dichter von tiefem Gemüth und reicher Phantasie, und, was wir besonders achten, festgewurzelt in dem Boden eines bestimmten Vaterlandes, in diesem die Wurzeln seiner Kraft suchend, und doch jenes allgemein Menschliche zum Ausdruck bringend, das überall und zu allen Zeiten lebendig fühlende Herzen und den denkenden Geist ergreift.

Wir schätzen Reithard wirklich hoch. Nicht als Erzähler, wenigstens in dieser Hinsicht nur sehr zum Theil. Er hat sich als solcher zu wenig in Zucht gehalten und, ganz abgesehen von den Mängeln der Ausführung, dem gewöhnlichen Geschmack eines oft geringen Publikums zu viele Zugeständnisse gemacht. Talent, reiches Talent ist da — aber die Darstellung ist grell, oft verletzend. Das Romantische ist in der Weise einer frühern Zeit gehalten, wo man nicht so sehr auf Zeitfarbe hielt, und im Humoristischen läßt er sich allzu breit gehen. Was er schreibt, ist immer lebendig, und man spürt ihm das warme, wohlwollende Herz, die Abneigung gegen eine die Gemüthsmächte ertödtende, verstandesdürre Aufklärung an, aber man vermißt die Feinheit in der Ausführung. Dabei wollen wir nicht sagen, daß nicht Vieles frisch und munter sei, nur überragt es nicht die Mittelmäßige berufsmäßiger Erzählertüchtigkeit. In seinen Dorfgeschichten findet sich mancher glückliche Zug, aber es ist nicht jene geniale Art, die uns immer wieder zu Jeremias Gotthelf zurückführt, sondern mehr nur eine gemüthliche Breite und gutmüthige Behäbigkeit. In den historischen Novellen ist zwar Leben und Aktion, aber überall vermissen wir das feinere geschichtliche Gefühl und die nie das Kleinliche überschreitende Darstellungsart.

Auch als lyrischen Dichter stellen wir ihn nicht zu hoch, obgleich er einige kostbare, tiefempfundene Gedichte dieser Art zurückgelassen hat, in andern, die eine gute Anlage haben, stört meistens eine überflüssige

Strophe oder ein unschönes Wort. Er ist zu breit, zu wortreich; der innige Gefühlston klingt nicht recht hindurch, schildern kann er besser, und seine diesbezüglichen Darstellungen sind oft sehr schön; im Ganzen aber ist er auch da zu wortreich, und wird die reingedachte und tiefempfundene Entwicklung leicht durch eine verfängliche Breite und matte oder überladene Wendung verletzt. In der dichterischen Erzählung dagegen steht er meisterhaft da, und es ist nicht recht, daß man immer, auch in Sammlungen, die für die schweizerische Jugend bestimmt sind, an Reithard vorübergeht und dafür die deutschen Balladen- und Romanzendichter erhebt. Vortrefflich weiß er, wenn er dichtet, die alten Zeiten uns lebendig zu machen, sie der Gegenwart nahe zu bringen und doch so, daß sie noch ein Hauch aus der Urzeit umgiebt. Er ist so reich, so mannigfaltig, weiß so gut den furchtbaren Ernst und den heitern Scherz zu verkörpern, bald in ausgeführten Bildern, bald in kurzen Entwürfen Land und Leute uns zur Anschauung zu bringen, daß man ihn, ohne Uebertreibung, den nationalsten der neueren schweizerischen Dichter nennen kann.

Wenn man fragt, woher es denn komme, daß Reithard dessen ungeachtet so wenig bekannt und noch weniger anerkannt sei, so hat das mehrere Gründe. Der erste Grund ist der, daß der Sinn des Schweizervolkes für Poesie nicht allzu groß ist, und unter der Masse des Unbedeutenden, das zu Tage gefördert wird, leicht auch das wirklich Werthvolle sich verliert. Wie lange ist es gegangen, bis ein Dichter von der ausgezeichneten Begabung Leuthold's auch nur dem Namen nach seinen Landsleuten bekannt geworden ist; es brauchte sein trauriges Geschick und die unermüdliche Anstrengung seiner Freunde, die wiederholte Hinweisung der Blätter aller Parteien auf ihn, um ihm ein bleibendes Angedenken zu verschaffen.

Unsere lesende Klasse kennt die Werke der Dichtung, von den Klassikern abgesehen, aus Anthologien, ja in vielen Fällen wird sich ihre Kenntniß auf die poetischen Proben im Schul-Lesebuch beschränken. Wir sagen das ganz ohne Tadel, — man kann ja nicht Alles kaufen, nicht Alles lesen, — aber bedauerlich ist es doch, daß nun manches Talent,

weil es keine Anerkennung findet, verkümmern muß, entweder sein Licht unter den Scheffel stellt oder durch massenhafte Produktionen in allerlei Zeitschriften und zweifelhaften literarischen Unternehmungen sein Brod gewinnen muß, und so früh die eigentlich poetische Kraft erschöpft. Auch Reithard ist dieser Gefahr nicht entgangen; er hatte kein Vermögen, mußte arbeiten, um sich seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und so schrieb er und verzeddelte sein Talent, gab Beiträge in Unterhaltungsblätter und Almanache mit beschränktem Leserkreis oder verband sich mit mittleren Talenten zu eigenen Unternehmungen, wo dann das Bedeutende unter Unbedeutendem verloren ging. Dazu trat noch ein Anderes bei ihm hinzu. Er hatte Unglück mit den Verlegern, namentlich demjenigen, der ihm sein Hauptwerk herausgab; es war das eine deutsche Buchhandlung, die bald nachher ihre Geschäfte einstellte, beinahe noch ehe die „Geschichten und Sagen“ in Umlauf gesetzt waren, die sich zudem theuer verkauften, so daß sie wirklich nicht Jedem zugänglich gewesen sind.

Aber auch das ist noch nicht das Letzte, was einem allgemeinen Bekanntwerden im Wege stand. Der Hauptgrund lag in der politischen Parteistellung Reithard's, in dem Umstand, daß er, als seine reichsten Produkte an die Oeffentlichkeit traten, nicht mehr auf dem Boden der herrschenden Richtung stand, und ihm so alle jene Zeitungen und Zeitschriften fehlten, die man zur Verfügung haben muß, wenn man sich heutzutage einen Namen machen will. Bei Reithard kam noch das Moment erschwerend hinzu, daß seine politischen Ansichten sich im Laufe der Zeit gewandelt hatten und er auch aus diesem Grunde Feinde und arg wöhnische Gegner besaß. Wenn wir dieses Alles bedenken — und auf einige Einwürfe der Kritik werden wir am Schlusse zurückkommen — so werden wir uns nicht verwundern, daß der reichbegabte Mann nicht die von ihm und Andern gewünschte Anerkennung fand.

Doch gehen wir näher auf seinen Lebenslauf ein.

Johann Jakob Reithard wurde am 15. März 1805 zu Küsnacht am Zürichsee geboren, wo seine Eltern ein Heimwesen besaßen. Noch steht bei Goldbach das väterliche Haus, und wer den Zürchersee kennt

mit ſeiner wunderbaren landſchaftlichen Schönheit, mit dem Wechſelnden in ſeiner Beleuchtung, ſo freundlich mit ſeinen anmuthgeſättigten Geſtaden, ſo hocherhaben im Hinblick auf die Alpenwelt, der begreift, daß der Dichter mit Wehmuth und Begeiſterung an die Tage zurückdenken mußte, wo er ſelber als träumender Knabe am Geſtade des See's geſpielt.

Geliebte Fluth, an deren Blumenküſten
Sich weinend mir die alte Zeit erneut,
O See, den meine erſten Lieder grüßten,
Dich ſchau' ich wieder, dich begrüß' ich heut'!
— — — —

Du Haus am See, bekranzt mit Obſt und Trauben,
Umrauſcht von Bäumen, dunkelgrün und ſchlank,
Du Haus, in dem ich Liebe, Hoffnung, Glauben
Und Muttermilch in durſt'gen Zügen trank.

Du, Nebenſtübchen! Du, o grune Kammer!
Du Gartenhaus mit deinem Rebenzug!
Ihr Platz'chen all', wo ich den Bergmannshammer
Früh an die Adern meines Geiſtes ſchlug!

O Iſistempel, tief im hell'gen Walde,
Wo mich zuerſt die Götterzeit umhaucht!
O alte Wulp, aus deren Trümmerhalde
Die graue Sagenwelt mir aufgetaucht!

Es waren begabte Leute, die den Familienkreis unſers Dichters bildeten. Der Vater, Hans Konrad, ein kleiner Seidenfabrikant, daneben Gemeindebeamter, wird als ein tüchtiger, verſtändiger Mann geſchildert. Die Mutter, Anna Schultheß, war eine Frau von einem ſelten reichen Gemüthe und einem beſonders regen Geiſt. Der Sohn nennt ſie einmal „ein wahrhaft erhabenes Weſen, einen aus dem Himmel auf die Erde geſtiegenen reichen Geiſt.“ Sie hatten ſieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter. Der ältere, Konrad, etwas unſtät, ging nach Amerika, der zweite war unſer Dichter. Auch die Töchter beſaßen Etwas von dem hochgeſtimmten Familiengeiſte, und ſelbſt auf deren Kinder vererbte ſich

noch Etwas davon. Eine von den Schwestern, Anna, vermählte sich später mit Landammann Baumgartner, dem bekannten, willensstarken und verstandesscharfen St. Galler Staatsmann, dem frühern Liberalen und spätern Haupte der dortigen katholisch konservativen Partei. Diese Schwester Reithard's trat zur katholischen Kirche über, und ein Sohn derselben, Alexander, führt gegenwärtig eine der besten Federn, die dem deutschen Zweige des Jesuitenordens zur Verfügung stehen, hat das dichterische Talent des Oheims geerbt, wie sein tiefes und geistvolles, gedrucktes Festspiel für die Calderonfeier zeigt.

Frühe regte sich in dem lebhaften Knaben das dichterische Talent, gepflegt von der ähnlich gestimmten, phantasiereichen Mutter. Mit muntern Reimen ergötzte schon der sechsjährige Knabe seine Bekannten; aber nichts war ihm lieber, als mit seiner Phantasie sich im Waldesdunkel zu verlieren oder hinter Mährchenbüchern sich wunderbare Welten und Gestalten vor die Seele zu zaubern. Einen köstlichen Einblick in seine Jugendgeschichte gewährt er uns in der Erzählung „Meine erste Schweizerreise" im Fanuhenbuche, die mit ihrem schalkhaften Humor und ihrer Anschaulichkeit die Begabung Reithard's zum Jugendschriftsteller dokumentirt. Er erzählt uns, wie er mit dem ältern Bruder zu einem Verwandten, dem Fabrikanten Greutert in Islikon, gegangen sei, mit einer so unverwüstlichen Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, daß wir bedauern, daß er sich nicht mehr noch in dieser Art versuchte. Wir haben selten Etwas gelesen, das den Knabengeschmack so gut trifft. Indessen hatte das früh entwickelte Phantasie- und Dichterleben des jungen Menschen auch eine andere, nicht unbedenkliche Seite, auf die er selbst zu reden kommt. „Frühe regten sich die Flügel meiner Phantasie; sie belegte fort und fort den Grund meiner Seele mit jener bunten, wunderbaren Mosaik, die ein Erbeigenthum der Poesie ist. Ich las viel und (in Folge der literarischen Hauspolizei) heimlich und ohne Auswahl. Immer wunderlicher, wilder, bunter wurden die Gebilde meines dichterischen Kaleidoskops. Es geschah auf Kosten meiner ernstern Studien. Ich hatte nachher einen langen und schmerzlichen Kampf zu kämpfen, um die romanhafte Lüsternheit zu über-

Digitized by Google

winden und dem Brot der Wissenschaften Geschmack abzugewinnen. Aber mein Wille siegte, besonders als ihm äußere Hindernisse entgegentraten und meine Wehrhaftigkeit hervorriefen."

Reithard war zum Geistlichen bestimmt gewesen, allein eine längere Krankheit, die bleibende, nachtheilige Folgen zu haben drohte, brachte diesen Wunsch zum Schweigen, und unsern Freund kostete es um so weniger Mühe, auf denselben zu verzichten, als nicht innere Neigung, sondern mehr nur die Rücksicht auf die respekterregende Stellung eines Geistlichen ihn bei der Wahl dieses Berufes geleitet hätte. Unrichtig ist es, wenn behauptet wird, man habe ihn nun zum Kaufmann wollen ausbilden lassen, aber der Chef habe entdeckt, daß in dem lebhaften Kopfe sich der Sinn für ganz Anderes rege als für Soll und Haben, und ihn daher großmüthig Muße für die weitere Ausbildung gewährt; vielmehr soll er bei einem Graveur in der Lehre gewesen sein, und sich dies Verhältniß, allerdings in Folge eines Gedichtes Reithard's, das derselbe seinem Lehrherrn auf das Pult legte, und worin er gestand, wie er keine Fähigkeit zu diesem Berufe habe, freundschaftlich gelöset haben. Wie weit seine wissenschaftliche Ausrüstung reichte, ist uns nicht bekannt, nur soviel wissen wir, daß ihm das Lateinische geläufig war und er eine gute, allgemeine Bildung besaß. Seine Lernzeit endete damit, daß er einen Aufenthalt in der Pestalozzischen Anstalt in Ifferten machte, wo er sich, unter der Leitung Niederers, zum Lehrer heranbildete. Der Rath von Aufrites Heß soll bei der Wahl dieser Anstalt maßgebend gewesen sein.

Als ein lebhafter, aber noch nicht abgeklärter, geistig geweckter, aber noch nicht in sich gesetzter junger Mann trat nun Reithard in's Leben hinaus — erst als Hauslehrer in Chur — von woher sich die nahe Bekanntschaft mit dem Dichter Bantlin ergibt, — dann in Wadensweil und endlich in Glarus. Hier geschah, was für sein Leben verhängnißvoll wurde; er verheirathete sich, aber unglücklich. In kürzester Zeit mußte die Ehe aufgelöst werden, was ihm zeitlebens eine bittere Empfindung hinterließ. Er wäre in mancher Beziehung für das Familienleben geschaffen gewesen, denn er hatte ein reiches Gemüth, und wenn er eine

Frau gehabt hätte von ruhig verständiger, praktischer Art, so würde sie die Ordnung in sein Leben hineingebracht haben, die ihm als Dichter fehlte. In dieselbe Zeit fällt auch ein erschütterndes Familienereigniß, das einen dunkeln Schatten auf sein Leben warf. Sein Vater, den er hoch schätzte, kam in einer stürmischen Nacht nicht mehr nach Hause zurück, und bis zum heutigen Tage ist das Dunkel nicht gelichtet, das auf diesem Lebensausgang, der die Familie in namenlose Trauer versetzte, liegt. Man fand ihn weder lebend, noch todt.

Unterdessen brach die große politische Bewegung der Dreißigerjahre über Zürich los. Der junge, ungestüme Lehrer Reithard warf sich mit ganzer Seele in das unruhige Treiben hinein, ja, er wurde einer der feurigsten Literaten und Journalisten der Partei, der mit seiner ganzen Seele für's Volkswohl glühte und die Sache der Freiheit mit der Animosität eines Seebewohners gegen die Stadt und der Begeisterung des Poeten umfaßte. An einer tiefgehenden juristischen und historischen Bildung gebrach es ihm, aber er war feurig und meinte es gut. Seine pathetische und dann wieder populäre Schreibart gefiel. Ein von ihm herausgegebener Kalender, „der Republikaner", soll in vier Auflagen gedruckt und in 24,000 Exemplaren verkauft worden sein.

Mit der vollen, unklaren Begeisterung der Jugend hatte Reithard die Sache der Fortschrittspartei umfaßt. Seine gewandte Feder, die er überall in Bewegung setzte, verschaffte ihm Ansehen und Einfluß, und so erhielt er 1834 einen Ruf als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur nach Bern, welche Stelle ihm aber bald entleidet wurde, so daß er nach Burgdorf übersiedelte und die Redaktion des „Volksfreundes" übernahm. Jetzt ging allmälig eine gewisse Wandlung in seinen Ueberzeugungen vor. Die Uebergriffe der eigentlich radikalen Partei, die Tendenz, an Stelle der Familienaristokratie eine solche des Beamtenthums zu setzen, die Abneigung gegen den persönlichen Charakter vieler der tonangebenden Männer, wohl auch einmal das Gefühl persönlich erlittener Kränkung — das Alles entfremdete Reithard, der ein Demokrat im edleren Sinne, vielleicht auch etwas empfindlich war, seinen früheren

Digitized by Google

Gesinnungsgenossen, und er war daher froh, als er seinen Aufenthalt ändern konnte.

Nach verhältnißmäßig glücklich verlebten fünf Jahren trat er nämlich, auf den Ruf der glarnerischen Regierung, die Stelle eines Schulinspektors in diesem Kanton an, wo er nebenbei den „Alpenboten" redigirte. Hier ging Alles gut, so lange sein Freund und Gönner, Landammann Schindler an der Spitze der Regierung stand. Als aber dieser auf seine Staatsämter verzichtete und den Kanton verließ, war auch Reithard's Stellung unhaltbar geworden, und er schied für immer aus dem pädagogischen Wirkungskreis. Wie sehr er indessen im Kanton Glarus heimisch gewesen, das bezeugen eine Reihe seiner schönsten Gedichte und auch seine in einfacher Prosa gegebenen Sagen, in welchen er die Natur des Glarnerlandes ergreifend abmalt und seine Ueberlieferungen getreu erzählt.

Den letzten, größten Theil seines Lebens brachte Reithard in bescheidenen Verhältnissen in Zürich zu. Er wohnte erst am „Klosbach", dann im „Büchsenstein" und endlich in der „hohen Eich" an der Steingasse. Obgleich ohne Vermögen und oft nur mühsam und nicht ohne Sorge sich durchkämpfend, wußte er sich doch sein Haus und Heim behaglich zu machen und seine Wohnung mit allerlei hübschen Bildern zu schmücken, so daß man gerne bei ihm weilte, um so mehr, als er ungemein freundlich war. Noch erinnere ich mich, wie ich oft und als Knabe viel in der Poetenwohnung Aufträge auszurichten hatte und gewöhnlich als Botenlohn ein großes Stück seinen weißen Brodes empfing; „ein Schelm ist, der mehr giebt, als er hat", pflegte der Dichter mit dem gutmüthigsten Gesichte von der Welt zu sagen, und gerne nahm man aus diesen Händen die gutgemeinte Gabe an.

Die Uebernahme der Redaktion einer politischen Zeitung lehnte er ab, dagegen hat er viele Beiträge in die Allgemeine Augsburgerzeitung, die Erdgenössische und die Wochenzeitung geliefert, deren geistvolle, von Ulrich und Wegner gezeichneten Karrikaturen zum Besten gehören, was je auf diesem Gebiete geleistet worden ist, denen ich nur noch die nicht veröffentlichten, brillanten, von David Heß aus der Straußenzeit an die Seite zu stellen wüßte. Erst

Digitized by Google

ſpäter übernahm Reithard die Abfaſſung der politiſchen Tagesüberſicht im Zürcher Tagblatt, ein Amt, das nur theilweiſe ſeine Zeit ausfüllte, aber ihn doch ſehr an Zürich band.

Daneben gingen dann allerlei literariſche Unternehmungen her. Wir werden auf ſeine dießbezügliche Thätigkeit zurückkommen und bemerken hier nur ſo viel, daß eine Reihe von Geſchichten und Gedichten hier in Zürich entſtanden ſind. Leider hat er zwei Unternehmungen, mit denen er ſich trug, nicht mehr ausführen können. Das eine war eine Sammlung aller Sagen der Schweiz; er hätte vermöge ſeiner vielfachen perſönlichen Beziehungen in allen Kantonen der Schweiz, wegen ſeiner Kenntniß von Land und Leuten und auch vermöge des ſchon für ſein poetiſches Werk geſammelten bezüglichen Stoffes und leichter treuherziger Darſtellungsart ſich dazu ſehr geeignet. Auch trug er ſich mit dem Gedanken, ſeine Lebensgeſchichte niederzuſchreiben, und da er eine gute Beobachtungsgabe hatte und gemüthlich zu berichten verſtand, ſo hätte das unter Umſtänden intereſſant werden können; aber er hat viele Pläne gefaßt, die er nicht ausführte. Er war zu ſehr Dichter und ließ ſich zu ſehr von ſeinen Stimmungen leiten, als daß er zu methodiſchem Schaffen gekommen wäre.

Reithard hatte einen ſtarken Familienſinn. Da ihm, wie wir angedeutet, die Gefährtin fehlte, die ſeine gemüthlichen Bedürfniſſe hätte befriedigen können, ſo ſchloß er ſich um ſo enger an ſeine Verwandten an. Es waren beſonders die Töchter einer in Zürich wohnenden Schweſter, um deren Erziehung er ſich bemühte und die dann, herangewachſen, ihm ſein Hausweſen verſchönerten. Auch verkehrte er viel in den Familien ſeiner Freunde, und ſtellte ſich bei jedem Familienanlaß mit irgend einer freundlichen poetiſchen Gabe ein.

Ein geiſtiger Austauſch mit Freunden war ihm ein Bedürfniß ſeiner Natur. Es war namentlich ein kleiner Kreis geiſtig geweckter und politiſch ähnlich denkender Männer, welche ſich zu einer Samſtagsgeſellſchaft zuſammengethan hatten, die an Reithard ein eifriges, belebendes Mitglied beſaß und unter ſich mit Vorliebe in Verſen verkehrte. Es gehörte dieſem Kreis an, außer Reithard, der geniale Landſchafter Ulrich, der ge-

muthliche Volksdichter Heinrich Kramer, ferner der Vater des Berichterstatters, alt Pfarrer Kramer im Waisenhaus, ab und zu auch alt Landammann Dietrich Schindler und alt Regierungsrath Hans Conrad Pestalozzi. Die Einladungen und Abschläge wurden alle in Reimen vermittelt, und es entfaltete sich da eine große Gemuthlichkeit und Gewandtheit, namentlich in der Wortspielerei. Besonders Reithard wurde Alles zu Reim

Nur um zu zeigen, aus welchem Tone dieser Verkehr ging, führen wir ein paar dieser Verse hier an. Als der Adressat einmal an den Masern darniederlag, schrieb ihm R.:

Scharlach-gerötheter,
Halbwegs getödteter,
Schwernoth-genötheter,
Langsam-gelötheter,
Kindlein-umflötheter,
Leidender Lotz!
Nimm hier vom trauernden,
Tief dich bedauernden,
Mitleidig schauernden,
Schreibtisch-umkauernden,
Verse-aufmauernden
Klagenden Klotz

Eine poetische,
Anachoretische,
Metrisch-ästhetische,
Aecht sympathetische,
Wahrhaft planetische
Zaubertinktur;
Heilend die sterbende,
Krankhaft sich farbende,
Leicht sich vererbende,
And're verderbende —
Ja, selbst die sterbende
Menschennatur!

Accipe, recipe:
Zwei Centner Hoffnungsklee,

Gleich viel Geduld — per-se,
Trinkt's fort und fort, als Thee —
Traun! dann vergeht dein Weh,
Freund Kapuzein!
Und wenn es beſſer wird,
Wenn ſich dem Roth verliert
Und man dich nimmer ſchmiert,
Noch mit Arznei turbirt,
Dann laß' mir ungeniert
Mich bei dir ein!

Schreibe mir, Lieber, ſchreib'!
Alle Reſtanzen treib',
Burſte und kratz' und reib'
Ich dir zum Zeitvertreib
Gründlich aus Seel' und Leib,
Bis du normal,
Bis jede Puſtel weicht,
Bis deine Haut, gebleicht,
Einem Stück Linnen gleicht
Und meine Hand dir leicht,
Statt der Tiſane, reicht
Wein im Pokal.

Möge, o Leidender!
Duldender! Meidender!
In Schmerz dich Weidender!
In Flaum dich Kleidender!
Nimmer ein ſchneidender
Unfall dir nah'n,
Dann, o Geſundender!
Stündlich dich Rundender!
Braten-Verwundender!
Fäſſer-Entſpundender!
Liebesglück-Mundender!
Stecke mich an!

Klotz von Büchſenſtein.

Ein ander Mal, als er selber nicht wohl ist:

Es kann nicht sein, und kann nicht sein!
Der böse Rauch! Der gute Wein!
Der stets noch rasende Schnupfen! . . .
Es kann nicht sein, es kann nicht sein
Der Nachtwind ruft ein schneidend: Nein!
Und würde mich rupfen und zupfen.

Ich habe gelitten, ich habe geächzt,
Ich habe geschneuzt, ich habe gekrächzt —
Trostsuchend bei Kannen und Fässern;
Ich habe geschwitzt, ich habe gedampft,
(Fast hätt' ich sogar gesucht und gestampft) —
Vergebens! Es wollte nicht bessern.

Wohlan denn, es sei Ich schicke mich d'rein!
Es wird nun für dießmal g'rad müssen so sein
Mit dem verflümerten Pfnüsel;
Zwar bin ich im Geist und von Herzen Euch nah,
Doch wär' ich viel lieber in Wirklichkeit da . . .
Der Pfnüsel ist eben ein — Grüsel!

Der trauernde Klotz am Wankelsbach [1]).

Eine Menge lieblicher und launiger Gelegenheitsgedichte liegen in den Mappen seiner Freunde, meist ohne Werth für Fernerstehende, aber eine theure Erinnerung für diejenigen, welche das Glück hatten, ihn den Ihrigen zu nennen. Ein volles Hundert solcher scherzhaften, meist mit burlesken Illustrationen gezierten Episteln liegen uns vor.

Gehen wir nun aber nach dem Gesagten auf die dichterische Entwicklung unsers Reithard's ein. Wir haben schon gesagt, daß die meisten seiner Gedichte in von Andern herausgegebenen Sammlungen zerstreut sind. Es ist aber meistens das weniger Bedeutende. Das Wichtigste liegt in größeren Werken vor, die uns einen deutlichen Einblick in seine allmählige Durchbildung gewähren.

Folgen wir dieser seiner Entwicklung nach der kurzen Darstellung des Lebensgangs

---

[1]) Umstellt aus „der Wankelmüthige am Klosbach".

Schon im Jahr 1822 hatte Reithard „Knospen“ herausgegeben; er war damals ein sechszehnjähriger Knabe; „der Vater hatte es gewünscht, bewundernde Freunde ihn dazu ermuntert und er sich gerne drangen lassen.“ Obgleich er später die Herausgabe dieses Büchleins sehr bereute, zeigte es doch schon geistiges Leben, Phantasie und Reimgewandtheit. Hier nur eine Probe daraus:

Von Gott.

Wenn nach brennend schwüler Mittagshitze
Stürme brausen durch den Fichtenhain,
Dann denk' ich beim Licht der Flammenblitze:
Groß und stark muß jenes Wesen sein!

Aber wenn der Zephyr lieblich säuselt
Bei der Dämm'rung ungewissem Schein,
Fühl' ich, wenn er alle Blätter kräuselt:
Lieb und gut muß jenes Wesen sein!

Bedeutender waren die im Jahr 1842 erschienenen „Gedichte“[1]), die schon eine Reihe der schönsten, hernach wieder in die „Geschichten und Sagen“ aufgenommenen Leistungen enthalten. Es ist die erste größere Arbeit des Verfassers, Bürgermeister von Muralt und Landammann Schindler gewidmet. Hier schon haben wir „Rudolf von Habsburg“, „Rudolf von Erlach“, „die beiden Gemsjäger“. Eigenthümlich ist eine dem ersten Kaiserreich in „der Rückkehr des Kaisers“ dargebrachte Huldigung, welche mit dem Ausspruch schließt, daß die Schweiz dem Kaiser Napoleon, der seine Aufgabe als Mediator weise durchgeführt, Vieles zu verdanken habe.

Ja, gewühlt ward und geschnitzelt,
Und geflickt ward und gebraut,
Und getagt ward und gekritzelt,
Stets vernichtet — nie gebaut!

— —

[1]) Gedichte von J. J. Reithard. St Gallen und Bern. Huber u Comp. 1842. 456 S.

worauf der Dichter aber doch hinzufügt:

Nicht dem ſtrengen Weltgebieter,
Der zur Ordnung uns verweiſt,
Nein, der achte Freiheitshüter
Ruft dem alten Schweizergeiſt,
Ihm, der hie und da in Hütten
Noch verehrt und ſtille weilt,
Er nur iſt's, der mit den Sitten
Auch des Bundes Mängel heilt.

Reithard's Gabe, wie ſie hier ſchon uns entgegentritt, iſt entſchieden epiſch. In Erzählung, Sage, Mährchen und Legende leiſtet er das Beſte. Das ſchließt nicht aus, daß ihm nicht auch etwa Gedichte kontemplativer Art gelungen ſeien. Wir heben eines derſelben hervor, mit Weglaſſung einer Strophe, welche das Ebenmaß ſtört. Ich glaube kaum, daß man einen glücklichen Gedanken feiner, ſinniger und wohlklingender in Worte bringen kann, als es hier geſchieht.

Der Traum.

Mir träumte jüngſt von einem Strom,
Wie ich noch keinen kannte;
Um den der ganze Himmelsdom
Die hehre Kuppel ſpannte
Gleich Silber ſchoß die ſtolze Fluth
Von unſichtbaren Hügeln;
Und Sternenglanz und Sonnengluth
Sah ich im Strom ſich ſpiegeln.

Und ſieh'! aus unbekanntem Land
Erſchien ein ſchlichter Nachen.
Ein Knabe, der am Ruder ſtand,
Befuhr den Strom mit Lachen;
Die Woge, die ihn hergebracht,
Sie hatt' ihn auch begraben.
Allein der Mutterliebe Macht
Beſchützte treu den Knaben.

Und eine zweite Woge kam
Hellrauschend hergeflossen;
Da war der Knabe wundersam
Zum Jüngling aufgeschossen
Der Strom erglänzte frühlingsmild,
Als ob er Blüthen triebe,
Und drüber schwebt ein Engelsbild·
Das Bild der ersten Liebe.

Und eine dritte Woge kam,
Gleich Wettersturm aus Norden;
Da ward der Jüngling wundersam
Ein ernster Mann geworden.
Er lenkt den Nachen fest und kühn,
Wie auch die Woge zürne,
Denn Gattenliebe kräftigt ihn
Und kühlt ihm Brust und Stirne

Und eine vierte Woge kam,
Die drohend sich entfaltet;
Da hat der Mann sich wundersam
Zum Silbergreis gestaltet.
Die Woge schnob, das Schiff zersprang,
Ihn schien es nicht zu kümmern;
Doch Kindesliebe weinte lang
An seines Kahnes Trümmern

Und keine fünfte Woge kam,
Ihn weiter zu gefährden.
Ich sah den Alten wundersam
Zum lichten Engel werden
Mitlächelnd schaut von Oben er,
Wie man sein Schiff begrübe,
Und gleich dem Aar im Sonnenmeer,
Schwamm er in Gottes Liebe

Außer diesem ergreifenden Liede findet sich noch einiges Andere, Aehnliches vor. Da sind Neujahrsbilder, mehr oder minder treffend, wohl

auch einmal unbedeutend, aber meiſtens ernſte Betrachtungen, Zeugen eines nach Hohem, Göttlichem, dem Gemeinen fremden, ſtrebenden Gemüthes. Daneben regt ſich auch wieder die ſatyriſche Ader, wie z. B. in dem leichten, aber muntern Gedichte „Zacharias Zach".

Auf dieſe Gedichte ſind dann eine Reihe literariſcher Verſuche gefolgt. Schon vorher war er mit Unterhaltungszeitſchriften in Verbindung getreten. Es iſt nicht Alles glücklich, was er nach und nach erſcheinen ließ. Eine der abſurdeſten Geſchichten ſind die „Jeſuiten in Freiburg", deren Herausgabe er ſpäter ſelber auf's Lebhafteſte desavouirt hatte. Es hat uns zur Genugthuung gereicht, daß neulich eine pomphaft angekündigte proteſtantiſch republikaniſch franzöſiſche Zeitſchrift, deren Feuilleton mit dieſem wieder aufgewärmten Romane debütiren wollte, bald verſchwunden mußte, worauf dann aber betreffende Schauergeſchichten als eigenes Büchlein, in's Franzöſiſche überſetzt, herauskamen. Die Erzählung iſt ganz abſurd. Glücklicher iſt, was Reithard in eigenen Zeitſchriften veröffentlichte. Es erſchienen von ihm ein „Jugendalmanach" für 1843, ein ſchweizeriſches Familienbuch[1]), eine Helvetia, auch gab er zwei Jahre hindurch die beliebten „Alpenroſen"[2]) heraus. Wir führen aus den zerſtreuten Gedichten nur einige wenige an, die mit der Herzensſtimmung und Lebensführung unſers Dichters im nähern Zuſammenhang ſtehen.

Das losgeriſſene Blatt.

Vom Baume fortgetrieben,
Irrt ein verſtörmtes Blatt,
Das all' ſein grünes Leben
In Schmerz verwandelt hat.

[1]) Schweizeriſches Familienbuch. Herausgegeben von J. J. Reithard gew. Schulinſpektor. I. II. Zürich. Meyer u. Zeller. 1845. 1847. 204 204 S.

[2]) Neue Alpenroſen. Eine Gabe ſchweiz. Dichter. Herausgegeben von J. J. Reithard. I. II. Zürich und Frauenfeld. Beyel. 1848. 1849. Vgl. auch die Alpenroſen von 1850.

Es denkt im trüben Wandern —
Ein ſtiller, fremder Gaſt —
An all' die grünen Andern,
An Wurzel, Stamm und Aſt,

Und an den Zweig, den ſchlanken,
Der mit dem Winde ſtritt,
Und flüſtert in Gedanken
Die Laubgebete mit;

Und denkt, wie oft es ſchweigend
Den Lebensquell belauſcht,
Der, aus der Tiefe ſteigend,
Den ganzen Baum durchrauſcht,

Und wie in ſüßen Träumen
Sich's hob auf ſeinem Schooß,
Wenn aus den Sternenräumen
Der Thau herniederfloß;

Und wie es Schmelz und Düfte
Aus tauſend Kelchen ſog,
Und wie der Wind es prüfte,
Der Fink es niederbog. —

Und Sehnen, tiefes Sehnen
Durchdringt das arme Laub,
Es wirbelt unter Thränen
Durch aufgeſtürmten Staub.

Und fliegt, vom Sturm getragen
Durch's Fenſter an ein Herz,
Das unter bangem Schlagen
Erliegt dem Todesſchmerz;

Ach, an ein Herz, das trauernd
Der Jugendzeit gedenkt,
Vom Winterfroſte ſchauernd,
Sich in den Lenz verſenkt;

In jenen Lenz voll Segen,
Voll Leben, Luſt und Lieb',
Aus deſſen Blüthenregen
Verrath und Leid es trieb,

Und das — in Gram gebrochen,
Verkümmert, lebensſatt —
Vergeht im letzten Pochen,
Ein — losgeriſſ'nes Blatt.

Ebenſo ergreifend, wenn es auch vielleicht noch wirkſamer bei größerer Kürze wäre, iſt das Gedicht

Der Oſtermorgen im Walde.

Sabbatruhe waltet ringsherum,
Die Natur erſchließt ihr Heiligthum,
Tauſend Glocken läßt ſie ſummen, klingen,
Schau, wie überall, allüberall —
Eilig folgend ihres Rufes Schall —
Frühlingskinder aus der Erde ſpringen'

Fromme Beter mit geneigtem Haupt,
Grün und bunt, belaubt und unbelaubt;
Millionen Gräſer, Halme ſproſſen,
Freudig ſchüttelnd nach des Winters Druck,
Und dazwiſchen, in beſcheid'nem Schmuck,
Ihres Daſeins duftende Genoſſen!

Und — aufſteigend hinter'm Walde — bricht
Hell und ſcharf der Morgenſonne Licht,
Durch die goldig grünen Tannenzweige,
Uebergießt mit ihrer Strahlenfluth
Berg und Thal, als ob des Himmels Glut
Auf die kalte Erde niederſteige.

Und ein tauſendſtimmiger Choral
Singt entgegen ihrem heil'gen Strahl,
Alle Gräſer, alle Blumen lauſchen,

Und mein Herz tauſcht tief ergriffen mit,
Und zum Walde lenk' ich meinen Schritt,
Horch, dem Wald entſtrömt ein heilig Rauſchen.

Friede, Friede ſucht dies Herz von Staub! —
Sieh', der Wind ſpielt mit dem dürren Laub,
Wie des Thoren Hand mit Paternoſteen. —
Jetzt umfängt mich ernſte Dämmerung,
Und es hallt in feierlichem Schwung
Durch den Wald das Gotteswort der Oſtern!

Wie? Ob laut, ob leis? Ob nah', ob fern'?
Weiß ich's denn? — Es war das Wort des Herrn,
Das geheimnißvoll mein Herz getroffen,
Ich verſtand's im innerſten Gemüth,
Wie die Roſe war es mir erblüht,
Meine ganze Seele ſtand ihm offen!

Oſtern und Charfreitag! Schau', ſie ſieh'n
Sich ſo nah', wie Tod und Wiederſeh'n.
Darum laß das Herz dir nicht verkümmern,
Laß die Hoffnung auf ein Paradies,
Auf ein Glück, das nie ſich falſch erwies,
Laß ſie grünen unter deinen Trümmern!

Gold'ne Weiden ſchwellen auf dem Firn,
Alpenroſen tragt die Felſenflur,
Weißes Blueſt entſchwellt dem ſchwarzen Hage,
Ueber Grabesſtiefen ſchwimmt der Kahn.
Hoffe nur! Dein Oſtertag bricht an
Mit dem letzten Puls- und Ruderſchlage.

Blick' auf's Kreuz! Wie biſt du ſo gering
Gegen Jenen, der dort ſegnend hing,
Ob auch aller Welten Pein ihn quälte;
Sieh', wie ſchön an ſeinem Dornenkranz
Dem Charfreitag ſich der Oſtertanz
Ahnungsvoll und roſenroth vermählte!

Der das Herz in heißer Trübſal ſchmelzt
Und den Todesengel ſendet, wälzt
Auch den Stein von Herzen und von Grüften,
Ruft zurück den ſel'gen Lenzestag
Und was unter Schnee begraben lag,
All' das Leben, Schimmern, Klingen, Düften!

Was die dumpfe Wirklichkeit geraubt,
Wird die Wahrheit — blühend und belaubt
Und verklärt — den Treuen wiedergeben!
Jede hell'ge Ahnung wird enthüllt,
Jede reine Hoffnung wird erfüllt,
Jedes ächte Ideal wird leben.

Oeffne nur der Hoffnung ganz dein Herz,
Laß der Seelenwunde heißen Schmerz
Dir durch ihren Himmelsodem kühlen;
Glaub' an Gott und glaub' an Menſchenwerth
Und — wie kalt die Welt ſich von dir kehrt —
Sei du reich an liebenden Gefühlen!

Liebe Gott vor Allen, deſſen Hand
Dich ſo manchmal an des Abgrunds Rand
Hingeführt, ſo oft durch Leidensnächte!
Seine Lieb' iſt ſtärker denn der Tod.
Wer gedächte rettend deiner Noth,
Wenn Er ihrer nicht zuerſt gedächte?

Trage heiter deines Kreuzes Pein,
Laß' es heut' ſchon Ostern in dir ſein
Hoffnungsoſtern und Bekehrungsmorgen,
Schüttle Staub und Thränen von dir ab —
Sieh', ſchon rollt der Stein von deinem Grab,
Dieſer Stein der Schmerzen und der Sorgen!

Amen! Amen! Du erlöstes Herz,
Schwing' dich auf, o ſchwing' dich himmelwärts,
Hin, woher die erſten Strahlen kamen,
Laß' den lichten, warmen Sonnenſchein

Dringen in dein Innerſtes hinein,
Daß es grün' und blühe' Amen, Amen!

So die Gottesſtimme wunderbar
Langſam ſchüttelte ſein dunkles Haar
D'rauf der Wald in feierlichem Rauſchen;
Schweigend trank ich ſeinen Ambraduft,
Um der Klang und Sang geword'nen Luft
Und dem Lied in meiner Bruſt zu lauſchen.

Wie trefflich Reithard auch das Ueberſetzen verſtand, dafür ſei aus dieſen zerſtreuten Gedichten ebenfalls eine Probe gebracht

Die rothe Republik.

Aus dem Franzöſiſchen.

Nieder mit euch, Buchen, Eichen,
Ulmen, Linden! Ihr müßt weichen,
Alſo will's der neue Brauch —
Denn ihr ſchadet — ſtolz und finſter —
Hier der Diſtel, dort dem Ginſter
Und dem Pilz und Brombeerſtrauch!

Fort! Daß endlich Gleichheit werde,
Licht und Schatten, Luft und Erde
Gelten uns, wie dir, o Holz!
Ohne dein Geäſte fliegen
Moos und Gras, die jetzt ſich ſchmiegen,
Auch wie du, gen Himmel ſtolz

Gleiche Rechte allen Pflanzen,
Auf, und laßt die Aexte tanzen,
Tapfre Holzer! Schaffet Licht!
Opfert All' ſie unſ'rem Grimme!
Unſ're Stimm' iſt Gottes Stimme —
Schonet ſelbſt des Obſtbaums nicht!

Nur kein klägliches Bedauern!
Haut ſie nieder, wack're Bauern,
Eh' der Tag vorüber, ſei

Alles, was da hochgewachsen,
Fortgeschleppt auf euern Achsen
Und die nied're Menge frei!

Muthig d'rum die Axt geschwungen! . .
Endlich ist das Werk gelungen —
Seht, wie an der Freiheit Licht
Die geweihte Gleichheit waltet,
Die Gerechtheit — reich entfaltet —
Schon sich Bahn gen Himmel bricht!

Triumphirend schwell'n im Lenze
Schlehn und Brombeerstrauch zur Grenze
Der erlauchten — Distel an;
Eselslattich spreizt im Winde
Prächtig sich, sammt Loloch und Winde,
Ginster, Pilz und Löwenzahn.

Doch ihr Reich war nicht von Dauer,
Das Gesindel blickte sauer
Schon im nächsten Frühling d'rein;
Denn die Gleichheit — kaum geboren —
Ging als Unnatur verloren, —
Und auf's Neu' entstand der Hain

Die der Gottheit Ruf empfingen,
Höher sich empor zu ringen,
Tilgt des Frevels Rotte nicht
Schau', wie stark, wie unverdrossen
Schon der Wald in frischen Schossen
Durch die nied're Menge bricht!

Eiche wird zur Eiche wieder,
Doch es bleibt das Nied're nieder;
Tann' wird wieder Tannenbaum;
Pilz bleibt Pilz, und Winde Winde,
Doch schon streben Buch' und Linde
Frisch empor zum Himmelsraum.

Güterheiler! Gleichheitsnarren!
Mäht ihr auch mit Schwert und Sparren
Edle Haupter — Kopf um Kopf;
Stampft ihr eben, was sich stufte — —
Sind d'rum Schufte minder Schufte?
Ist der Tropf d'rum minder Tropf? — —

Begreiflich, daß Reithard die politischen Wirren der Zeit mit seiner Feder begleitete. Obgleich nichts weniger als ein blinder Anhänger des Alten, und allem Vorrechtlerthum abhold, in seinen religiösen Ueberzeugungen zwar fromm, aber einer festen, ausgeprägten, positiven, orthodoxen Glaubensansicht eher entbehrend, einem wirklichen Ultramontanismus geradezu abhold — war ihm doch das revolutionäre Treiben der Vierzigerjahre ein Gräuel, und mehrmals erhob er seine Stimme, um das unter dem Namen der Freiheit alle Treue und allen Glauben unterwühlende Vorgehen des fortgeschrittenen Radikalismus zu züchtigen. 1845 erschien seine „Radikale Jesuitenpredigt“[1]). Trotz seiner freien protestantischen Denkart empörte ihn, den ehrenhaften und gerechtigkeitsliebenden Mann, die leidenschaftliche und namentlich über Gesetz und Verfassung sich hinwegsetzende Befehdung eines immerhin achtungswerthen Theiles der schweizerischen Bevölkerung, und wenn er auch durchgehends die herrschende Ansicht theilte, daß die Jesuiten staatsgefährlich seien, so hielt er das wühlerische Treiben der Freischärler für nicht minder staatsgefährlich, ja für noch schlimmer. Er läßt da einen Radikalen, den P. Inkognitus, in dem geheimen Conventikel der Wissenden eine schöne Rede halten, in der er seinen Plan enthüllt „Ja, wollten die Jesuiten uns helfen Wir zähmten zu'n Lämmern sie, statt zu den Wölfen! So aber, weil sie zuwider uns wirken, Zerhau'n wir sie ärger als Juden

[1]) Radikale Jesuitenpredigt. Gehalten am Neujahrstage 1845 im geheimen Conventikel der Wissendin von P. Inkognitus, schweiz. Mitglied des Ordens der Neujesuiten. Zum Druck befördert von einem Nichtjesuiten u. A. Zürich. Meyer u. Zeller. 1845. 60 S.

und Türken" Dabei werden auch die Parteigenossen des Dichters nicht geschont.

Oder fürchtet ihr etwa die Konservativen? —
Die sitzen auf ihren Wechselbriefen,
Auf ihren Waarenballen und Gülten,
Auf ihren Kasten, den wohlgefüllten,
Oder bei klugen Cousinen am Theetisch,
Oder um einen fürnehmen Fetisch,
Der Rath ertheilt und konventikelt
Und das System des Friedens entwickelt.
Wie man nachgebend zur Macht gelange,
Und selbst der Jakobinerschlange
Durch Sanftmuth endlich imponire,
Bis sie zuletzt ihr Gift verliere.

And're sitzen steifzöpfig und poltern
Beim Abendschöppple von Däumeln und Foltern,
Von Fitzen, Köpfen und Strangulirn
Wider das ewige Rumoriren,
Wider die Schändung „des guten Alten",
Dem sie bezeistert Lobrede halten.
Dann geh'n sie zu Bett und lassen Gott walten,
Moendeß sind mindestens sie die Alten! —

Die Vornehmsten und die Unterthänigsten
Genieren uns g'rade am allerwenigsten;
Aber die mittenstehende Macht,
Die viel erfahren und viel gedacht,
Die unter Arbeit und Gebet
Und ohne Sprünge vorwärts geht,
Das Unrecht schuttelt, wo sich's zeigt,
Nie wühlend herrscht, nie kriechend steigt,
Aus Alt und Neu das Beste wählt,
Fest an Gesetz und Ordnung hält;
Mit Geist und Herz — nicht Wolf, noch Lamm —
Hinwandelt zwischen Fluth und Flamm',
Auf rechter Bahn, zum Licht hinan:
An die legt euren gift'gen Zahn!

Noch in demſelben Jahre gab er die ergreifende, nur zu tönende Schilderung „Auf dem Emmenfelde bei Luzern“[1]) heraus:

Das Volk iſt anders, als ihr ſprecht und ſchreibt,
Und will was And'res, als wozu ihr's treibt,
Die ihr's entwürdiget zur Gliederpuppe,
Bis eu're Schnur, nach der es tanzt und ſpringt,
Sich rachend euch um Hals und Nacken ſchlingt! . .

Im Jahre 1847 erſchien von ihm die „wunderbarlich vaterländiſche Prophezeiung auf das Jahr der Ungnade 1847“, eine Satyre auf die damaligen Irrungen und Wirrungen, die Chronik des Jahres in altväteriſchen, witzgeſättigten Reimen abwickelnd, rechts und links treffend

Bärenklubbs hinter jeglicher Hecke,
Volksverſammlungen an jeglichen Ecke
Hier beſchließen die Falliten
„Jetzt haben wir auch mal zu gebieten!
„Vor Allem iſt ohne Zeitverlieren
„Die Finanzreform zu reformieren!“
Dort wollen die Weiber in buntem Verein
Vom Männerjoche ſich befrei'n,
Und mindeſtens ſollen je zu zwei Wochen
Die Männer abwechſelnd flicken und kochen,
Stricken, fegen, ſcheuern und kehren,
Waſchen, ſäugen und Kinder gebaren,
Ferner verlangen Mägde und Knechte
Complete Herſtellung der Menſchenrechte:
Befehlen ſoll Jedes, gehorchen Keins —
Das ſei die wahre Bedingung des Seins.
Am Ende kommen noch gar die Schuljungen
Mit Koth in den Händen und Schmutz an den Zungen,
Befreiung will Jedes von Schule und Zucht . . .
Schulmeiſter und Eltern ergreifen die Flucht

[1]) Auf dem Emmenfelde bei Luzern am 1. April 1845. Gedicht von dem Verfaſſer der Neujahrspredigt. Zürich, Meyer u. Zeller 1845. 59 S.

Wie ernſt der Dichter ſeine Worte genommen haben will, dafür zeugt das flammende Nachwort, das er ſeiner Arbeit gibt:

Ihr wähnt, ich ſpotte, wähnet es ergrimmt,
Weil ich das Unrecht unſ'rer Zeit geahndet,
Das Unrecht, das nach Leidenſchaften ſtimmt,
Das zu Gericht ſitzt und nach Gegnern fahndet.
— — — —
— — — —

Ihr wähnt, ich ſpotte, wähnt es zornentflammt,
Weil ich die Hohlheit unſ'rer Zeit gezüchtigt,
Die alles Feſte, das vom Himmel ſtammt,
In Höllendampf auflöſet und verflüchtigt.
— — — —
— — — —

Ihr wähnt, ich ſpotte? Nein, der übt nicht Spott,
Der gern die alte Tugend wecken möchte,
Und gerne friſch den alten Bund mit Gott,
Den alten, frommen Bund vom Rütli flöchte.
— — — —
— — — —

Noch haben wir eine kleine Schrift zu erwähnen, die auch nicht übel iſt. Auf das Jubelfeſt von Zürichs Eintritt in den Schweizerbund, das im Jahre 1851 gefeiert wurde, verfaßte er den „Tag zu Zürich“[1]), eine Novelle im alten Chronikſtyl, in der er in alterthümelnder Redeweiſe erzählt, wie es bei der Eidesleiſtung in Zürich Anno 1351 zugegangen ſei, wobei es aber an feinen und deutlichen Anſpielungen auf Perſonen und Zuſtände der Gegenwart, wie ſie dem damaligen, ſelbſt in die Parteiwirren hineingeriſſenen Beobachter erſchienen, nicht fehlt.

[1]) Der Tag ze Zürich am yngenden Meyen 1351. Drey Brieff des Jungher Hannes von Moos von Luzern an ſyne Frow Muotter u. ſ. w. Zürich, Meyer u. Hanſch. 1851. 92 S.

Die politische Färbung mancher von Reithard's Produkten war ein Hauptgrund, warum er nicht allgemein anerkannt wurde. Inzwischen waren die politischen Wirren glücklich vorübergegangen; der neue Bund kräftigte sich mehr und mehr, und obgleich Reithard mit der Entstehungsweise desselben nichts weniger als einverstanden war, so befreute er sich doch aufrichtig des wiedergekehrten Friedens. Die neuen Verhältnisse nöthigten ihn nicht mehr zu politischen Expektorationen; dagegen veröffentlichte er im Jahre 1851 eine ergreifende Dichtung „Die Todesnacht auf dem Wallenſee“[1]), die zum Schönsten gehört, was wir von ihm besitzen. Den Anlaß zu derselben gab die Nachricht von dem Untergange des Dampfschiffs „Delphin“ in stürmischer Nacht, am Gestade von Wesen. Er hatte sich Mühe gegeben, möglichst viele Nachrichten über die dort verunglückten Personen zu sammeln und verwandte dieselben nun mit Meisterschaft. Das Ganze ist ein hochpoetisches Nachtstück, von inniger Zartheit und wirksamer Kraft, stimmungsreich, tieffromm. Der Grundgedanke drückt sich in den folgenden Worten aus, die wir um so höher werthen, als er niemals aus der Frömmigkeit Profession gemacht:

. . . . O wie lenksam ist, wie weich
Das Menschenherz im Angesicht des Grabes!
Ein Jeder — Hoch und Niedrig, Arm und Reich —
Erzittert dann, und All' bedürfen gleich
Des Glaubenstrostes und des Hoffnungsstabes,
Und Keiner, Keiner ist sich selbst genug,
So bald der Tod an seine Thüre schlug.

Wir sehen das Schiff, wie es von Wesen abfährt. Es ist eine dunkle, stürmische Nacht, unheimlich für Passagiere und Matrosen. Wir hören, wie sie gestimmt und gesinnt sind. Eine hehe, geheimnißvolle Gestalt steht unter ihnen und redet mit ihnen — der Todesbote. Er kommt zum Steuermann, der, auf seine Kraft vertrauend, das Schiff durch Wind und Wellen hindurchbringen will.

[1]) Die Todesnacht auf dem Wallensee. Dichtung eines Ungenannten. Zürich. Meyer u. Hanisch 1851.

„Der Muth iſt ſchön, wenn er ſich nimmer trennt
„Vom kindlichen und reinen Gottvertrauen,
„Wenn er als lichte Himmelsflamme brennt,
„Hoch über allem Erdenelement,
„Hoch über allem Menſchenſtolz und Grauen;
„Wenn gläubig ſelbſt er jenen Kampf beſteht,
„In dem dies arme Leben untergeht!“

Der Mahner kommt zum Herzer, einem blutjungen Menſchen, dem eine treue Mutter und eine kranke Schweſter, die alle Hoffnung auf den Knaben ſetzen, entgegenharren:

„Stirb gern, mein Kind! Unendlich glücklich iſt,
„Wer früh hinüberzieht in's Land des Wahren.
„Es iſt ſo ſchwer, ein Chriſt zu ſein, ein Chriſt —
„Und jene Liebe, die vergibt, vergißt
„Und dient und duldet, ſtets zu offenbaren,
„Heil Jedem, der, eh' er den Kampf begann,
„Sich heim, in's Land der Unſchuld retten kann!“

Er redet mit den Matroſen, von denen die einen keck ſpottend, die andern angſtvoll zagend in die grauſe Welt hinausſchauen:

„Und über'm Schiffe brullen mehr und mehr
Grau'nvolle Stimmen nachtlicher Gewalten,
Und unter'm Schiffe ſchäumt ein toſend Meer,
Und weiß und weißer ſchäumt's von Weſten her,
Ein rieſig Sargtuch mit bewegten Falten,
Von allen Winden troff es — Runs um Runs —
Ave Maria, bitt', o bitt' für uns!“

Jetzt ſteigt der Todesbote herunter zu den Paſſagieren. Da iſt ein wüſter Zecher, welchen nur noch die Liebe zu jenem Knaben vor völligem Verderben zurückgehalten hat, dort ein Poſtmeiſter, deſſen eine liebende Gattin harrt, dort ein Jüngling, zuerſt ein Kind der Armuth und dann ein Sohn des Glücks, jetzt einem grauſen Tode entgegengehend, dem das Sterben unſäglich bitter vorkommen will. Hier, halb Knabe noch, das Kind reicher Eltern, der Gegenſtand ihrer Freude und Liebe, dort ein

Weib, das viel Schweres im Leben erfahren und nun eines noch schwereren Todes sterben soll. Mit dem Troste, welchen fester Glaube und barmherzige Liebe bieten, begleitet der Dichter sie Alle auf dem finstern Todesweg, sie milde zu frommer Ergebung mahnend:

Kein menschlich Auge hat die Noth geschaut,
Die letzte Noth der armen Todeskämpfer;
Ein grauer Nebel hielt den Ort umgraut,
Der Sturm verschlang jedweden Menschenlaut,
Der See verschlang den todgeweihten Dämpfer
Und auf den stillgestand'nen Herzen ruht
Seither mit Frieden die versöhnte Fluth.

Im Jahr 1853 kam nun endlich sein Hauptwerk heraus: die poetische Sammlung der „Geschichten und Sagen der Schweiz"[1]). Es ist eine Arbeit, die aus der regsten Liebe zum Vaterlande, einem für die Natur und Geschichte desselben begeisterten Sinn, einem in den Sitten und Bräuchen des Volkes heimischen Gemüthe hervorgegangen ist. Sie ist zugleich das Erzeugniß großer dichterischer Begabung, eines formenreichen und formgewandten Sprachtalents.

Traun, es liegt viel köstlich Erz
In den untergang'nen Schichten!
Traun, es liegt viel Geist und Herz
In der Alten Thun und Dichten!

Ein Volk mit einer großen Geschichte, sagt Joh. Falk, das sich derselben nur wie im Schlafe bewußt ist, das davon bloß Namen, Schlachten und Jahreszahlen im Kopf hat, ist kein Volk, sondern ein trockenes Gespenst und eine ausgetrocknete Mumie. Bücher wie die Reithard'schen „Geschichten und Sagen" wecken die meiste Vaterlandsliebe auf. Uns ist bei häufigem Lesen derselben vor die Seele getreten, was Claus Harms einmal sagt: „Man liest doch nichts lieber, als seines Volkes Geschichten.

[1]) Geschichten und Sagen aus der Schweiz. In Dichtungen von J. J. Reithard. Frankfurt. Lit. Anstalt (J. Rütten). 1853. XI. 562.

Sie ſtellen die alten Begebenheiten dar, als wäre man dabei, rufen die Geiſter der Entſchlafenen aus ihren Gräbern und lehren uns handeln als unter ihren Augen, in guten Dingen zur Ermunterung, in ſchlechten zur Beſchämung und zeitigen Rückkehr; ſie tröſten und geben Rath im gegenwärtigen Unglück, als mit welchem und noch größerem die früheren Geſchlechter ſchon kämpften, gleichwie ſie wirken zur Vorſicht und Mäßigung im Glück, auf daß ſich kein Unglück daraus erzeuge; Bedeut geben ſie manchem Platz, an welchem wir ſonſt ohne Gedanken vorbeigingen, und einigen Plätzen Heiligkeit; wie mit ſcharfen Stacheln reizen ſie das jetzt lebende Geſchlecht, ſich nicht von dem Ruhme der Väter überſtrahlen zu laſſen oder im umgekehrten Falle die geerbte Schande doch auszulöſchen durch beſſeres Thun; Säulen der Dankbarkeit ſind ſie, von den erkenntlichen Zeitgenoſſen errichtete, oder Schandpfähle, an denen die Schlechtigkeiten vieler Jahrhunderte ſtehen; Wecker aus dem Schlaf, Hebel in der Verſunkenheit, Spiegel einer ſchöneren Zukunft, Sonnenſtrahlen auf die Gemüther, ſo von der Selbſtſucht übereifet worden; Tirolerſtimmen vom Berge, daß ſich ſammeln, die es gut meinen im Thal, die da Recht und Gerechtigkeit, freie Sprache, Verſtand und Herz um Gold behaupten wollen im Lande". Das hat Reithard gefühlt, aus dieſer Geſinnung ſind ſeine Geſchichten und Sagen erwachſen, und dieſe Geſinnung erwecken ſie wieder in den Herzen der Leſer.

Das Buch iſt der hohen Bundesverſammlung gewidmet. Der Dichter deutet an, in welchem Sinne er es aufgenommen haben will.

Leit' Euch Gott! Der beſte Rath
Kommt, wie ſonſt, noch heut' von oben;
Jede wahrhaft große That
Muß den Quell der Größe loben.

Darum auch bezeichnet ſind
Unſre alten Siegesſtellen,
Gott zu Ehren, frommgeſinnt,
Alleſammt mit Dankkapellen.

Denn der Glaub' an Gottes Kraft,
Das Vertrau'n auf Gottes Segen
Half zur Eidsgenossenschaft
Einst den ersten Grundstein legen.

Dann erst wird die Schweiz gesund,
Wenn wir Sonst und Jetzt verweben,
Wenn wir unsern neuen Bund
Durch den Grütligeist beleben!

Mit einem hochpoetischen, schwungreichen „Vorspiel" fängt er seine Sagen an. Er sieht sich nach den Helden der Vorzeit um

„Wo sind die Ambühl, Winkelriede? Wo
„Die Bubenberge, Erlach, Gundeldingen?
„Wo sind vom Speicher, von Giornico
„Die biedern Herzen und die scharfen Klingen?
„Wo sind die Helden, die da, opferfroh
„Und arbeitswillig, nur für's Ganze rangen,
„Und in der Bürger heiligem Vertrau'n
„Den höchsten Lohn für jede Mühe schau'n?"

Vaterländisch, mannesstark und kampfesmuthig ist der ganze Ton, ja recht heimatlich muthen uns, einleitend schon, die Naturbilder an. Wie ist ihm tief in's Herz gewachsen dies schöne Schweizerland.

Das Vaterland mit seinen Spiegelsee'n,
Aus denen Firn und Alpe wiederstrahlen,
An deren Hängen greise Wälder weh'n
Und gold'ne Auen lieblich niederthalen;
An deren Ufern stolze Städte steh'n,
Die mit den Bergen in der Fluth sich malen,
Aus welcher — silbern hier, dort himmelblau —
Die Ströme wandern in der Ferne Grau

Ganz besonders sind es die wunderbaren Reize des Hochgebirges, die unser Dichter begeistert preist

Wo die blaue Enziane
Mit dem Bergvergißmeinnicht
Auf dem grauen Felſenzahne
Ein vertrautes Wörtlein ſpricht,
Wo aus dunklem Blättergrün,
Roth, gleich einem Flammenwalde,
An des Berges ſteiler Halde
Tauſend Alpenroſen glüh'n,
Klopft das Herz ſo frei, ſo kühn!

Immer wieder muß er zu den ſtolzen Bergeshöhen hinaufſehen mit den blanken Scheiteln, die da unentwegt in des Himmels Blau ſich verlieren.

Mit ihren Gipfeln wolkenlos
Im gold'nen Sonnenſchein,
Am Fuß vom grauen Dunſt unraucht,
Das Haupt in blaue Luft getaucht,
Geſchmückt vom Schnee, dem ewig hellen,
Aus dem die ew'gen Ströme quellen.

Aber er hat nicht bloß die Natur des Schweizerlandes erſchaut, ſondern auch den Charakter ſeiner Bewohner erkannt. Wie ausdrucks- und wie ſtimmungsvoll iſt in dieſer Beziehung das Gedicht „der alte Gemsjäger". Es iſt der Hauch der Berge, der einem aus dieſer dichteriſchen Schöpfung entgegenweht. Den alten Jäger drängt es in vorgerückter Jahreszeit noch einmal auf die ſchwindelnden Höhen.

Doch nicht, wie ſonſt, geſpannten Blicks,
Nimmt er des Gemsleins Acht,
Die Ahnung nahenden Geſchicks
Erfüllt ſein Herz mit Macht
Wohl lugt er her und lugt er hin,
Sein Aug' vom Anblick abzuzieh'n,
Aus dem mit wehmuthsvollem Bangen
Ihm neues Leben aufgegangen.

Todesmattigkeit ergreift ihn; er kehrt nicht mehr zu den Seinen zurück. Erſt im Frühling finden die Hirten ſeine Spur.

Da ſahen ſie in friſchem Grün,
Hart an des Weges Spur,
Gelehnt an einen Felſen ihn;
Es ſchien, als ſchlief er nur.
Die Büchſe, ſeines Lebens Luſt,
Sie ruhte treu an ſeiner Bruſt,
Und vom Gebet, das ihn geeinigt,
Hatt' er die Hände noch vereinigt.

Hoch über Rettſtall, wo die Wand
Des Wiggis ſteil ſich hebt,
An welcher, wie ein grünes Band,
Die Alp von Auern ſchwebt,
Dort wölbt ein Felſen ſchauerlich
Zunächſt am ſchmalen Stege ſich, —
Da iſt, von Engeln lind umfangen
Der Greis zum Herrgott heimgegangen

Wir kennen wenige Gedichte der neueen deutſchen Literatur, die ſo rührend wie dieſes ſind. Schalkhaft munter dagegen, aber auch recht ſchweizeriſch iſt das Gegenſtück dazu, „die beiden Gemsjäger", mit neckiſchem Schluß. Der Jager Bläſi hat die hurtige Gemſe verfolgt bis er nicht mehr vorwärts und rückwärts kann, am Rande des Abgrunds hat er furchtbare Stunden durchmachen müſſen, die ſein Haar in einer Nacht erbleichen machten, bis am Morgen ihn ſein Genoſſe findet und vom Tode befreit. Der Gerettete hatte in der Herzensangſt gelobt, der Jagd für immer zu entſagen und ſeinem Freund die Büchſe geſchenkt.

Doch wie ſie liegen, traulich koſen,
Fährt Bläſi haſtig auf: „Ein Thier
„Aetzt hinter jenen Alpenroſen —
„Ein fetter Gemsbock, ſag' ich dir!
„Er ſcheint ſich recht in Schuß zu ſtellen,
„Der Wind verheißt uns Waidmannsglück
„Hör' Hans, die Gemſe muß ich fällen,
„Gieb ſchnell die Büchſe mir zurück!"

Dieſer Art Gedichte finden ſich noch mehrere vor; ſo ſtellt z. B. „Die Entſtehung der Schweizerberge“ die bezügliche Sage vorzüglich dar.

Auf dieſe einleitenden Gedichte folgen nun die übrigen, nach den Kantonen vertheilt.

Die Meiſten derſelben ſchließen ſich beſtimmten Momenten der Schweizergeſchichte an. Die betreffenden Stücke werden durch den Cyklus „Rudolf von Habsburg“ eröffnet, der in der Weiſe von Anaſtaſius Grün's „letztem Ritter“ gehalten iſt. Die Fehde, die Rudolf von Habsburg, als der Zürcher Hauptmann, wider Leuthold von Regensberg führte, iſt an ſich ſchon voll romantiſcher Züge, und der Dichter weiß das, „ohne ſich ſtreng an Tauf- und Sterberegiſter, Miſſiv und Chronikdaten zu binden“, doch in der Hauptſache ſich an das geſchichtlich Gegebene haltend, zum wirkungsreichen Ausdruck zu bringen. In Rudolf ſieht er das Bild des wahren Adels, der in ſtolzer Fürſtlichkeit ſich aus der wilden Brandung des Fauſtrechts auszuſcheiden und zu erheben beginnt.

„Lernt, Fürſten dieſer Erde! — dann erſt ſeid ihr erlaucht —
„Daß der gerichtet werde, der ſeine Macht mißbraucht;
„Und hielt er noch ſo leiſe ſein Volk im Sklavenjoch,
„Und that er noch ſo weiſe: ſein Schickſal trifft ihn doch!“

„Glaubt, Völker dieſer Erde! — der Glaube macht euch frei —
„Daß eu're größte Fährde ſtets in euch ſelber ſei,
„So geht auch all' Gewinnen hervor aus euch allein
„Nur wer da frei von innen, wird's auch von außen ſein.“

An Rudolf von Habsburg reiht ſich das bedeutende Gedicht „Hans Waldmann“ an. In dem Leben dieſes Staatsmannes häuften ſich die größten Wechſelfälle. Groß in der Gefahr, größer im Unglück, nur bezwungen vom Rauſche des Glücks und der Macht mißleiteter Eigenſchaften, bot derſelbe das Bild einer lebensvollen Perſönlichkeit dar.

„Deine Macht war deine Sünde, Ungeduld dein größter Fehl,
„Kein dem Wollen, doch verwundend nimmer Bitte, ſtets Befehl;
„Drückteſt rauh des Volkes Schwären, doch den Balſam ſparteſt du;
„Deine Reiſer ſollten tragen, ſollten Bäume ſein im Nu!“

Nicht minder groß und würdig, ja eines der schönsten Stücke der Sammlung ist „Rudolf von Erlach". Derselbe, ein Bürger Bern's, war Kastellan im Grafenschlosse zu Nidau. Da beschließen die hohen Herren, die Adligen des Landes, den Untergang der stolzen Stadt. Wir hören den von Kyburg zorngewaltig sprechen:

„Soll mein Schloß zur Bude werden und zur Pflugschar dieses Schwert?
„Dieser Helm zum Gerstenviertel? Saumroß werden soll mein Pferd?
„Soll ich meine Buben lehren, statt mit Waffen umzugeh'n,
„Mit der Weiberkunkel fechten, Pfeifer wägen, Düten dreh'n?"

Aber auch die Bürger von Bern berathen des Vaterlandes Noth, und rüsten sich, im Vertrauen auf Gott und das gute Recht, zum Kampfe wider des Adels Uebermuth. Ein Feldherr erwuchs ihnen eben in jenem Erlach, den der von Nidau seines Vasallenvorteils entbunden hatte. Nun entbrennt der Kampf von Laupen. Wir hören, wie die Führer der Berner ermuntern zum muthigen Kampf:

„Nicht die Zahl gewinnt den Lorbeer! Führt euch Muth und Weisheit an,
„Und gehorcht ihr mit Vertrauen — leicht ist dann das Werk gethan!"
— — — — —
— — — — —

Habt ihr Kunde von dem Helden, der am Bromberg dann gesprochen:
„Hei, wo sind die schmucken Jungen, die daheim so muthig pochen,
„Stets voran bei Mahl und Tänzen, aufgeputzt durch Sträuß' und Bänder!
„Sind sie auch die Ersten, wo es Hiebe jetzt statt Liebespfänder?"

Habt ihr Kunde von dem Helden, der, als feig die Nachhut floh,
Rief mit wolkenloser Stirne: „Heut' sind wir des Sieges froh,
„Denn es wich die Spreu vom Waizen, nun wohlan mein wackrer Kern!
„Frisch hinein! es gilt die Ehre, gilt die Freiheit, gilt dein Bern!"

Bern siegt bei Laupen; der Sieger selber aber wird als Greis von dem eigenen Eidam, Jost von Rudenz, auf der Burg zu Reichenbach

ermordet. Auch dieses Sterben wird mit dichterischer Empfindung geschildert, und, besonders erschütternd, die Verfolgung des Mörders durch ein Rabenpaar, und sein Sturz in die Aare, die den Verruchten verschlingt.

Dann führt der Dichter uns weiter auf das Schlachtfeld von Nafels, wo Heldenmuth und Gottvertrauen den Feind bezwingt, oder wir begleiten ihn an die Ufer der Birs, wo Arnold Schuk noch im Todeskampf den Uebermuth des Münchensteiners züchtigt. Dort auf der Malterhalde stirbt Benedikt Fontana den Heldentod, und hier steht Uli Rotach, ein Mann kämpfend gegen zwölf, und als sie ihm die Hütte anzünden, da stürzt er sich in die Flammen, lieber in die Hand des Höchsten als in die des Feindes fallend. Dort stellt er uns die edle Gestalt Adrians von Bubenberg vor Augen, der, tapfer und edel, zuerst sich selbst und dann die Feinde bezwingt, und hier weist er uns nach der Richtstätte von Nänikon und läßt die Geister der gemordeten Zürcher aus dem Grabe ersteigen als Ankläger wider Ital Reding, der dem Brettenlandenberg das Wort gebrochen hat. Wir wollen aus der Menge dieser Gedichte nur eines ganz anführen, das uns um seiner ungekünstelten Einfachheit willen besonders gefällt.

Die Linde zu Freiburg.

Zu Freiburg auf dem Rathhausplatz
Steht eine Linde,
Leis rauscht ihr grüner Blätterschatz
Im kühlen Winde.
Die Linde, die da rauscht so leis,
War einst ein fast verwelktes Reis.

Von eines Kriegers Eisenhut
Nickt es verloren,
Und der es trug, er schlug sich gut
Vor Murten's Thoren,
Als der gewalt'ge Sieg geglückt,
Hat er damit den Helm geschmückt.

Und Freiburgs Venner sprach das Wort:
„Lauf heim und sage,
„Daß wir gesiegt, den Unsern dort
„Noch heut' am Tage!
„Je bälder du die Stadt erreicht,
„Je rascher dort die Angst entweicht!"

Und folgsam macht der Bote gleich
Sich auf die Beine;
Die Andern sammeln Schätze reich —
Er wünscht sich keine;
Der größte Schatz, den er gewann,
Ist, daß er Sieg verkünden kann.

Er läuft in Eil', er rennt in Hast,
Der biedre Knabe,
Gönnt keine Ruh' sich, keine Rast
Und keine Labe;
Der Waldbach schäumt, die Sonne sticht,
Fast bricht sein Herz — er achtet's nicht.

Und athemlos, mit letzter Kraft,
Hat er's errungen,
Ist durch den Kreis der Bürgerschaft
Hindurch gedrungen:
Auf selben Platz, wo rauschend heut'
Die alte Linde Schatten streut.

Dort steckt er ein den Speer mit Macht,
Sich d'ran zu ranken;
Sein Busen fliegt, sein Auge lacht —
Man sieht ihn wanken,
Doch faßt er sich und donnert: „S
Dann sank er zuckend hin und sch

Gebrochen war in stolzer Lust
Sein treues Herze;
Der Bürger angstentlad'ne Brust
Erlag dem Schmerze.

Das Siegesfest in Freiburg ward
Zu einer stillen Trauerfahrt.

Man nahm das welke Lindenschoß
Vom Hut des Knaben
Und hat, wo er sein Auge schloß,
Es eingegraben;
D'raus ward die Linde, die noch heut'
Auf selbem Platze Schatten streut.

Wie entspricht auch hier wieder Versbau und Composition dem Charakter der Sage!

Dies letzte Gedicht führt uns weiter zu den Schöpfungen Reithard's, die weniger geschichtlich bedeutsame Momente hervorheben als vielmehr allgemein menschliche Züge zur Anschauung bringen. Wir rechnen hieher „Walt' Gott", „das Geistergelaute" und Aehnliches Treffend ist da „der Untergang von Roll" behandelt, die vielerorts wiederkehrende Sage von bestrafter Hartherzigkeit und belohnter Gutthat, „Philemon und Baucis" im Schweizerlande.

Einzelne Gedichte Reithard's haben aber auch eine dunkle Färbung, er erspart einem in Beziehung auf realistische Ausführung nichts, so daß eine Kritik, die alles in ein sonniges, griechisches Schonheitselement hineingetaucht wissen möchte, sie grob findet; sie sind aber wirksam und erwecken die Ahnung einer ewigen Gerechtigkeit Ich denke an Gedichte wie „der Kindlimord" oder „der Schmied von Suraua".

Der Blasbalg gahrt, die Esse sprüht,
Das Eisen knistert rothgeglüht,
In schwerer Zange dreht's der Schmid
Und singt dabei ein böses Lied.

Ein böses Lied von Brand und Blut,
Der alte Schmied, er sang es gut,
Er sang es gut, trotz Müh' und Schweiß,
Aus vollem Hals, der wilde Greis.

Da kehrt der Geſelle, der lang in der Fremde geweſen, in's Haus des alten Meiſters zurück, er will ſich in derſelben Gemeinde nieder laſſen, aber der Meiſter, von Eiferſucht erfaßt, ſchmiedet das Eiſen, den Mordſtahl für die Bruſt des ahnungslos Schlummernden.

Und als es war, wie es geſollt,
Und als es war, wie er's gewollt,
Da lacht er grimm in ſich hinein:
„So wird es g'rad nach Wunſche ſein!"

„So wird es g'rad nach Wunſche ſein,
„Vom Widerpart mich zu befreien;
„Eh' noch die nachſte Stunde ſchied,
„Iſt in Surawa nur Ein Schmied!"

— — — — —
— — — — —

Ein weißer Dampf — ein geller Schrei —
Ein dumpf Geſtöhn — dann war's vorbei.

Aber er ſelber wird von der angezündeten Lohe erfaßt und ſtirbt eines böſen Todes in der Hütte des Mords. — Auch erſchütternd, aber meiſterhaft ausgearbeitet iſt das Gedicht „der Basler Thorwart und ſein Töchterlein". Jener hält trunken Wacht auf der Rheinbrücke, ſein Töchterlein ſetzt ſich in keckem Uebermuth auf das Brückengelander; der Vater möchte es zurückhalten, kann es aber, vom Rauſche gebunden, nicht thun; endlich fällt es hinab.

Der Vater gröhlt und ſtiert und zecht,
Erſt ſchaut er was und ſchaut's nicht recht;
Dann ſieht er Kleid und Haare flattern
Und hört die Brückenlehne knattern —
— — — — —
— — — — —

Schauerlich kontraſtirt mit der Seelenangſt des Vaters das uralte Spottbild der Basler, der Lällenkonig, der ruhig zuſieht und ſich Alles nicht anfechten läßt.

Während so die einen Gedichte einen furchtbar ernsten, fast schauerlichen Charakter haben, hat Reinhard auf der andern Seite auch wieder Freude am Komischen, und nicht zuletzt am Grotesk-Komischen. Er bewährt z. B. ein großes Geschick in Veranschaulichung von seltsamen Landesgespenstern, die schon die Volksphantasie seltsam genug ausgestattet hat. Da ziehen allerlei wunderjame, gespensterhafte Gestalten an uns vorüber, personificirte Naturkräfte, die böse Klungerm z. B., „Die um Sylvester her und hin Mit einer Birkenruthe zieht Und spähend durch die Fenster sieht . . . Hat eine Haut wie Pergament, Und Haar, das durch die Haube brennt“ . . . oder wieder: „der Elbst“, „Türst und Streggelen“, „die fliegende Viper von Bouvry“, „das Nachtpferd Zawubschawu“, „der Hackenmann“, „der Böllmann“, „das Ungeheuerlein am Plosselbschlunde“, „das Spielmännlein“, „die Nachtspinnerin“. In den „Landesgespenstern des Wallis“ zaubert er uns eine ganze Sammlung solcher Spukgestalten vor. Aber nicht bloß das Groteske, das Humoristische überhaupt steht unserem Dichter gut. Reinhard besaß von Haus aus eine Fülle des harmlosesten Humors, den er in allen Tonarten spielen läßt. Er hatte ein köstliches Auge für die komischen Momente des Lebens und wußte Solches mit behaglichster Gemüthlichkeit, mit sattigster Treuherzigkeit zum Ausdruck zu bringen. Ganz ohne satyrischen Beigeschmack, rein nur Erzeugniß heiterer Laune sind die Gedichte „der Eierhagel“, „der Geistertanz unter dem Galgen“, „die drei Kreuze auf dem Hurdnerfelde“. In dem letzten dieser Gedichte ziehen drei schweizerische Handwerksburschen im Böhmerlande umher, sie sehnen sich nach der Heimat:

Und gähnend wünscht der Schneider: „Ach!
„Säß' ich zu Haus und unter'm Dach
„Zu Rapperswyl am Zürichsee,
„Bei Geißenfleisch und Glarnerthee
„Und meiner Mutter!“

Der Schuster wischt die Augen stumm
Und wälzt sich ächzend um und um;

Wohl weiß er, wo der Schuh ihn drückt,
Warum er ächzt und rutscht und rückt —
„O Meisterstochter!“

Der Schlosser spricht: „Mein Reisgenoß,
„Der Schlüssel ist noch weit vom Schloß.
„Ach trüg' uns eine gute Fee
„Gen Hueben an den Zürichsee,
„Derweil wir schlafen!“

„Daß beim Erwachen das Gelände'
„Der theuren Heimat vor uns stand',
„Des Morgens Gluth am Firnenschnee,
„Die graue Burg, der blaue See,
„Die grünen Linden!“

Wahrend sie schlafen, geht der Wunsch der Drei in Erfüllung; sie werden in die Heimat versetzt.

Und über Feld und Wälder brauſt's,
Und über Berg' und Strähne sauſt's,
Und über Städt' und Länder fährt's,
Und allen Dreien pocht das Herz —
Zumal dem Schneider!

So finden sie sich wieder glücklich im Heimatlande und sehen.

Des Morgens Gluth am Firnenschnee,
Die graue Burg, den blauen See,
Die grünen Linden.

Im nawsten Tone ist die Legende „St. Notker“ gehalten, wo der Teufel in der Weise der mittelalterlichen Volkssagen spukt. Notker, einer der gelehrtesten und frömmsten Mönche St. Gallens, hat durch seinen Fleiß und seine Ernsthaftigkeit den Zorn des Teufels erregt, der ihn darum zu schrecken sucht. Es erscheint ihm derselbe in Gestalt eines wilden Rüden, aber — der Heilige wehrt sich — unverzagt

Er faßt' ihn ſchüttelnd bei den Ohren
Und rief: „Noch bin ich unverloren!“
Und ſchnuß ihn kräftig in den Ecken,
Nahm Kolumbans Hirtenſtecken,
Legt' vor die Thür' ein Kruzifix —
Und jetzt bekam der Teufel Wix,
Und zwar ſo unbarmherzig groben,
Daß Haar und Fetzen von ihm flogen
Der Teufel ſchrie, der Pater ſchlug,
Als würd' es nimmermehr genug.
Doch endlich riß der böſe Feind
Von ihm ſich heulend los und meint,
Sich ſtracks durch die Kapellenthüren
Hinaus, in's Freie zu ſalviren;
Allein das Kreuzlein an der Schwelle
Hielt ihn gebannt in der Kapelle.

Jetzt legt der Teufel ſich auf's Flehn:
„O laß' mich geh'n! O laß' mich geh'n!
„Leg' deinen Stecken weg, Rotkere,
„Ich will es nimmer thun, auf Ehre!“

Allein der Heil'ge war im Zug;
Er holzt' und holzte, ſchlug und ſchlug
Blut rann in reichlichem Geträufel,
Allwärts herunter ſchon vom Teufel,
Der immer jammervoller ſchrie,
Abwechſelnd Glut und Geifer ſpie,
Bis endlich, aufgeſchreckt vom Schlummer,
Der Meßmer kam, ein alter Brummer,
Und fragte; „Na, was gibt's denn hier?
„Herr, iſt der Teufel los bei dir?“

„Er iſt nicht los, doch wär' er's gern!“
Verſetzt der Heilige des Herrn,
Und laßt aufs Neu' den Hirtenſtecken
Ertanzen zu des Satans Schrecken;

Und schwingt das Holz mit solcher Macht,
Daß es entzwei, wie Zunder, kracht
Auf dem verdammten Buckelbein.
Dann erst ließ er das Schlagen sein.

Wir denken nicht, daß Jemand an dieser etwas burlesken Ausführung Anstoß nehmen wird, wie es allerdings dem Verfasser dieses Aufsatzes begegnet ist, dem einmal eine Frau, deren Mann er die „Geschichten und Sagen“ zum Lesen gegeben, dieselben zurückbrachte mit dem Bemerken, sie finde nicht für nöthig, daß ihr Mann dergleichen Zeug lese. — Auch die Legende „St. Theodul“ ist ein Meisterstück des Urnaiven; sie enthält eine Menge erbaulicher Situationen von großer komischer Kraft.

Damit schließen wir unsere Proben aus den Reithard'schen Dichtungen ab. Sie haben nur den Zweck gehabt, das Bild des Mannes in Erinnerung zu bringen, und den und jenen, der im Besitze der „Geschichten und Sagen“ ist, zu veranlassen, sich dieselben wieder anzusehen und sich an diesen ächt nationalen Gestalten zu erfreuen. Es ist ein stattlicher Band von 362 Seiten, und wir dürfen ohne Uebertreibung sagen, es ist kein einziges Gedicht in demselben, welches stört, das man gerne vermissen würde, das Nichts böte weder in Beziehung auf Inhalt, noch auf die Form.

Doch noch bleibt uns übrig, ein allgemeines Charakterbild des Mannes zu entwerfen, der uns diese schöne Gabe gespendet hat.

Keine deutsche Literaturgeschichte, mit Ausnahme derjenigen von H. Kurz, geht auf seine Dichtungen ein. Die von Nöpe herausgegebene umgearbeitete Barthel'sche, welche doch mit Vorliebe die Reithard gesinnungsverwandten Dichter behandelt, hat nicht einmal seinen Namen genannt. In dem großen, deutschen Balladenschatze von Ignaz Hub findet sich kein einziges Stück von ihm. Hätte nicht die schweizerische Volksbibliothek Einiges von ihm aufgenommen, das aber neben Unbedeutendem verloren geht, so würde kein schweizerisches Sammelwerk seiner gedenken. Noch neulich gab ein berufener Kenner unserer Literatur ein Lesebuch für die

höheren Schulen heraus, welches gerade das Nationale hervorheben wollte, und — Nichts von Reithard enthält. Wo sich die Kritik mit ihm beschäftigte, hat sie es in ziemlich hochmüthiger Weise gethan. Robert Weber schreibt ihm zwar in seiner schweizerischen Literaturgeschichte bedeutendes Talent zu, setzt aber hinzu, der Effekt seiner Dichtungen sei „ein sehr relativer". Der große Haufe möge sich an ihrer derben Weise und launigen Frische ergötzen. Vor dem bessern Geschmacke und der strengen Kunstkritik vermöchten sie nicht zu bestehen. Seine Gestalten seien Holzbilder, an denen man überall noch die während der Arbeit abfallenden Späne erblicke — Ein Lehrer des Deutschen an einer unserer höheren Schulen hat Reithard's Poesie vor einiger Zeit in einem unserer Blätter besprochen, zum Theil auch anerkennend, dann aber wieder sehr von Oben herab. Reithard habe mit dem schwäbischen Balladenmeister (Uhland) bloß die äußerlichen Merkmale gemein, die entschiedene Vorliebe für mittelalterlichen Sagenstoff und beweglichen Fleiß, es mangle ihm aber beinahe ganz an Uhland's wählerischem Feinsinn, an dessen gemüthstiefer Versenkung in die Wahl jedes Stoffes, an dem durchgeistigten, „perlklaren Formenguß." Wir müssen es für eine Ueberhebung ansehen, wenn derselbe Kritiker von einer „versificirten Sammlung" von Geschichten und Sagen redet, die stofflich sehr unterhaltend sei, aber nur wenig Gebilde von künstlerischer Gestaltung und dichterischem Anhauch enthalte, und schon in der Anordnung des Stoffes nach Kantonen das — poetische Gefühl vermissen lassen! Bei dem, der Reithard kennt und liebt, kann es nur Heiterkeit erregen, wenn der Totaleindruck, den er mache, arg prosaisch genannt wird, und wir hören müssen, „daß die vereinsamten Blüthen achter Balladenpoesie den Leser überraschen, wie einsame Rosen in steinichten Einöden anmuthen." Wir haben von solchen steinichten Einöden wenigstens in seinem Hauptwerke Nichts bemerkt. —

Bei der großen Menge der Arbeiten Reithard's versteht es sich von selbst, daß nicht Alles von klassischer Vollendung ist. Von dem in Zeitschriften Erschienenen geben wir auch Vieles preis, von den lyrischen Gedichten besonders; wir meinen aber, daß auch bei den deutschen Klassikern

nicht Alles den Charakter des Monumentalen trägt und sich Reithard's Gedichte mit denen Uhland's wenigstens vergleichen lassen, ja viele bedeutender als manche von Gustav Schwab und ähnlichen gefeierten Geistern sind. Jedenfalls muthen sie uns alle schweizerisch an, sind volksverständlich, kraftig empfunden, mannigfaltig, reich an sittlichem Gehalt und ganz gewandt in der Form, wenn auch etwa ein unschönes Wort oder eine Ueberladung mit Bildern oder unnöthiger Wortfülle stört, und wir müssen es einfach lächerlich heißen, wenn die Kritik sich ihm gegenüber mit Schulphrasen behilft, wie die, „daß der bloße Empiriker nie in das Heiligthum der Kunst eindringe."

Reithard war sich seines Dichterwerthes wohl bewußt und empfand es, wenn immer nur z. B. von Fröhlich geredet wurde, der sich wegen seiner mehr religiosen Haltung schneller ein bestimmtes Publikum erwarb. Es schmerzte ihn tief, daß er bei Lebzeiten nicht die verdiente Anerkennung empfing. Dennoch war er nicht eifersüchtig auf minderbegabte und mehrbegünstigte Kunstgenossen; neidlos ermunterte er jedes aufstrebende Talent, belobte, was Gutes in jugendlichen Versuchen zu Tage trat, und belehrte über das, was mangelhaft oder der Verbesserung fähig schien. Er ware berufen gewesen, eine schweizerische Literaturgeschichte zu schreiben; im Vorwort zu den Gedichten macht er einen kleinen Anlauf dazu. —

Noch sei erwähnt, daß Reithard neben seinen literarischen Interessen auch eine große Liebe zu der bildenden Kunst besaß. „Sein scharfes geistiges Auge," sagt sein Freund P. in einem Nachruf, der er ihm in der zürcherischen Künstlergesellschaft widmete, „und sein humaner Sinn wußte auch da in den unbedeutendsten und schülermäßigsten Werken das vorhandene Gute sicher herauszufinden. Er hatte sich mit den beschränktesten Mitteln und mit Beihülfe von befreundeten Künstlern eine kleine Kunstsammlung angelegt, die sein Trost und seine Augenweide war. Sein Schönheitssinn gab sich namentlich auch in den äußerst zierlichen Zügen seiner Handschrift und in der geschmackvollen Anordnung seiner schriftlichen Arbeiten kund." Auch schrieb er als Freund der Natur und Kunst den

Text zu dem vortrefflichen — gleichfalls nicht genug verbreiteten — Werke seines Freundes Ulrich „Bilder aus der Schweiz".

Was seinen Charakter anbelangt, so war Reithard ein nobler Mann. Der erwähnte Freund sagt darüber: „Die Menschenliebe, die er in seinen Gedichten so schön predigte, sie war ihm kein tönendes Erz, sondern er übte sie auch im praktischen Leben werkthätig aus; obgleich nicht mit zeitlichen Glücksgütern gesegnet, sondern oft mit Sorgen und Entbehrungen kämpfend, konnte er keinem Hülfesuchenden Etwas abschlagen, so lange er selbst noch einen Batzen in der Tasche hatte, und für seinen Freund oder einen Armen, der ihn um Etwas ansprach, scheute er nicht die unangenehmsten Gänge. Trotz einer ausgesprochenen Vorliebe für ächt aristokratisches Wesen hatte er für den Geringen, wie für den Hochgestellten, für den Armen, wie für den Reichen immer dieselbe Sprache aufrichtigsten Wohlwollens; in beiden sah er stets den gleichberechtigten Bruder, und wenn er auch mit gewaltigen Worten wider die kommunistischen Bestrebungen seiner Zeit geredet hat, so sah er es doch als eine heilige Pflicht des Begüterten an, den unglücklichen Mitmenschen nach Kräften beizustehen. War ihm persönliches Mißgeschick widerfahren, so wußte sein ächtfrommes, aller Sentimentalität fremdes Gemüth sich immer wieder zurechtzufinden, und im Umgang mit vertrauten Freunden entschädigte er sich für die Unbill der Welt. Im Verwandten- und Freundeskreise konnte er seine weiche, behagliche Natur so recht geltend machen, und der geistreiche und gemüthvolle Mann war darum stets ein willkommener Gast. Reithard hatte, neben eminenten Vorzügen, natürlich auch seine Schwächen; es mangelte ihm jene Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit im alltäglichen Verkehr, die aus einer geregelten Thätigkeit und einer bestimmten Eintheilung der Arbeits- und Erholungszeit hervorgeht. An letztere konnte er sich nie gewöhnen. Aber dafür war er eben ein Dichter, und lieb und freundlich war er allezeit, auch wenn sein Gemüth bedrückt war; und wenn seinen Freunden etwas Angenehmes begegnete, so konnte er sich darüber freuen, als ob es ihm selbst begegnet wäre."

Um auch Etwas von dem Aeußeren seiner Persönlichkeit zu sagen, so bemerken wir, daß Reithard in seinen Jünglingsjahren von hoher, schlanker Gestalt, edeln Gesichtszügen und feurigen Augen war; später zeigte er starke Anlage zur Korpulenz, ohne Zweifel eine Folge seiner ruhiger gewordenen Stimmung und Lebensweise. Zwischen den gewaltigen Schultern thronte ein zusartiges Haupt, umbuscht von einem dunkelbraunen, seidig-weichen, dichten Lockenhaar. Im Besitze seiner Familie befindet sich ein wohlgelungenes Portrait in Oel, gemalt von Frl. Fries. Das im Besitze der Künstlergesellschaft von Koller mit Kohle gezeichnete Bild ist ähnlich, aber etwas chargirt, und zeigt nicht den ihm gewöhnlich eigenen, freundlichen Ausdrück der Züge. Gar nicht übel ist die Lithographie, die von Irminger gezeichnet ist; sie trägt die für Reithard bezeichnende Unterschrift.

Immer wandelt die Geschichte
In verhängnißvollem Rund,
Daß der Enkel das verrichte,
Was der Vorfahr einst bestund,
Trau'n, es treten Grütli's Tage,
Es erscheint der Geist von Trums,
Eine sternchgewordne Sage,
Männer fordernd, einst vor uns.

Wir haben angedeutet, daß Reithard nach den Stürmen seines vielbewegten Lebens endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen war. Obgleich im Ganzen körperlich stark, hatte er sich frühe schon mit dem Gedanken des Todes getragen. „Wo bist du" hatte er gesungen.

Wo bist du, stilles Plätzchen, wo?
An welchem einst mein Lebenskahn
Nach langer, wechselvoller Bahn,
Geborgen liegt. Ich frage froh.
Wo bist du, stilles Plätzchen, wo?

Genesungsort, wo bist du, wo?
Der endlich dieses müde Herz,

Von Gram gedrängt, zerfleischt von Schmerz,
Mit Erde kühlt. Ich frage froh:
Genesungsort, wo bist du, wo?

Wo bist du, ernste Pforte, wo?
Durch die mein Wesen, leicht beschwungt,
Zum heil'gen Born des Lichtes dringt?
Der Leib zerstiebt, doch frag' ich froh
Wo bist du, ernste Pforte, wo?

Wo bist du, Garten Gottes, wo?
In dem die Freundschaft einst bethränt
Das Haupt an meine Urne lehnt,
Und mein gedenkt. Ich frage froh?
Wo bist du, Garten Gottes, wo?

Wo bist du, theures Plätzchen, wo?
Das sich den edlen Ruf gewann:
„Hier liegt ein tugendhafter Mann!"
O sei mein Grab! Dann frag' ich froh:
Wo bist du, theures Plätzchen, wo?

Die Stunde war gekommen, wo dies Dichterleben an seinem Ende angelangt war. Bevor er aber das stille Plätzchen erlangen sollte, mußte er noch recht in die Trübsal hinein. Im September 1857 überfiel ihn eine gefährliche Krankheit, ein Unterleibsleiden. Bald wieder scheinbar hergestellt, machte ein Rückfall seinen Zustand hoffnungslos. Er sprach von seinem nahen und gewissen Tod mit der Ruhe eines Helden und mit der Hoffnung des Ehristen. Es sollten ihm aber noch bittere Leidenstage bevorstehen: der Geist hatte Mühe, sich von dem starken und gewaltigen Körper loszuringen. Aber auch das ging vorüber. Am 9. Oktober erlag er seinem Schmerz, und als die letzte Stunde geschlagen und der Todesengel seine Stirn geküßt, da leuchtete diese auf in wunderbarer Klarheit, und vor dem innern Ohre des einen oder andern der ihn Umstehenden mag jene Strophe wiedergeklungen haben:

Und keine neue Woge kam,
Ihn weiter zu gefährden.
Ich ſah den Theuern wunderſam
Zum lichten Engel werden.
Mild lächelnd ſchaut von oben er,
Wie man ſein Schiff begrübe;
Und gleich dem Aar im Sonnenmeer
Schwamm er in Gottes Liebe.

Eine Sühne um Todtschlag im Jahre 1521.

Von Wilhelm Tobler-Meyer.

Seit geraumer Zeit damit beschäftigt, in seinen Mußestunden die Urkundensammlung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Nummer für Nummer einer genauen Durchsicht zu unterziehen, ist der Herausgeber auch auf das nachfolgende Aktenstück gestoßen, das ihm nach der Seite der zürcherischen Rechts- und Kulturgeschichte hin die Beachtung weiterer Kreise zu verdienen schien. Zwar beansprucht er keineswegs die Ehre, der erste Entdecker des interessanten Dokumentes zu sein, denn er erinnert sich dunkel, daß schon vor vielen Jahren der damalige Staatsarchivar, Herr Dr. Hotz, in einer Sitzung der antiquarischen Gesellschaft Mittheilung von dem Inhalt der in Rede stehenden Urkunde machte. Später hat Herr Professor G. Meyer v. Knonau im „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde" (1871, S. 277) deren Hauptinhalt auszugsweise veröffentlicht.

Trotzdem dürfte es am Platze sein, den Lesern des Taschenbuches das Aktenstück in seiner ganzen Ausdehnung, in seiner uns mit dem Hauche längst verschwundener Zeiten anwehenden Sprache und in engem Zusammenhange mit der Entwicklung des Strafrechtes in unseren Gauen überhaupt und dessen Stand zur Zeit, da die Urkunde abgefaßt ist, zu geben.

Uns Kindern der neuen Zeit, welche gewohnt sind, den allgewaltigen Staat tagtäglich in alle privaten Verhältnisse eingreifen zu sehen, zu schauen,

wie er den einen Bürger expropriirt, den andern unter Vormundschaft stellt, wie er die Gesammtheit seiner Bürger dazu anhält, ihre Kinder zur Schule zu schicken u. s. w., uns ist es so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, den Staat auch als Rächer und Strafer aller Uebertretungen bestehender Gesetze auftreten zu sehen und zwar sogar in denjenigen Fällen, wo neben ihm kein anderer Kläger erscheint, daß wir uns in jene Zeit kaum zurückzuversetzen vermögen, da die Staatsgewalt auch in Fällen schwerer Vergehen, wie Schädigungen an Leib und Leben, es den betheiligten Parteien überließ, sich mit einander abzufinden, oder, wenn eine Sühne nicht stattfinden wollte oder konnte, der geschädigten Partei, sich zu rächen. Dennoch, so fremd uns eine solche Zeit heute vorkommen mag, hat die Anschauung lange Zeit hindurch nicht bestanden, daß der Staat die Verpflichtung habe, den Vergehen und Verbrechen nachzuforschen und den Fehlbaren oder Verbrecher zu verfolgen und zu bestrafen[1]).

Im frühern Mittelalter hatten Verbrechen gegen Einzelne in erster Linie nur Privatverfolgung und ein Anrecht auf Buße zur Folge. Der Geschädigte oder Verletzte und seine Sippschaft waren berechtigt, die Schädigung oder Verletzung mit den Waffen an dem Uebelthäter zu rächen, oder, wenn sie dieß vorzogen, das im Volksrechte zum Voraus bestimmte Sühngeld zu fordern. Für jede Leibesverletzung, Verwundung oder Verstümmelung war eine bestimmte Buße zum Voraus festgestellt. In Fällen einfachen Todtschlages hatte der Todtschläger der Familie des Erschlagenen das für jeden Stand im Volke festgesetzte „Wergeld" zu entrichten, Todtschlag an einem Weibe verübt, wurde in unseren alemannischen Gauen mit Erlegung des doppelten Wergeldes gebüßt. Für Mord war den Hinterlassenen des Gemordeten das neunfache Wergeld zu erlegen. Auch Diebstahl, Raub und Brandstiftung waren einfach mit Bußen oder Sühngeldern belegt. War der Uebelthäter außer Stande, das Sühngeld zu entrichten, so trat die Rache wieder in ihr Recht ein.

[1]) Das Folgende nach Bluntschli, Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich I. Theil.

Allein schon unter Karl dem Großen kam die Ansicht zur Geltung, daß ein ausgedehntes Fehderecht und die Bändigung des rohen und streitsüchtigen Sinnes durch bloße Geldbußen und Privatverfolgung sich nicht recht mit der monarchischen Gewalt vertrage, und schon der genannte Herrscher untersagte deßhalb die Fehde und erklärte die Forderung der Sühne für den einzigen erlaubten Weg, eine Verletzung oder Schädigung zu ahnden. Allerdings dauerte es lange, bis die festgewurzelte Sitte gänzlich ausgerottet war und noch lange erhuben sich zahlreiche Privatfehden; allein der Grundsatz, daß die bloße Privatrache nicht mehr zu dulden sei, war einmal ausgesprochen und erlangte immer allgemeinere Geltung und Anwendung. Zur gleichen Zeit wurden bereits gemeine Verbrechen, namentlich Mord, Raub und Brand von der Staatsgewalt aus mit dem Tode bedroht, worüber der mit dem Blutbanne des Königs betraute Graf zu richten hatte. Auch auf andere Vergehen fing man an, Leibes- oder Freiheitsstrafen anzuwenden und der Bezug von Bußen zu Handen des Staates wurde ausgedehnt. Endlich wurde dem Grafen die Befugniß eingeräumt, den Verbrecher vorzuladen und so die sichere Mahnung im Interesse des Verletzten oder Geschädigten in einen Bann (Gebot) im öffentlichen Interesse zu verwandeln, welcher, wenn der Beklagte ausblieb, für ihn zuletzt die verderblichsten Folgen hatte.

Die Idee, daß es Pflicht des Staates sei, und in seinem Interesse liege, alle Vergehen, auch ohne Klage des Verletzten oder Geschädigten, von Amtswegen zu ahnden, hatte im Laufe der Jahrhunderte beständig an Geltung und Boden gewonnen, und am Zürichsee z. B. hatten die Waibel schon 1415 die Verpflichtung, alle Zerwürfnisse und Frevel zu „leiden". Zur Waldmannischen Zeit gab es bereits eigene Mitglieder des Rathes, denen es oblag, den Freveln nachzugehen und die Untersuchung einzuleiten und die deßhalb „Nachgänger" hießen. Mit Bußen, Gefängniß und der Todesstrafe in verschiedenen Formen tritt nunmehr der Staat als berufener Rächer jedweden Frevels auf. Auf dem Verbrechen des Todtschlages stand in der Zeit, aus welcher unsre Urkunde stammt, durchweg die Strafe der Enthauptung. Nur wo ganz besondere mildernde Um-

stände zu Gunsten des Uebelthäters sprechen mochten, begnügte sich der Rath etwa damit, eine schwere Geldbuße und Verbannung zu verhängen [1]). Wenn uns nun im Anfange des 16. Jahrhunderts noch ein Anklang an jene uralte Zeit vorkommt, wo auch bei schweren Vergehen die Hand des Staates nicht eingriff, sondern dem Uebelthäter es überließ, mit der geschädigten Partei eine Sühne zu suchen, so darf eine solche Erscheinung gewiß allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen.

Die Mittheilung einer Sühne um Todtschlag aus dem Jahr 1521, bei welcher die Staatsgewalt nur die bescheidene Rolle spielt, daß sie den Sühnversuch bewilligt und daß ihr Vertreter, der Landvogt, dem Vergleichsinstrumente durch Aufdruckung seines Siegels Rechtskraft verleiht, ist der Zweck dieser kleinen Arbeit.

Lassen wir nun die Urkunde (Nr. 955 der Sammlung der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft) in ihrer eindringlichen Sprache, aus der uns die

---

[1]) Staatsarchiv Zürich. Raths- und Richtbuch ab Anna 1520 ad Annum 1525. Gest V. 55.

pag. 5. Uli Wettich von Küßnacht, der an Herrn Heinrich Fluß von Kloten einen „schantlichen lasterlichen Todschlag" hat thun und begehen helfen, wird zur Enthauptung verurtheilt. Dienstag vor Hilarientag 1520.

pag. 6. Uli Leemann von Hambrechtikon, der im Zorn sein Eheweib ertränkt hatte, weil es ihm beim Holzen nicht gehorchen und helfen wollte, ebenso. Mittwoch an der Auffahrt Abend 1520.

pag. 37. Hans Meyer von Stetten hat an Hans Keller von Kaiserstuhl einen Todtschlag begangen. Er soll der Stadt 20 Mark Buße entrichten, ein Jahr von Stadt und Land verbannt sein und sich vor des Getödteten Freundschaft hüten. Mittwoch vor Andreas Abend 1520.

pag. 56. Caspar Heugnower, „der Schinderknecht ums den schantlichen, lasterlichen und mutwilligen todtschlag, den er als gast begangen an Marx Fischer, dem Schinder, Burger Zürich", zur Enthauptung verurtheilt. Mittwoch an St. Marx Abend 1521.

pag. 75. Ulrich Gyger, der Steinmetz, der Andresen, einen andern Steinmetz „schantlich und lasterlich In einß andern hydermanns Hus mit eignem Gwalt vom Leben zum Tod gepracht", ebenso. Mittwoch vor Thomas 1521. u. s. w. u. s. w.

Luft alter Zeiten und die Schauer einer lange verschollenen Blutthat anwehen, selbst reden:

„Ich Klein Hanns Keller von Fyssybach Rechter Houpt sächer vnnd Hannd lätter thunn kunnd aller menkliche mitt dissem brieff nach dem als sich den vor öttwas zitten ein vffrur entzwüschend mir an einem vnnd dem Hannsen Mergkly von schlinykonn erhaben hatt Inn derselben vffrur Ich gemelter Klein Hanns Keller denn Hannsen Mergkly von schlinykonn mitt miner eignen Hannd leider erschlagen vnd von sinem leben zu dem thod bracht hann Dem gott der allmächtig gnädig sin welle vnnd vmm söllichen myfshandel nach keisserlichen Rechten billichen Recht fergunng ergangen sin söllte aber vnnd dar das vnnssern gnedigen Heren von Zürich vnnd gemeinen ampllütten Inn der Herschafft Reggensperg müv vnnd arbeitt überhept ouch mir grosser kost erspartt würde vnnd Ich wider zu fryden vnnd Ruwen vnnd zu dem minen kumen möchte ouch dar vmm dass der armen sell öttwass nach bescheche so hann Ich mitt sampt miner früntschafft Inn der güttykeit ann vnnsser gnädigen Heren von Zürich ouch ann des gemelten Hannssen Margklys seligen kind ann sine brüder vnnd Ir früntschafft geworben vnss widervmm ann Recht güttyklich ze vereingnen das wir also mitt gutten willen an vnnssern gnädigen Heren von Zürich ouch ann denn gemelten Mergklyn vnnd Ir früntschafft erfunden hannd vnnd hannd also zu beden sitten biderb lütt herzu berüfft mitt namen die frumen ersamen vnnd wissen wie sy hienach geschriben stannd It schultheß schmid von keisseritull Hennsly Kambly von Zurich ully Kunntz vnndervogt vff Reggensperg lannghanns Meier von bachs vff vnnsser der gemelten kellern Theil It. Kunratt mag von oberglatt vnnder vogt Im Nüwen ampt vogt von erendingen genantt man Henssy schnider von Hüttykonn Heini Houpt von Nydersteimer vff der Mergklin theil disse obgeschribnen lütt hannd sich vff vnnsser ernstlich pytt vnnsser sachen beladen vnnd angenummen vnnd von allem Rechten zogen vnnd vnnss guttyklichen betragen vnnd vereintt dass wir gemelten thädingslütt von Iro ernstlich pitt wegen gethann hannd vnnd Innen vff denn hüttigen Tag tattum disses brieffs thag gesetzt vff Reggensperg vnnd da beder theil ann-

klag vnnd antwurt verhört vnnd jy darnach mitt vnſſerem fründtlichen ſpruch entſcheiden betragen vnnd vereintt dem iſt nun alſo wie hie nach folgett vnnd geſchriben ſtatt namlichen vnnd am erſten

ſo ſölle der Klein Hanſſ Keller dem Hanſſen Mergkly ſelligen ſin dryſtoſt (sic) ſürderlichen hann mitt dryſſig prieſtern vnnd mitt dryſſig mauen yettlicher fier Haller zum opffer witter ſo ſölle der Keller kouffen oder ſetzen ein mutt kernen Zürücher güttt derſelbig kernen ſoll gann vnnd diennen an ein Jar Zitt do man dem Hannſſen Märgkly ſelligen ſin Jarzitt begann ſoll witter ſo ſoll der gemelt Keller ein ſteinn krütz laſſen machen fier ſchu lanng vnnd zwenn ſchu breitt vnnd das ſelbig krütz ſetzen von dem end da der thodſchlag iſt beſchechen denn allernächſten (sic) an die lanndſtraſſ witter ſo ſölle der Keller des gemelten Hannſſen mergklys ſelligen kinden geben zweyhundertt pfund vnnd die Inn acht Jaren alle Jar zwenzig vnnd ſinnn pfund vnnd ſölle anfachen von yetz tattum diſſes briefſs ſannt Marus tag über ein Jar witter ſo ſölle der Keller denn Mergklinen abträgen wirtt vnnd ſcherer vnnd allen koſten vnnd ſchaden ſo vff Reggenſperg am lanndgricht dar vff ergannngen iſt witter ſo ſölle der Keller Inn kein Uertten gann da den Mergklinen einer oder mer Inn ſind ob aber der Keller forhin Inn einer Uertten iſt ſo möggend die Mergkly dar Inn gann alder nytt wederſs jy wellend witter ſo ſölle der klein Hanſſ Keller ſich Inn Wänninger kilchhory nütt ſetzen noch bliben anderſt denn darburch wendlenn ꝛc. vnnd vnnn die ſtugk alle wie jy hiejar geſchriben ſtannd ſo hannd Heinrich von bachs vnnd Abdem Weidmann von müllenſtu ſich laſſen verſchriben Inn Krafft diſſes briefſs als güttten vnnd bürgen wo der obgemelt klein Hannſſ Keller an denn obgemetten ſtugken einem oder mer ſümig wäre vnnd nytt dem nach geinge weß ſich die ſpruchlütt erkennttt hetteud das jy allwegen wellend vnnd ſöllend nachwärſchafft thun als digk das ze ſchulden kome vnnd die nothurnyt das erforderetty trütchen an argen iſt vnnd vnngefarlich ꝛc. Vnnd des zu warem veſtem vrkund ſo hannd wir zu beden partyen mütt hochem flyſſ vnnd eenſt erbätten denn frumen erſamen vnnd wiſſen meiſter Jakob Puren burger zu Zürich diſſer zitt Obervogt

Inn der Herschafft Reggensperg daß der sin eigen Innsigel von gemeinen spruchlütten ouch von vnnsser pitt wegen hatt offenlich gehenngkt an dissen brieff doch denn obgenannten vnnssern gnädigen Heren von Zürich an Iro Vogtye allen Iren Rechten ouch Im vnnd sinen erben an schaden der geben ist vff dunsttag näscht (sic) vor sannt Jörgen tag des Jares do man zallt von krystus vnnssers lieben Heren geburtt fünnffzähe Hundertt zwänntzig vnnd ein Jar."

An der Pergamenturkunde hängt das wohlerhaltene Siegel des Landvogtes Jakob Paur. Dasselbe zeigt in dem untern Felde des durch einen Sparren in drei Theile getheilten Schildes ein Kreuz und um den Schild die Umschrift „Jacob bur 1513".

Weniges nur zur Erläuterung der Urkunde. Eigenthümlich ist im Eingange des Dokumentes die Art und Weise, wie der Todtschlager erklärt, weßhalb in seinem Handel nicht dem Rechte sein gewöhnlicher Lauf gelassen, sondern ein gütlicher Vergleich angebahnt worden sei „um seinen gnädigen Herren von Zürich und gemeinen Amtleuten im Amte Regensberg Mühe und Arbeit, ihm selbst aber große Kosten zu ersparen" ꝛc. Wir geben wohl nicht fehl, wenn wir den wahren Grund darin suchen, daß eine wohlhabende und einflußreiche Verwandtschaft und Freundschaft des Uebelthäters bei den Landesherren alle Hebel angesetzt hat, um entgegen dem regelmäßigen Rechtsgange die Gestattung eines Sühnversuches zu erwirken.

Der „Dryßtost" (verschrieben für „Dryßigost", Dreißigste) bedeutet die kirchliche Gedächtnißfeier, welche noch heute in der katholischen Kirche zu Ehren eines Verstorbenen dreißig Tage nach dessen Tode abgehalten wird.

Die „Jarzit" (Jahrzeit) ist die Seelenmesse, welche zum Heile eines Verstorbenen alljährlich am Tage seines Hinscheides gelesen wird.

Daß der Todtschläger in keine „Uertten", d. h. in keine im offenen Wirthshaus befindliche Trinkgesellschaft gehen soll, in welcher sich Jemand von der Sippschaft des Erschlagenen befindet, und daß er in der Kirchgemeinde, wo der Letztere gewohnt hatte, sich niemals aufhalten, sondern

im Nothfalle nur den Bann derſelben ohne Raſt durchwandern ſoll, iſt eine ſehr wohlgemeinte Beſtimmung, um wo immer möglich den Groll der Merkliſchen Familie und Freundſchaft und das Gelüſten nach der vormals durch uraltes Recht und Tradition ſanktionirt geweſenen Blutrache nicht zu erwecken.

Daß in dieſer Urkunde, ausgeſtellt zwei Jahre nachdem Zwingli im Großmünſter zu predigen begonnen hatte, noch völlig die alten Kultusformen dominiren, darf nicht auffallen, da doch erſt in Folge der zweiten Diſputation von 1523 Veränderungen an der Meſſe vorgenommen wurden, und die Abſchaffung der letztern noch etwas ſpäter erfolgte.

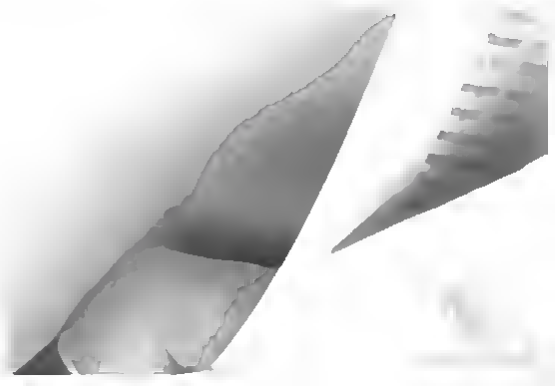
In das Stammbuch einer jüngern Freundin.

Von Martin Usteri[1]).

Lieb Töchterlein, vernimm mein Wort,
Wer weiß, bald zeuchst du von mir fort,
Zu walten fromm im eignen Haus —
Doch zeuchst du nit allein hinaus,
Ein gutes Englein folgt dir nach
Und zieht mit dir in dein Gemach,
Im weißen Kleid und Ringelhaar
Und himmelblauem Augenpaar,
Und ist um dich bei Tag und Nacht
Und bitt' zu Gott für dich und wacht,
Und keine Macht es von dir reißt
Das Englein „Mutterliebe" heißt
Denk' fein beim Auf- und Niedergehen,
Und laß' es immer vor dir stehen
Red' oft mit ihm und hab' es lieb,
Von deinem Herz ihm Kunde gieb;
Wenn du es recht in Ehren hast,
So leichtert es dir manche Last

[1]) Das nachfolgende — noch ungedruckte — Gedicht ward vor 60 Jahren von dem liebenswürdigen Dichter einer damals 19- und nunmehr 79jährigen Dame in ihr Stammbuch geschenkt, begleitet von einem ebenso anmuthigen kleinen Bilde. Für die freundliche Erlaubniß, dasselbe im Zürcher Taschenbuch zum Abdruck zu bringen, sei hiemit herzlich Dank gesagt.

Und bringt dir manche ſüße Gab',
Küßt dir wohl auch manch' Thränlein ab.
Doch warnt es mit dem Fingerlein,
Dann folg', o folg', lieb Töchterlein!
Es meint's ſo gut, — verſäumſt du das,
Wird deiner Mutter Wange naß.
Doch glänzt ſein Aug' in frommer Luſt,
So zieht in treue Mutterbruſt
Des Himmels Fried' und Wonne ein,
Vergiß das nie, lieb Töchterlein.



Der Glückshafen am großen Schießen im Jahre 1504 zu Zürich.

Von C. Keller-Escher.

Die alten zürcherischen Chroniken, besonders diejenige des Zeitgenossen Gerold Edlibach, erzählen uns gar viel von dem „großen ewigen Schießen", welches im Jahre 1504 zu Zürich abgehalten worden ist; mit gerechtem Stolze weisen sie auf die außerordentliche Liberalität der zürcherischen Regierung hin, welche diese den Schützen gegenüber an den Tag legte, auf die stattlichen Gaben, welche den glücklichen Gewinnern zu Theil wurden, und auf den herrlichen und schönen Verlauf des Festes, welches in aller Ordnung und Einigkeit zu Ende geführt wurde. Allenthalben habe man nur das eine Urtheil vernehmen können, daß noch Niemand ein freieres, schöneres und freudigeres Schießen gesehen, noch davon habe erzählen hören.

Den Zürchern prägte sich die Erinnerung an dieses Ereigniß um so dauernder und lebhafter ein, als es das letzte große Volksfest der alten Eidgenossenschaft geblieben ist. Die Sonderschießen der Reformirten und Katholiken, wie sie nach der Glaubenstrennung gefeiert wurden, lassen sich nicht damit vergleichen, ja selbst von den großen Schützenfesten des neunzehnten Jahrhunderts erreichen es wohl wenige an innerer Bedeutung und kulturhistorischem Interesse.

In neuerer Zeit wurde unsere Aufmerksamkeit mehrfach auf dieses Ereigniß gelenkt. Kirchenrath Salomon Vögelin knüpft seine ebenso lehrreiche als anmuthige „Wanderung durch das alte Zürich" an das große Schießen von 1504 an. Das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek vom

Jahre 1867 brachte die Beschreibung des Festes durch Edlibach sammt seinen Illustrationen (letztere in Facsimile), ferner den genauen Wortlaut des Einladungsschreibens, welches durch den Umstand noch besonderes Interesse gewinnt, daß es das erste bekannte zürcherische Erzeugniß der Buchdruckerkunst ist. Ein detaillirtes und durch lebendige Frische der Zeichnung besonders anziehendes Bild entwirft uns Sal. Vögelin in der eben im Erscheinen begriffenen Neuherausgabe des obenerwähnten Werkes seines Großvaters. Er weist dabei auf mehrere im zurcherischen Staatsarchive befindliche Quellen hin, welche das Material zu dieser kurzen Skizze geliefert haben.

Als die zürcherischen Räthe Anno 1503 den Beschluß faßten, im künftigen Jahre ein großes Freischießen zu veranstalten, wurden sie nicht nur von der Absicht geleitet, einem vielfach geäußerten Wunsche der einheimischen Schützen zu entsprechen und denselben Gelegenheit zur Uebung und Auszeichnung im Gebrauche ihrer Waffen zu bieten, sondern sie suchten durch das Fest noch einen höheren Zweck zu erreichen. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Süddeutschland und der Schweiz, welche durch den Schwabenkrieg von 1499 so empfindlich gestört worden, sollten wieder hergestellt und das gute Einvernehmen zwischen den beiden Nachbarn neu befestigt und gestärkt werden. Das Einladungsschreiben Zürichs ging daher weit über die Grenzen der Eidgenossenschaft hinaus. Außer den schwäbischen Städten erhielten es die Städte am Rhein bis in die Niederlande, so Antwerpen, Mastrich, Brügge in Flandern, Nimwegen und Gent, im Tyrol Innsbruck, Brixen, Meran und Trient, ja sogar nach Graz, Salzburg, Passau, Linz, Wien und Ofen wurde es versandt. Auch Fürsten und Herren wurden nicht vergessen; die noch vorhandene Liste nennt den „römischen König", die Herzoge von Württemberg und Bayern, die Markgrafen von Brandenburg und Niederbaden, den Pfalzgrafen bei Rhein und die Ritterschaft im Hegau.

Der Besuch des Festes war ein sehr bedeutender, wenn auch nicht so viele Schützen kamen, wie ursprünglich erwartet waren, so daß der Doppel die Schießpreise nicht zu decken vermochte. Der Krieg zwischen

Kaiser Maximilian und dem Pfalzgrafen Philipp zu Rhein war hauptsächlich daran Schuld, daß viele Städte nicht von Schützen entblößt werden durften. Immerhin war die Masse fremden Volkes, welches während der Festwochen nach Zürich pilgerte, eine sehr große

Das Schießen begann am 12 August und dauerte bis zum 16. September. Es zerfiel in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in das Armbrust- und das Büchsenschießen. Die ersten Preise betrugen je 110 Gulden. Welch' ansehnliche Summe diese Preise repräsentiren, erhellt natürlich nur aus dem verhältnißmäßig hohen Werthe, welchen das Geld zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts besaß. So kaufte man im Jahre 1504 den Eimer vorzüglichen Weines, „Schützenwein" genannt, um 10 Batzen, einen hübschen Ochsen um 10 Gulden; mit 20 Gulden langte man damals leicht weiter als heutzutage mit 5—600 Franken. Nebenbei bemerkt, war das Jahr 1504 überhaupt durch außerordentliche Fruchtbarkeit und Wohlfeilheit ausgezeichnet.

Seinen Glanzpunkt erreichte das Fest unzweifelhaft Mittwoch den 11. September an „Unser Herren Tag", d. h. an der Zürcher Kirchweih. Da kamen nach alter Sitte die Landleute in Schaaren in die Stadt, die vom See in zahlreichen Schiffen, welche beim Fraumünster von zwei Mitgliedern des Raths empfangen wurden. Ihre Untervögte an der Spitze, zogen sie dann in festlichem Zuge durch die Stadt, wohl geputzt und gut gerüstet, so daß die anwesenden Fremden ein großes Erstaunen darüber hatten.

Wie schon mit frühern derartigen Anläßen, war auch mit dem Freischießen von 1504 ein sogenannter Glückshafen verbunden, d. h. eine Art Lotterie, in welcher gegen eine geringe Einlage ziemlich ansehnliche Gaben gewonnen werden konnten. Mit diesem Glückshafen wurde dem großen Publikum, das sich beim Schießen nicht direkt betheiligte, besonders auch dem schönen Geschlechte, Gelegenheit zur Unterhaltung und Belustigung verschafft, doch geschah die Einrichtung der Lotterie in erster Linie aus finanziellen Rücksichten. Die Regierung hoffte nämlich aus der Einnahme, welche ihr in Form der Einlagen in den Glückshafen zukam, die

bedeutenden Unkosten des Festes ganz oder doch größtentheils decken zu können. Diese Berechnung ging wenigstens theilweise in Erfüllung, am Schlusse des Festes hatte der Glückshafen dem Rathe eine Netto-Einnahme von 461 Pfund 7 Schilling verschafft.

Gewinnste waren aus dem Glückshafen im Ganzen 28 zu holen im Betrage von 50 bis 1 Gulden. Doch mußten sich die glücklichen Gewinner einen kleinen Abzug gefallen lassen als Beitrag an die Kosten für Zeiger, Spielleute u. dgl. Für jede Einlage mußte 1 Eschkreutzer (8 Heller) bezahlt werden.

Um eine recht zahlreiche Betheiligung zu ermöglichen, war die Einrichtung getroffen, daß schon vom ersten März an Einlagen gemacht werden konnten, welche Gelegenheit denn auch von mehreren Tausend Personen benutzt wurde. Weitaus der größere Theil der Einlagen, deren Gesammtzahl auf 40—42,000 anstieg, wurde jedoch während der eigentlichen Festzeit, vom 12. August bis 13. September, gemacht.

Ueber die Einleger wurde ein Verzeichniß geführt, welches noch heute im zürcherischen Staatsarchive vorhanden ist. Es ist betitelt: „Dis ist das register Zum hafen und ward gemacht und angefangen uff mitwoch nach dem Sonntag **Invocavit, Anno dei MCCCCCIV**"; die ersten Einlagen datiren, wie bereits erwähnt, vom ersten März (Freitag vor **Reminiscere**). Durchblättern wir diese umfangreichen Aktenstücke, welche gegen 24,000 Namen enthalten, so gewinnen sie bald in mannigfacher Beziehung unser Interesse. In erster Linie bilden sie den Beweis, daß die Nachricht des Chronisten, daß aus der Maßen viel fremder Leute aus den Reichsstädten und „von allen landen har" gen Zürich gekommen seien, durchaus glaubwürdig ist. Sofort fällt auch in die Augen, daß das weibliche Geschlecht mit Vorliebe sein Glück versuchte, wie denn auch die Mehrzahl der Preise schließlich Gewinnerinnen zufiel.

Wir lernen durch das Register so zu sagen die ganze Stadt Zürich kennen, vom vornehmsten Herrn bis zur Dienstmagd herab, und es macht uns einen eigenthümlichen Eindruck, wenn wir hier eine Reihe von

Personen gleichsam lebend und handelnd vor uns sehen, deren Namen der Geschichte einer längst vergangenen Zeit angehören.

Von Geschlechtern, welche, durch politische Macht und Reichthum ausgezeichnet, damals an der Spitze Zürichs standen und familienweise an uns vorüberziehen, nennen wir die Schwend, die Röist, die Escher im Escherthurm und auf Alten Pfäffikon, die Göldli im Göldlithurm (jetzt Wellenberg) und in der Burg Rohr, die Meisen von Elgg, Schwarzmurer von Altikon, Thyg, Hosch von Opfikon, Meyer von Knonau, Keller vom Steinbock, Edlibach, Wyß, Holzhalb, Grebel, Wirz, Effinger, Schmid, Werdmüller, Burkhardt, Rüscheler und Rollenbutz. Gar mancher dieser Namen, damals in der Eidgenossenschaft vom allerbesten Klang, erinnert uns daran, daß die Geschlechter der Menschen vergehen wie die Blätter im Wind. Sie gehören der Geschichte an, und gerne gedenkt man noch nach Jahrhunderten der thatkräftigen und klugen Staatsmänner, der tapfern Krieger, die einst ihre Vaterstadt groß gemacht — Neben den Genannten finden wir eine Reihe von Männern, meist dem Handwerkerstande angehörend, welche zwanzig Jahre später, in der Reformationszeit, unter Zwingli's gewaltigem Einflusse das Ruder des Staatsschiffes zu ergreifen bestimmt sind, — wieder Andere, noch nicht lange zu Zürich seßhaft, wurden die Stammväter von Geschlechtern, die heute zu den ältesten der zürcherischen Bürgerschaft gezählt werden. So begegnet uns z. B der Müller Hans Usteri, der Gerber Hans Lavater, der Seidensticker Erhard Heidegger, Henrich Rahn, der Held von Dornach, der Rößlitwirth Bernhard Reinhart, die Apotheker Hans Schneeberger und Antoni Klauser, die Färber Kilian und Hermann Ott am Münsterhof und der Kilchherr Fäsler von Stäfa

Im Vorübergehen noch einiger Personen besonders zu gedenken, erwähne ich die Brüder Caspar und Rennwart Göldli, welche, um das Jahr 1504 im höchsten Ansehen stehend, durch die Reformation in die Verbannung getrieben werden, während der dritte Bruder, Georg, der unglückliche zürcherische Feldhauptmann bei Kappel, seine Tage zu Constanz beschließen muß. — An der Spitze seiner Grüninger stellt sich der da-

malige Landvogt Junker Jakob Grebel mit zahlreicher Familie ein. Einst ein Mann von größtem politischem Einflusse, endet er 1526 unter der Anklage Zwingli's als Pensioner auf dem Schaffot, wahrscheinlich unschuldig, für seinen Sohn Conrad büßend, der sich als Haupt der Wiedertäufer ein unseliges Andenken gestiftet. — Mancher junge Schütze mag seine Blicke nach der Jungfrau gewendet haben, die, strahlend in jugendlicher Frische und Schönheit, in Begleit einer Dienerin über den Schützenplatz ging; es war „Anni Reinhard zum Rößli", bald nachher die Gattin eines Junker Meyer von Knonau, später des Reformators Ulrich Zwingli Hausfrau — Rührend ist es, wenn Anna Kellerin, des Rathsherrn Junker Hans Keller Tochter, Klosterfrau am Oetenbach, später Zwingli's Gevatterin und Freundin seiner Familie, vier kleine Schwesterlein zum Glückshafen auf den Platz geleitet.

Aber nicht nur aus der Stadt Zürich selbst, auch aus ihrem Gebiete und der ganzen Eidgenossenschaft ziehen die Leute in Schaaren daher, um die Herrlichkeiten des großen Schießens zu sehen und am Glückshafen ihr Scherflein abzugeben. Von manchen Ortschaften des jetzigen Kantons Zürich ließe sich an Hand des „Registers" beinahe die ganze Bevölkerung konstatiren, so daß man glauben könnte, das Resultat einer Volkszählung vor sich zu haben. —

Auf den Burgen und Schlössern saß noch ein zahlreicher Adel, der, frohem Lebensgenusse von jeher geneigt, sich um so lieber in Zürich zum Feste einfand, als er meistentheils mit dieser Stadt durch Burgrechte verbunden war. Da kamen die Grafen von Sulz, Landgrafen im Klettgau, deren Erben, die Fürsten von Schwarzenberg, noch heute im Verzeichniß der Burgerschaft Zürichs figuriren; die Freien von Hohen-Geroldseck aus dem Elsaß, deren Tochter Küngolt als Stiftsdame am Fraumünster zu Zürich lebte; mit Eberhard v Reischach von Alten-Höwen, der später die letzte Aebtissin am Fraumünster, Catharina von Zimmern, heirathete und 1531 in der Schlacht bei Kappel sein Leben verlor, kamen seine Vettern, die von Fridingen auf Hohenkrähen. Ferner fanden sich mit ihren Familien ein die von Knörringen auf Sonnenberg, von Neuhausen

auf Steinegg, von Wellenberg zu Pfungen, die zum Thor auf Teufen, von Roggwyl zu Schwandegg, von Bonstetten auf Ufter, Blaarer von Wartensee zu Kempten, von Anwyl, Giel von Glattburg, Möttelt von Rappenstein, von Rynach, von Peyern, Segesser und von Hertenstein. Die von Hallwyl am Trostburg brachten ihren Schloßkaplan, die Hallwyl zu Hallwyl etwa 20 Personen von da und von Seengen mit sich nach Zürich. Besonders zahlreich und im Zürich- und Thurgau reich begütert waren damals die verschiedenen Zweige des Geschlechtes Landenberg, die von Hohen- und von Breitenlandenberg; nahezu 50 Personen dieses Namens stellten sich laut Register von ihren Edelsitzen zu Wetzikon, Liebenberg, Hegi, Frauenfeld ꝛc. zum Schießen in Zürich ein. Heute sind sie aus unsern Landen gänzlich verschwunden.

Hier schließt sich eine Persönlichkeit an, welche im damaligen Staatswesen eine wichtige Rolle spielte, Meister Peter (Pfyffer) der Nachrichter, ein unentbehrlicher vielbeschäftigter Mann, der an mehr als einem Tage in seinem großen, weiß und blauen Mantel durch den Platz spazierte. Sein Name war auf der Konstaffel, der adeligen Zunft, in die Zunfttafel eingeschrieben; doch durfte er bei Mahlzeiten nicht bei den Edeln sitzen, sondern mußte an einem besondern Tischchen hinter dem großen Ofen Platz nehmen. In dem Register zum Glückshafen sind auch Margaretha, Meister Peters Frau, und Hans Volmar, sein Knecht, genannt, aus dessen Nachkommen, die von den Kaisern Joseph I. und Ferdinand III. „ehrlich“ gesprochen wurden, der Stadt Zürich mehrere vorzügliche Aerzte hervorgegangen sind. —

Eben so zahlreich wie der Adel ist die Geistlichkeit vertreten. Wir sehen da Chorherren, Leutpriester und Kaplane vom Großmünster und Fraumünster, Barfüßer-, Prediger- und Augustinermönche, Chorherren von Embrach und vom Zürichberg, Konventherren von Wettingen, Muri, Münster und St. Blasien, Johanniterbrüder und Kommenthure von Bubikon, Wädenswil und Küßnacht, Deutschordensritter von der Mainau, Domherren von Konstanz und Basel, Stiftsdamen von Säckingen, Schännis und vom Fraumünster, Klosterfrauen von Töß, aus dem

Selnau und vom Oetenbach. Von Gnadenthal an der Reuß kommt die Aebtissin Margaretha Meverin in eigner Person an der Spitze von 16 Nonnen daher, auch die Frauenklöster Hermatschwyl und Frauenthal senden ihre Vertreterinnen, welche zu Zürich ihr Glück versuchen. Selbst züchtige Schwestern aus der Sammung in Brunngassen und schichterne Begnen vom Grimmenthurm wagen sich in das bunte Festgetümmel am Schützenplatz.

Selbstverständlich bleiben die zahlreichen Pfarrherren aus allen Ortschaften des Kantons Zürich und weit darüber hinaus nicht zu Hause. Sie ziehen meist an der Spitze ihrer Pfarrkinder auf, und wir werden lebhaft an die Sittenzustände vor der Reformation erinnert, wenn z. B. „her hanns ferenbach kilchmeister zu Bonstetten“ außer seiner Köchin Anna ganz ungenirt auch seine beiden Töchter Kathrinli und Annli und seine zwei Buben Jörg und Balthasser zum Feste mit sich bringt. Dieses eine Beispiel könnte leicht um weitere gleicher Art vermehrt werden. —

In Schaaren rückten die Eidgenossen von Städten und Ländern zu dem fröhlichen Schießen in Zürich ein, es ist anzunehmen, daß wenige die Gelegenheit, sich eine Gabe aus dem Glückshafen zu holen, unbenützt gelassen haben, und daß wir daher die Namen der großen Mehrzahl im „Register“ wiederfinden. Um von der Betheiligung einen Begriff zu geben, heben wir nun einige wenige Ortschaften heraus. Von Stein am Rhein kommen über 100, von Rorschach 32, von Ragatz 48 Personen, Münster im Aargau betheiligt sich mit 132, Lostorf mit 25, Thun mit 36, Sursee mit über 70 Personen, von welch' letztern gegen 20 den Geschlechtsnamen Hünaberg tragen. Von dem benachbarten Baden im Aargau finden sich im Verlaufe des Festes zwischen 400 und 500 Menschen in Zürich ein, und wir erfahren durch das Register die Namen sämmtlicher Wirthe des vielbesuchten Badeortes. Den Gasthof zum Engel besitzt der Unterwogt Bernhard Scherer, den „Ochsen“ Hans Steinhofer; die Frau Brunner schaltete damals im Bären, wie wir aus einer Stelle des Registers ersehen können, wo es heißt:

Digitized by Google

itta frygin und barbel ir kind
barbel brunner und itta frygin ir ammen
hans brunner der wirt zum beren in baden
anna brunnerin die wirtin zum beren in baden
jos brunner zum beren in baden
margreth brunnerin zum beren in baden
hanns brunner zum beren in baden
lucia brunnerin zum beren in baden
jakob hansen brunners des wirts zum beren knecht.

Gibt die angeführte Stelle dem Leser eine Idee von der Abfassung des Registers überhaupt, so machen wir noch besonders auf die Naivetät aufmerksam, wie zu allererst das jüngste der Kinder mit seiner Amme in das Verzeichniß eingetragen wird.

Unter den Eidgenossen begegnet uns gar mancher Name, der uns aus der Geschichte der Burgunderkriege, der Mailändischen Feldzüge oder der Reformationsjahre wohl bekannt ist. Sicher hat nicht Wenigen die Tagsatzung, welche während der zweiten Festwoche (am 20. August 1504) zu Zürich stattfand, Veranlassung gegeben, sich das „eerliche Schießen" noch etwas näher anzusehen. Es ist also, sagt Vögelin, ein alter Brauch, daß die Eidgenössischen Schützenfeste von der Bundesversammlung in **corpore** besucht werden.

Von Bernern erwähne ich den Venner Achshalm, den Rathsherrn Caspar Hetzel von Lindnach und den Ritter „conrat von Aergöw" Ein Beispiel aus den zahlreichen Bernerfamilien sei anzuführen gestattet.

Junker hans von erlach
appollonia junker hansen von erlach egmachel
ulrich von erlach
ephamya von erlach
appollonia von erlach die jung
antoni von erlach
hans von erlach
magdalen von erlach
} von Bern

elſi von rett urſel huber	des von erlach junkrowen	von Bern
heusli, hansen von erlach rittbub ulrich wegmüller ein rebmann		

Natürlich fehlen die Bubenberg, Scharnachthal, Nägeli, der Stadtſchreiber Schaller, die Müllinen, von Schwanden, Wattenwil, Dießbach, von Werdt und Bonſtetten nicht. Ein „petter von gryers", Venner Achsbalm's Knecht, iſt wohl der Stammvater der jetzt in Bern blühenden „von Greyerz". Auffallend iſt die große Zahl von Steinmetzen und Bildhauern, welche unter den Bernern erwähnt wird, ein Hinweis auf den damals eifrigſt betriebenen Münſterbau.

Luzern ſendet ſeine Pfyffer, Holdermeyer, zur Gilgen und an der Halden. Auch „her diebolt ſchilling", der Chronikſchreiber, findet ſich ein.

Eine ſtramme Mannſchaft marſchirt von Uri auf. Dem Schützenhauptmann Heim Jauch folgen die Arnold, Muchenheim, Zgraggen, Müller und Huber.

Von Blickenſtorf bei Zug findet ſich eine zehn Köpfe ſtarke Familie. Waldmann zum Feſte ein; ein „Hans" ſteht als der Erſte voran.

Um nicht zu weitläufig zu werden, erwähnen wir nur noch von St. Gallen die Junker Schyttli (Schertlin), Zollikofer, Kunz, Graf, Althea, Studer und Merz, und von Glarnern die Tſchudi, Stucki, Schindler, Luchſinger, Zopfi, Frowweler (Frenler) und Becker.

Auffallen muß es, daß unter den 4—500 Baslern, deren Namen das Regiſter enthält, ſehr wenige Geſchlechter vorkommen, die noch heutzutage daſelbſt bekannt ſind; eine Ausnahme machen etwa die Valkner, Iſelin und Sigmund. Bemerkenswerth ſind die vielen Buchdrucker, Meiſter und Geſellen, welche im Regiſter genannt werden und auf eine hohe Blüthe des Gewerbes ſchließen laſſen. Es finden ſich darunter einige Stächelin und Birmann.

Iſt die Theilnahme an dem Feſt aus dem ganzen Schweizerlande eine ſehr bedeutende, ſo belehrt uns „das Regiſter zum Glückshafen", daß das Einladungsſchreiben auch jenſeits der Grenzen der Eidgenoſſen-

schaft seine Wirkung nicht verfehlt hat. Wenn wir in Betracht ziehen, wie mangelhaft damals die Verkehrsmittel waren, wie das Reisen ein beschwerliches, oft geradezu ein gefahrliches Unternehmen war, so müssen wir wirklich staunen, daß so viele Menschen sich haben dazu entschließen können, den weiten Weg nach Zürich zu wagen. Die Hauptkontingente lieferten die vier großen Reichsstädte Nürnberg, Augsburg, Ulm und Straßburg. Von Nürnbergern sind die Tuchee, Pücher und Krafft, von Augsburgern die Langenmantel, Rem, Wirsung, Welser, Rad und Sytz erwähnenswerth. Eine eigenthümliche Erscheinung bilden eine Anzahl Personen „vs dem platterhus zu Augsburg", von welchen Marx Rigel die 18. Gabe aus dem Glückshafen im Betrage von 8 Gulden gewann.

Einige Zahlen mögen noch die Frequenz des großen Schießens beleuchten. Von Rottweil, den Eidgenossen längst enge befreundet und später zugewandter Ort, fanden sich zirka 110 Personen zum Feste ein, darunter der Burgermeister Heinrich Fryburger mit Familie, welchen diplomatische Geschäfte zu Tagsatzung geführt hatten. Von den unternehmenden und reisegewohnten Ravensburgern zählen wir 180, von Weingarten bei Ravensburg 22 Theilnehmer; von Kempten im Allgäu 61, von Kaufbeuren 41, von Wangen 120, von Markdorf 86, Waldsee 73, Riedlingen an der „thonow" 52, Hall im Inuthal 28, Schwaz im Tyrol 76 Personen.

Von vielen andern Orten, namentlich in Schwaben, kamen sie dutzendweise; wir nennen z. B. noch Ysny, Calw, Mengen, Schwäbisch Gmünd, Metzingen im Urachthal, Pfullendorf, Buchhorn, Rotenburg am Nekar u. s. w. Aber auch aus entlegenern Orten fanden sich Schieß- und Spiellustige in Zürich ein; wir begegnen im Register Leuten aus Worms, Frankfurt, Mainz, Coblenz und Cöln. Wohl den beschwerlichsten Weg hatten die von „enet dem Bernhartsberg" und den weitesten der Bücherverkäufer Jordan von Venedig zurückgelegt, bei Letzterem mag überdieß « utile cum dulci » mit dem Besuche des Freischießens eine Geschäftsreise verbunden gewesen sein.

Das „Register zum Glückshafen“ bietet uns noch in anderer Beziehung allerlei Interessantes dar.

Abgesehen davon, daß jeder einzelne Einleger seinen Namen in beliebiger Zahl, so oft er den Einsatz bezahlte, aufschreiben lassen konnte (von welchem Rechte z. B. der reiche Jakob Wirz 61 Mal Gebrauch macht und schließlich doch nichts gewinnt), war es auch erlaubt und Gewohnheit, auf allerlei Gegenstände zu setzen. Das Einlegen auf Körpertheile kommt öfters vor, so setzt Junker Wolf von Bonstetten zuerst für sich, dann auf seinen rechten und linken Arm, rechten und linken Schenkel. Sehr häufig ist das Setzen auf Hausthiere aller Art; Antoni Schenk von Landegg, wohnhaft zu Zürich „auf dem Bach“ (d. h. in dem ehemaligen Bilgerithurme neben der jetzigen „Schuhmachern“, welchen er von seiner Gattin Elisab Escher vom Luchs geerbt hatte), setzte zuerst für sich selbst, dann für seinen Vogelhund genannt „guli“, für seine zwei „jaghünde“ Stern und Kron, für sein Roß „brünli“, Esel und Kuh, endlich für seine zwei Töchter Küngolt und Agnes und seine Söhne Jakob und Hs. Albrecht. Eberhard von Reinschach setzte u. a. auf seine Hunde „trag und byß“, seine Katze, genannt „schellennänni“, seine Pferde „valk und bleß“. Der Sport liebende junge Hans Meyer von Knonau spielte auf seinen „schymmel und brunen“. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir eine Anzahl Hundenamen aus dem Beginne des XVI. Jahrhunderts, sie heißen „fortuna, scholli, wehr dich, fluck, wollenbar, wiena, as du, fuchli, faß“ u. s. f. Weiter kommen von Thieren vor: Fasan, Nachtgall, Sperber, Habicht, Distelvogel, Drossel, Kautz, „der güggel mit dem hüpschen busch vf dem kopf“, Eichhorn, Hengst, Zelter, Eber, Füchsli ꝛc.

Von andern, zum Theil komischen Gegenständen, auf welche in den Glückshafen gelegt wurde, erwähnen wir: Die Orgel zu den Augustinern, die größte Pfeife in dieser Orgel, die „plätzpelg“ (Blasbälge) in der Orgel zu Predigern, die Fahnen zum Sakrament zum Münster, der größte Hammer in der Münz zu Zürich, das größte Faß, das zu Töß im Keller ist. Der Büchsenmeister Ottmar von Basel setzt auf seine Geschütze mit Namen „löw, rüd, strutz, widder, track und hündlin“. Ein anonymer

M. R. läßt schreiben „glück vf erd, daß mir was vs dem hafen werd", ferner „ich sag es werd mir nüt". Hauptmann Hans Ziegler von Zürich, genannt Pfäffli, ein bekannter Reisläufer, legt ein für „alle guten gsellen" und „für syne allerliebste buolen". Mehrfach wurde auf die „hüpsch junkfrow zum kindli Zürich" gesetzt, eine reizende Kellnerin in dem damals allbekannten Wirthshause.

Frau „Lorathe röstin geborne göldli", deren Gatte, der spätere Burgermeister Marx Röist, als Präsident des Finanzkomite eine hervorragende Rolle bei dem Feste spielte, setzte unter Anderm auf ihren Lehmann Hans Thomann und dessen Knaben, ihren „Götti", auf ihre beiden „gspilen", zwei Jungfern Zollikofer von St. Gallen, ferner auf ihren „sydin jeckel, grünen rock — gäle schuhen, berlinkrantz" u. a. m. Der reiche Junker Jakob Mötteli legte ein für sein „zwergli"; eine Frau Schwendin auf „den prophet der die stunden melt in des ammeisteters hus Zürich", wohl ein mit der Uhr verbundener Automat, gewiß eine Rarität vor 380 Jahren! Ein Berner setzte sogar auf sein noch ungebornes Kind.

Viele andere Loose hatten einen wohlthätigen Zweck oder eine fromme kirchliche Spende im Auge. Für die „dry ellendisten seelen im jegfür" sollte gewiß eine Messe gelesen werden, ebenso für alle gläubigen Seelen im Beinhaus zum Großmünster. Als der bereits erwähnte Landvogt zu Grüningen, Junker Jakob Grebel, „die ongemalet tafelen in der kilchen gosow" zwanzig Mal in das Register einschreiben ließ, beabsichtigte er wohl aus dem Gewinnste ein noch fehlendes Altarbild in der Kirche zu Goßau erstellen zu lassen. Hieher zu rechnen ist es auch, wenn Bernh. Müller, der Großvater des Burgermeisters Jorg Muller, der selbst als kleiner Knabe anwesend ist, nicht nur für sich und seine zahlreichen Nachkommen in den Glückshafen legt, sondern auch noch „allen sondersiechen" und „allen armen blattrigen lüten".

Als auffallende oder bemerkenswerthe Einsätze sind ferner zu erwähnen „der zytrichter zu St. Peter" — „Jörg widerkehr von Zürich mit der burdi uf em ruggen" — „bleiw hasengögler mit den 6 zechen am linggen fuß von fußen" — „nuchel sturm von schwatz gat vf allen vieren"

(wahrscheinlich ein armer Krüppel, wie sie sich auch heute noch zu solchen Anlässen zusammenfinden) „Ich bedörft sin wol", lässt Einer schreiben, „kumm glück mit fröud" ein Anderer. Jörg Melle von Buchen associrt sich mit allen armen Bettlern; ein andermal lautet sein Wahlspruch: „Jörg melle, wettist als vil gelt als der belle!" oder „Jörg melle von puchen, wird mir ein asenthür will ich sie vf dem platz suchen Zürich".

Daß am großen Schießen von 1504, wie an den Schützenfesten unserer Zeit, die „Feststimmung" hie und da etwas allzuhoch ging, das zeigt uns „die trunken rott von wil vs dem Thurgöw". Daß ein solcher Fall vorkommen konnte, ist kaum zu verwundern, wenn man bedenkt, daß die freigebige Zürcher Regierung während des ganzen Festes die Schützen auf dem Platze vollständig frei hielt und ihnen „wins zu trinken fast gnug" gratis verabreichte.

Ueberhaupt wird man hie und da daran erinnert, daß das Fest in einer Zeit stattfand, als Zürich auch in den Sitten noch nicht reformirt war. Es tritt dies gerade bei den Einsätzen der Geistlichen zu Tage. Herr Rudolf Röschli, Leutpriester am St. Peter, „leidt vm für ein gantzi gmeini eignoschaft". Herr Hans Scherer, Kaplan am Großmünster, lässt auf sein Loos und ins Register schreiben: „was hand ir hie ze gaffen, hand ir daheim nütz ze schaffen?" Herr Antoni Walder endlich, Chorherr am Großmünster, setzt ein „für alle h. . . und buben". Der Letztere ist merkwürdigerweise identisch mit dem Chorherrn Walder, Kantor der Probstei, welcher sich bei Zwingli's Berufung nach Zürich verdient machte, ein eifriger Anhänger der Reformation wurde und sein Leben auf dem Schlachtfelde von Kappel einbüßte.

Endlich erübrigt uns noch, auf einen sehr häufig geübten Brauch beim Einlegen in den Glückshafen aufmerksam zu machen, welcher ebenfalls für die Zeit, in welcher das Fest stattfand, charakteristisch und bezeichnend ist — nämlich das Spielen auf Heilige. Entweder wurde geradezu auf die Namen von Heiligen, auch auf bekannte Bilder von solchen gesetzt, oder aber man verband sich mit denselben als „Gemeindern", um das Glück zu fesseln. Um von den zahlreichen Beispielen einige an-

Digitized by Google

zuführen, nennen wir St Felix und Regula, die heiligen drei Könige, der Hummelsfürst St. Jakob, Judith und Holofernes, die heiligen XIII Nothhelfer zum Großen Münster Zürich an einer Tafelen, St. Anthony zu Regensperg, St Christoffel, St. Anna in der Krufft zum Groß Münster, St Vincenz und St. Thomas, St. Catharina, St Niklaus, St. Gilg, Unsre Frow in der Gruft zum Großmünster, U. l. Fr. zu Trichtenhausen, U l. Fr. in der Kindbett an der Spannweid Zürich, U. l Fr. auf dem Venhaus zu Uster, U l. Fr zu Emsiedeln, U Frow zu Meiland, U Frow von „garlelup", U Fr. von „monserati" ꝛc. ꝛc. Hans Suter im Moorschwand am Horgerberg setzt „in der Ehr St. Jakobs, in der Ehr St. Jörgen Stud an der Egg" und für „St Niklausen Helgenhüsli ob der Egg am Horgerberg" Am umfichtigsten erwies sich der Schultheiß Hans von Sal von Winterthur. Er setzte 10 Mal für sich selbst, 10 Mal für seine „husfrow", Clara von Ast, und je 10 Mal für seine vier Söhne Hans Hug, Lorenz, Jakob und Christoffel Ferner nahm er Gemeinschaftslooße mit St. Lorenz, St. Alban und St Pankraz, den Patronen von Winterthur, mit U. l Frau zu Velten, St Johannes und St. Bartholomäus und St. Jakobus, den heiligen Zwölfboten, St. Veronika, St Rochus, Christoffel, Sebastian, Ottilia und mit allen gläubigen Seelen. Dem guten Manne war trotzdem das Glück nicht hold, denn das Verzeichniß der Gewinner nennt seinen Namen nicht Er erfuhr später ein bemitleidenswerthes Schicksal, indem seine Söhne so übel wirthschafteten, daß der einst reiche und angesehene Schultheiß, der ehemalige Besitzer der Schlösser Gyrsberg und Schlatt, gänzlich verarmte und aus Mitleid in den Spital zu Winterthur aufgenommen wurde, wo er 1529 starb

Das Ausschreiben des Freischießens bestimmte, daß „vff des heiligen krütz abent zu herbst" (den 13 September) der Hafen geschlossen und die Ziehung, „das usnemen der zedlen", wo möglich Montag darnach (den 16 September) stattfinden solle Einem jeden Gewinner soll, was ihm das Loos gibt, ohne Schaden auf seine Kosten zugeschickt werden. Der Modus der Ziehung war folgender: Die Namen der Einleger wurden

nicht nur in das Register eingetragen, sondern auch noch jeder einzeln auf einen besondern Zeddel geschrieben; diese Zeddel wurden in einen großen Hafen gelegt. In einen zweiten Hafen gab man eben so viele leere Zeddel, nahm dann von den letzteren 28 (so viele als Gaben waren) heraus und notirte auf ihnen die „abentüren“ (Preise). Dann mischte man dieselben „in gegenwurtigkeit alles volks“ wieder unter die unbeschriebenen Zeddel, setzte zwischen die beiden Hafen einen jungen, unargwöhnischen Knaben, und dieser zog dann die Loose, indem er gleichzeitig mit beiden Händen in die zwei Hafen griff und je einen Zeddel herausnahm. Der Namenzeddel wurde verlesen; stand dann auf dem zweiten Zeddel ein Preis verzeichnet, so gewann ihn die betreffende Person, war er aber leer, so ward auch dem Einleger Nichts zu Theil. Wer zuerst aus dem Hafen kam, gewann einen Gulden, ebenso der Allerletzte.

Gerold Edlibach gibt in seiner Chronik ein charakteristisches Bild des Aktes der Ziehung; es ist dasselbe, wie Eingangs erwähnt, dem Neujahrsblatte der Stadtbibliothek von 1867 in Facsimile beigegeben. Man erblickt hier eine hohe, kreisrunde Bühne, um welche sich eine große Volksmenge, Männer und Weiber, drängt. Auf der Bühne übt im Vordergrunde der Knabe eben seine Thätigkeit aus, überwacht von würdigen Rathsherren, die in stattlichen Pelzröcken oder eleganten Mänteln hinter ihm stehen. Auf einem noch höhern Gerüste lassen die in den Stadtfarben gekleideten Trompeter ihre Fanfaren erschallen, wozu ihnen der bei den Rathsherren stehende Stadtwaibel das Zeichen gibt. Von der Brüstung des Platzes wehen zahlreiche Wimpel, während auf der Höhe der Bühne das Stadtpanner wallt, das von Hans Leu eigens zu diesem Zwecke gemalt worden war.

Edlibach nennt uns auch die glücklichen Gewinner. Das große Loos mit 50 Gulden gewann Niklaus Wisgerwer von Zürich, die zweite Gabe im Betrage von 45 Gulden erhielten „Gemeine Büchsenschützen von Basel“. Die meisten Gewinnste fielen auf Zürich und Leute aus dem Kanton, während sowohl bei dem Armbrust als Büchsenschießen die

Schweizer von den Reichsstädtern und Tyrolern überflügelt worden waren. —

Der äußerst gelungene Verlauf des ganzen Festes weckte bei den Theilnehmern den Wunsch nach öfterer Veranstaltung solcher Freischießen, aber die Tagsatzungen waren diesem Begehren nicht günstig gesinnt. Man fürchtete den Zusammentritt von zahlreichen bewaffneten Volksversammlungen, welche in den aufgeregten Zeiten der ersten Dezennien des XVI. Jahrhunderts leicht zu Freischaarenzügen oder andern gefährlichen Unternehmungen hätten Veranlassung geben können. So war es denn unserer Zeit vorbehalten, die Eidgenössischen Schützenfeste wieder aufleben zu lassen. Der „Glückshafen" aber wird wohl für alle Zeiten eine Eigenthümlichkeit längst vergangener Jahrhunderte sein und bleiben.

Ein zürcherischer Beitrag zur schweizerischen Revolutionspoesie.

Von F. O. Pestalozzi.

Der große Einfluß des Liedes — und zumal des gesungenen Liedes — auf die politischen Ereignisse ist eine längst anerkannte und leicht zu erklärende Thatsache. Die begeisterte Rede, welche den treibenden Ideen der Zeit Form und Ausdruck gibt, wirkt nur auf einen kleinen, zufälligen Kreis von Zuhörern, und selbst die weittragenden Preßmittel der Neuzeit vermögen ihr nicht mehr als einen vorübergehenden Einfluß zu schaffen, Lied und Epigramm aber, die sich durch Rhythmus und Reim dem Ohr leicht einprägen und von Mund zu Mund weiterwandern, sind vor Allem geeignet, die Parteien zu sammeln, zu begeistern und ihre Ziele populär zu machen. Keiner tiefgehenden Erregung der politischen Leidenschaften in neuerer Zeit hat es an solchen poetischen Signalen gefehlt, sei es, daß bedeutsame ältere Lieder von selbst sich dazu eigneten, sei es, daß die Zeitgedanken neue Saiten erklingen ließen, und je innerlicher die Bewegung war, je mehr sie die Seele in ihrem innersten, wenn auch oft falsch verstandenen und in sinnniger Weise befriedigten Bedürfnissen ergriff, um so mächtiger zitterte sie im politischen Liede wieder.

Auch unsere Bibliotheken und die mündlichen Ueberlieferungen unserer Großväter wissen von allerlei politischer Poesie aus der Zeit unserer Staatsumwälzung vom Ende des vorigen Jahrhunderts zu berichten, allein man kann nicht sagen, daß dieselbe an poetischer oder politischer Bedeutung eine hohe Stufe erreicht habe, und in der That werden die nachfolgenden Collectaneen die Literaturgeschichte der Schweiz um die

Digitized by Google

Kenntniß weniger hervorragender Dichtungen bereichern. Dennoch sollte man ihnen wenigstens in der Schweiz ein gewisses Interesse nicht versagen, und wenn leidenschaftliches Feuer sie selten durchglüht, so darf man nicht vergessen, daß dies auf's Engste mit der Eigenthümlichkeit unserer schweizerischen Revolution zusammenhängt[1]).

Die Vorbedingungen zu einer gewaltsamen Umwälzung waren bei uns vor 1798 eigentlich nirgends vorhanden. Die Centralisationsmanie der obersten Gewalt, welche in Frankreich kein individuelles Leben außer ihrem Strahlenkreise mehr dulden wollte, fand zwar auch bei uns ein gewisses Gegenstück in der oft kleinlichen Reglementirerei aller Lebensverhältnisse durch die regierenden Räthe, aber die Theilung der Herrschaft in 13 Souveränitäten und die Menge der daneben bestehenden Sonderrechte wirkte so sehr nach der entgegengesetzten Richtung, daß die Schweiz von jenem Uebel eines allmäligen Abdorrens der Extremitäten wenig verspürte. Während hinwieder in Frankreich der Hof und die wie Mücken um das Licht desselben tanzende Aristokratie weltlichen und geistlichen Standes die finanziellen Kräfte des Landes in ungesundester Weise aufsogen, um sie in einem unnützen Taumelleben zu vergeuden, waren unsere Regierungen fast durchweg nach dem Maß ihrer Einsicht redlich bemüht, für das irdische Fortkommen aller ihrer Unterthanen zu sorgen, und zwischen der Lebensweise eines regierenden Herren in der Stadt und derjenigen eines Unterthanen auf dem Lande war kein drückendes Mißverhältniß. Die Rechtspflege mag ihre Mängel gehabt und die Kirche viele todte Glieder besessen haben, denen man einen frischen Hauch des Lebens hätte gönnen mögen; aber durch alle öffentlichen Verhältnisse, durch

---

[1]) Die hier ausgesprochenen Ansichten über die helvetische Periode und ihre Vorgeschichte sind durchaus persönliche und der Verfasser übernimmt für sie die alleinige Verantwortlichkeit. Er glaubt sie hier aussprechen zu sollen, weil ihm weder die radikale Fiktion einer idealen Wiedergeburt der Schweiz im Jahr 1798 noch die strikte Rechtsauffassung der Vertreter des Legitimitätsprinzips für die Beurtheilung jener Bewegung und damit auch ihrer poetischen Produkte auszureichen scheint.

alle Beziehungen der Obrigkeit zu den Unterthanen zog sich, neben einem zähen Festhalten an allen erworbenen Rechten, der aufrichtige Wunsch, gerecht und billig zu handeln, Ehrbarkeit und gute Sitte zu schützen und den allgemeinen Wohlstand des Landes zu fördern. Darum war auch die Revolution keineswegs der Aufschrei eines gedrückten Volkes, das nirgends mehr einen gerechten Richter und die Mittel zu einem menschenwürdigen Dasein finden kann[1]), sondern im Gegentheil gaben gerade diejenigen Landestheile den Anstoß, wo kleinere Munizipalitätsstädte, wie Winterthur, Brugg, Aarau, Lausanne ꝛc., und große Fabrikorte, wie diejenigen am Zürichsee, durch Fleiß und Intelligenz sich auf eine Stufe des Wohlstands und der Bildung gehoben hatten, die den hauptstädtischen Verhältnissen nahezu gleich kam. So falsch die revolutionäre Doktrin der absoluten Gleichheit ist, so unläugbar ist das in der menschlichen Natur begründete Gesetz der politischen Entwicklung, nach welchem Unterthanen, die sich ökonomisch und geistig auf das Niveau ihrer Herren geschwungen, sich am Genusse ihrer Güter in untergeordneter Stellung auf die Dauer nicht genügen lassen, sondern für die Glieder ihres Standes ebenfalls nach politischem Einfluß, nach Aemtern und Würden streben und alle existirenden Schranken, welche sie noch als Ganzes von der in That und Wahrheit fast gleichartigen regierenden Klasse trennen, auf's Bitterste empfinden. Es gehört zu den schwersten und wichtigsten Problemen der Staatskunst, diesem berechtigten Streben in kluger und geordneter Weise entgegenzukommen, für die souveränen Bürgerschaften des 18. Jahrhunderts war aber diese Aufgabe zu schwer, denn, im Gegensatz zu einer solchen freiern und größern Geschichts- und Regimentsauffassung, aber im Einklang mit der ganzen Zeitentwicklung, war der öffentliche Charakter

[1]) Man vergleiche z. B. die Schilderung, die H. Taine in seinem vortrefflichen Werke „les origines de la france contemporaine“ von den vorrevolutionären Zuständen in Frankreich entwirft, mit den zeitgenössischen Berichten fremder Reisender über die Schweiz vor 1798 oder mit dem politischen Handbuch von David Wyß, in welchem wir gewissermaßen die letzte Rechtfertigungsschrift des alten zürcherischen Regiments besitzen.

des Souveränetätsbegriffes nach und nach in den Hintergrund getreten und hatte einer privatrechtlichen Auffassung desselben Platz gemacht, die jeden Angriff auf Vorrechte, welche die Bürgerschaft in Kraft der städtischen Oberherrlichkeit sich beigelegt hatte, trotz der veränderten Verhältnisse wie ein Attentat auf wohlerworbenes Privateigenthum betrachtete. Sahen aber die Regierenden solche Verkehrsrechte und Erwerbsmonopole als den heiligsten Theil ihrer Souveränetat an und suchten sie den finanziellen Werth derselben durch völlige Abschließung des Bürgerrechts zu erhalten, so ist es begreiflich, daß auch die Regierten das benedenswertheste Stück der städtischen Oberhoheit im Handelsmonopol und den Handwerkervorrechten sahen. Vom Stäfner Memorial an bis zum Bockenkrieg waren diese materiellen Interessen, — zu welchen sich für die landwirthschaftliche Bevölkerung der Ruf nach Befreiung von Zehnten und Grundzinsen gesellte, — das eigentlich treibende Element der Revolution, und das numerische Uebergewicht der Landbevölkerung — unterstützt von der in kurzsichtiger Vertrauensseligkeit herbeigerufenen fränkischen Hülfe — gab in dem ungleichen Kampfe rasch den Ausschlag. Nur aus dieser nüchternen und prosaischen Auffassung der Revolutionsbewegung kann ich mir die ganz auffallende Dürftigkeit und geistige Armuth jener Epoche an revolutionärer Poesie erklären, deren hervorragendste Produkte sich an französische Traditionen und französische Melodien anschlossen, und auch den Mangel an Einfällen des Volkswitzes gegen die Regenten weiß ich mir nicht anders zurecht zu legen, als durch die Annahme, daß eben der Landmann im Großen und Ganzen weder Haß, noch Verachtung gegen seine Obern spürte und in der Erhebung gegen sie zunächst bloß eine ökonomische Erleichterung suchte, die er am liebsten als friedliches Geschenk aus ihrer Hand entgegengenommen hätte, bis ihn dann später der Rausch einer Volkserhebung fast wider seinen Willen zu Gewaltthätigkeiten hinriß. Persönlichen Haß pflanzte eigentlich erst die theils zu scharfe, theils zu kleinliche Züchtigung des Stäfner Aufruhrs, allein der Zeitraum von der Beurtheilung jener Vorkommnisse bis zum Einbruch der Franzosen war zu kurz, um die Verbitterung zu verallgemeinern, der die Regierung zudem

mit einigen Concessionen entgegenkam, und es ist nun gar kein Lied oder Epigramm speziell aus jener Zeit bekannt, das gegen die Stadt Zürich gerichtet wäre[1]) Mit der Besitzergreifung des Landes durch die französische Armee und die französischen Raub-Commissäre ward der Bewegung dann vollends wieder aller Stoff zur Poesie entzogen, und unter dem allgemeinen Druck hörte überhaupt der Gesang aus freiem Herzen auf. So kommt es, daß die nachstehende Sammlung an anti-revolutionären Stimmen reicher ist, denn diese Partei vertrat gewissermaßen nicht nur die Sache des historischen Rechtes, sondern auch die nationale Seite gegenüber einem fremden Unterdrücker mit heuchlerischem Befreiertitel, und fand in diesem Bewußtsein reinere Töne als die Gegner, in deren Freiheitshymnen die französische Commandostimme die schrillsten Dissonanzen warf.

Mit einigen wenigen Ausnahmen ist jedoch auch diese Poesie keineswegs von hervorragender Bedeutung, wie sie aus mächtig ergriffenem, männlichem Herzen klingt In Zürich speziell besaß die Stadt beim Beginne der Bewegung keine Gruppe von weitsichtigen, energischen Führern, um die sich — mit klugem Anschluß an die treuen Landestheile — ein kräftiger Widerstand hätte organisiren können, um dann, im Besitz der Macht, durch Großmuth die Unzufriedenen zu versöhnen. Die Regierung wich Schritt für Schritt der numerischen Uebermacht, und als die fränkische Invasion nahte, war sie bereits zu sehr in Mitteln und Ansehen geschwächt, um auch nur gleich Bern in aussichtslosem Kampf würdig zu fallen. Zürichs Sturz war ein ruhmloser, und der kräftigste Appell an die Thatkraft der Mitbürger (vide S. 243) verhallte in der allgemeinen Feigheit, Verwirrung und Verblendung Ein dumpfes Schweigen war

[1]) Herr Pfarrer W. Spinner in Dynhard citirt in seiner interessanten Arbeit über die Flugschriftenliteratur zur Zeit der Helvetik (Centralblatt der Zofingia 1876, Nr. 8 u. f.) ein hieher gehörendes Gedicht „der Neujahrstag in Aarau, ein Traumgesicht“, in dem der letzte Bundesschwur persiflirt wird, wobei Zürich auch seinen Theil Spott bekommt. Dasselbe hat aber viel eher einen revolutionär gesinnten Städter, als einen Landmann zum Verfasser.

dann die nächste Folge des patriotisch-französischen Sieges, bis man sich an die neuen Verhältnisse etwas gewöhnt hatte und die Sachlage wieder ruhiger zu überblicken vermochte. Dann begann hie und da das Komische oder Verächtliche an den neuen Regenten und ihren Thaten den einzelnen Beobachter zu einer pikanten Carricatur mit passender Inschrift zu reizen, die — bei Gelegenheit ein paar guten Freunden mitgetheilt — die Stadt durchlief und wieder ein Lächeln auf die ernsthaften Mienen der Bürger brachte. Als später von der zweiten Schlacht bei Zürich an die französische Faust die Zügel etwas nachließ und auf der andern Seite die allgemeine Verachtung der helvetischen Regierung wuchs, mehrten sich die Spottlieder, bis sie mit dem Insurrektionserfolg von 1802 sich auch offen in's Freie wagten.

Weiter führt uns die gegenwärtige Skizze nicht. Den föderalistischen Aufschwung von 1802 drückte das Machtwort des ersten Consuls darnieder, und es folgte eine Periode allgemeiner Ermattung, während welcher die Schweiz, durch einen drückenden Vertrag an den Triumphwagen des Imperators gekettet, wohl physisch fortlebte, aber eigentlich keine selbstständige Existenz mehr führte. Selbst der laute Kampf der Parteien hört nach dem Jahr 1804 auf, und das Brünnlein der politischen Poesie versiegt in diesem dürren Erdreich ganz.

Nach dieser abkühlenden Einleitung wird der Leser hoffentlich mit keinen zu hoch gespannten Erwartungen an die nachfolgende Sammlung herantreten, die zudem auch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, weil es mehr der Zufall war, der zu ihrer allmäligen Bereicherung geführt hat. Immerhin wird dadurch manches Streiflicht auf eine für uns bedeutungsvolle Zeit fallen, und auch diejenigen Leser, welche mit leichterem Blick über das Zürcher Taschenbuch hingleiten, werden Dies und Jenes zu ihrer Kurzweil und Erheiterung finden. Aus den Sammelbänden der Stadtbibliothek, den Zeitgedichten des streitbaren Pfarrers Schweizer in Embrach, der Carricaturensammlung im Künstlergut, den handschriftlichen und gedruckten Flugblättern aus Privatbesitz und mündlicher Ueberlieferung von Anverwandten, welche die Revolutionszeit selbst

noch erlebt haben, sammelte ich in einer Reihe von Jahren, was mir unter die Hände kam, und theile das Bezeichnendste des Gefundenen hier mit, damit es zur Darstellung des Gesammtbildes der Helvetik einige Züge beitrage.

Eine der liederreichsten Epochen der alten Eidgenossenschaft war unstreitig, wenn wir den Reichthum bloß auf die Quantität beziehen, das Jahr 1792. Der Coalitionskrieg hatte die Cantone genöthigt, eine Garnison nach Basel zu legen (deren buntscheckige Composition von verschiedenen kleinen Künstlern in Portraits und Kostümbildern verewigt worden ist), und wie eine Ahnung durchzog es die Schweiz, daß bald der Moment kommen könnte, wo sie zu zeigen habe, ob noch der alte Heldengeist in ihren Söhnen lebe. Was aber leider in That und Wahrheit außerhalb der Gebirgsgegenden nicht mehr vorhanden war, das suchte man nun künstlich zu erzeugen, und während in dem müßigen Garnisonsleben von französischen Emissären und einheimischen Patrioten allerlei politisches Unkraut unter die Soldaten gesäet wurde, suchte man sie von der andern Seite durch militärische Lieder und rührende Abschiedsgedichte zu großen Thaten auf den Moment der Gefahr hin zu begeistern. Ulrich Hegner charakterisirt diese Poesie, welche als „Zuruf an die Auszüger", „Willkomm für die lieben Schweizer", Abschiedslied an das X Contingent nach Basel duzendweise in allen Cantonen fabrizirt wurden, mit folgenden scharfen, aber nicht unrichtigen Worten[1]: „... es war wenig Heiliges daran, wohl aber viel geschmacklose Eitelkeit und an eignem Verdienst arme Großsprecherei auf die Thaten der Väter, und, was nur am wenigsten gefiel, eine politische Absicht zum Begeistern, die, von rathloser Schwachheit empfangen, auch nur auf schlaffe Seelen wirken konnte." Ich wüßte selbst keines unter diesen Liedern, das des Citirens werth wäre;

[1]) Saly's Revolutionstage S. 271.

jedenfalls ſteht feſt, daß mit ſolcher Bänkelſängerei kein Volk in die Schlacht zieht, und daß ſie weder bei Neueneck noch am Rothenthurm geſungen worden ſind. Hegner ſelbſt dagegen hat wohl das Beſte gedichtet, was in jener Zeit von politiſch zündenden Liedern an die Oeffentlichkeit gelangt und allgemein verbreitet worden iſt.

Im Februar 1798, als die Franzoſen in der Waadt ſtanden, erſchien („bei David Bürkli — wird gratis ausgegeben") als Flugblatt ſein Aufruf an die Helvetier, dem Geiſt und tiefes Gefühl neben einer überraſchenden Formgewandtheit nicht abgeſprochen werden können.

Auf, Helvetiens erhab'ne Söhne,
Rettet, rettet eu'rer Väter Land,
Schrecklich hallt das nahe Schlachtgetöne,
Heldenrächer, auf zum Widerſtand!
Erd' und Himmel werden mit euch fechten
Für die Sache der Gerechtigkeit,
Und es blitzt in eu'res Gottes Rechten
Jenes Schwert, der Unſchuld Schutz geweiht.

Ueber eu're Freiheit iſt gebrochen
Schon der Stab, die Feſſeln eu'rer Schand'
Sind geſchmiedet! — Raſch und ungerochen
Schlägt euch Wahn an des Verderbens Rand.
Schon entweihen dieſe heil'ge Stätte,
Die das Blut der edlen Väter trank,
Schlaue Räuber, eifernd in die Wette
Völkerglück zu ſchlachten ihrer Bank.

Die ihr mitleidsvoll gepflegt, verbunden,
Deren Wohl manch' Opfer ihr gebracht,
Können tief im Herzen Die verwunden,
Die ſie einſt geſchützt in manchen Schlacht!
Schande über euch, entnervte Seelen,
Die der ſchwarze Undank nicht empört!
Auf! Aus eu'rer Väter Grabeshöhlen
Schallt's: Ihr Söhne, auf! weilt nicht bethört!

Nein, von ihren hohen Sternensitzen
Sollen diese nicht verachtungsvoll
Ihren Fluch auf uns hermederblitzen,
Für die oft ihr Blut in Strömen quoll.
An den Hügeln, wo die Reste modern
Der Gefallenen für's Vaterland,
Soll empor des Bundes Flamme lodern,
Der die Schweizerherzen neu umwand.

Soll das Irrlicht, das die Nationen
Mit des Wahnsinns Honigseime tränkt,
Auch im Busen freier Männer thronen,
Die Gefühl des Rechten sonst gelenkt?
Soll der Freiheit Felsenstaat zertrümmern,
Der Jahrhunderte mit Glanz umgab?
Soll der Kinder Elend Fluch uns wimmern?
Lieber würgt ihr sie am off'nen Grab.

Schwer errung'ne Schätze eu'rer Mühen
Fließen in ein all'verschlingend Meer?
Und die Früchte eu'res Fleißes blühen
Ungerechten? Einem Räuberheer?
Sollen sie am Herd, wo ihr gesessen,
Von der Gattin, Töchtern, keusch und rein,
Euch verscheuchend, bübisch und vermessen
Schmach durch geile Lüste auf euch streu'n?

Soll geschändet, hohnvoll, angekettet
Erst Verzweiflung thun, was Nothwehr räth?
Brüder, nein! Jetzt hat es Noth, jetzt rettet!
Sonst bereut ihr eu'ren Fall zu spät.
Muthvoll, Eidgenossen! ausgezogen!
Sturzt die Frevler, Gottes Wettern gleich!
Euer Recht hat seine Hand gewogen,
Er und seine Straffen sind mit euch!

Brüder, Brüder! reicht euch traut die Hände!
Väter, schließt euch an des Landes Sohn!
Macht dem Groll, dem Meinungskrieg ein Ende,

Setzt die Eintracht wieder auf den Thron!
Alles seid ihr, Hand in Hand geschlossen,
Aufgelöst zum Nichts, seid ihr getrennt!
Wollt ihr noch, in Schlafsucht hingegossen,
Bis es über euern Köpfen brennt?

Müßte auch manch Todesopfer fallen,
Ist der Tod für's Vaterland nicht Pflicht?
Helden folgt der Ruhm zu Todeshallen,
Feige straft der Nachwelt Hochgericht!
Eh' die Zagheit sich die Fessel schlinge,
Die sie selbst zerdrückt und ihr Geschlecht,
Treffen Berge uns! Der Freie ringe
Riesenkampf, eh' man ihn fast're Knecht.

Stark ist Gott und mächtig, uns zu retten;
Welten dreht er, Schicksal, Völkergeist;
Redliche läßt er zu Staub nicht treten,
Er, der Teile bei Gefahr entreißt
Brüder, fleh't zu Gott, das Knie gebogen,
Brunstig, Herz in Herz und Hand in Hand:
Steh' uns bei! — Die Siegesbahn geflogen!
Und — gerettet ist das Vaterland!

Das Vaterland ward nicht gerettet, und entgegen der naiven Zuversicht der Patriotenpartei hielt auch in dem ohne Widerstand sich beugenden Zürich die französische Räuberarmee ihren Einzug. Unter ihrem Druck ward die Ochs'sche Verfassung angenommen, und die Eidleistung auf dem Lindenhof besiegelte den ersten Akt des Drama's. Man kann sich denken, mit was für freudigen Gefühlen sich die Hände der zürcherischen Bürger zum Schwur erhoben, und wie viel größeres Vergnügen es ihnen verursachte, als es Abends bei dem offenen Gastmahl auf dem Lindenhof in die Pasteten regnete[1]). Auf dem Lande aber war die Freude

[1]) Vgl. die Aufzeichnungen von Oberst J. C. Reinacher, Z. T. für 1879, S 10.

an dem Freiheits- und Gleichheitsspielzeug noch nicht vorbei, und der Schwörtag erhielt eine Menge poetischer Verherrlichungen, woraus ich nur ein bezeichnendes Exemplar heraushebe, betitelt:

Lied auf das helvetische Bundesfest der Eidesbeschwörung,

aufgesetzt von einem Landbürger in seiner Muttersprache (?), gelungen von einer Landesversammlung.

Mel. „Kommt, Freunde, singt beim edlen Saft der Reben."

1. Chum, Bürger, chum, mer münd der Eid hüt schweere[1])
J eus'rem ganze Land!
Mer wänd is au als bravi Bürger wehre,
Nüd gonen a der Wand.

2. Si ziehnd ja scho mit Pump und Pracht und Schreye
Zum Freiheitsbaum so froh
Mit Pfyffe, mit Trumpet und mit Schallmeye
Thuet s'ganz Dorf z'sammecho.

3. S'ist all's alert — e keine lueget seister
Und niemert runzet d'Stirn,
Mer sind halt frey, und d'G'rechtigkeit ist meister,
Sie führt is am eue Zwirn.

— — — — —

5. Wo Freyheit ist und Glychheit im ene Ländli
Häd all's enander gern
Da strecked eim di chlynste Chind scho s'Händli
No lieber hüür als fern.

6. So öppis ist iez i der Schwyz z'erfrage,
Das — bi Gott — d'Wahret seyg,
Kein Schwyzer söll ietz meh der ander blage,
S'sind all' ein Chuechliteig.

[1]) Höchst schwungvoll sang gleichzeitig ein J. H. Müller in Basel:
Es schwört die ganze Schweizer-Rotten
Die Constitution
Nach jedes Theils Lokalitäten,
Giebst du dich dem Kanton

7. Mer händ jo iez au all' die glyche Rechte,
Kein Gugga Underſchid
Iſt meh bim Landvogt und de Ehnechte,
Will's nüüt, als Bürger gilt

— — — — —

10. Friſch, ſchenked y, daß d'Gleſer überlauffed,
In eim Zug trinked aus,
Und wemmer ſcho e chli meh Geld verſauffed
Am erſte Bürgerſchmaus.

— — — — —

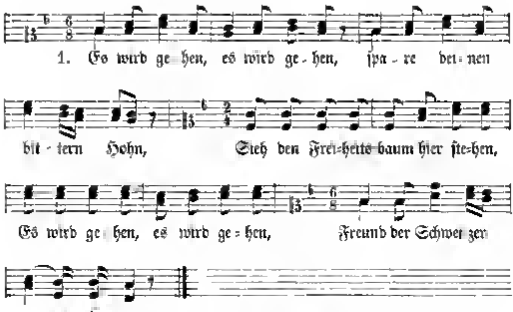
Da die Freiheitsgedanken, Freiheitsformen und der Freiheitszwang von Weſten kam, mußte auch das Symbol der neuen Freiheit ein fränkiſches, nicht auf eigenem Boden erwachſenes ſein. Hieben die Franzoſen unſere Wälder um, ſo ließen ſie — ſymboliſch genug — wenigſtens je eine Tanne per Gemeinde ihren Gaſtgebern, die ob ſolcher Großmuth begreiflicherweiſe höchſt gerührt waren. In Zürich war ſchon am 18. März 1798, Abends 4 Uhr, auf dem Münſterhof ein ſolcher Freiheitsbaum aufgerichtet worden, der auf einer ovalen Tafel die Inſchrift trug

„Vereinigt ſind zu Stadt und Land die Brüder,
„Mit frommen Wunſchen ſieht der Vater Heldenchor auf ſie hernieder,
„Im gleichen Kranze blüht die Freiheit und Gerechtigkeit,
„Dir, Eintracht, iſt der Kranz geweiht."

Der feierliche Moment ſeiner Einweihung ward mit Geſang gefeiert, wozu ebenfalls nach bekannter franzöſiſcher Revolutionsmelodie ein (wahrſcheinlich von Bürger Billeter von Stäfa gedichteter) Text erſchien. Da das «Ça ira» auch noch zu einer Menge anderer Patriotengeſänge die Weiſe lieferte und im Kinderſpiel noch heute fortlebt[1]), ſo mag Text und Melodie hier Platz finden.

— —

[1]) Ça ira, ça ira, ça ira ça,
Geld iſt beſſer als Aſſignat,
Aſſignat iſt Lumpegeld,
D'Patriote ziehnd is Feld
Ohne Strümpf und ohne Schueh
Laufed ſi dem T.....l zue.



Freiheit, Gleichheit, Menſchenrechte
Lehrt uns Gott und die Natur
Keiner iſt des Andern Knechte
Alle haben gleiche Rechte,
Alle einen Schöpfer nur.

Schwört, ihr Freiheitsfreunde alle,
Hoch und heilig ſchwört bei Gott,
Und der laute Ruf erſchalle
In des hohen Himmels Halle
Freiheit, Gleichheit oder Tod.

Singt, ihr Schweſtern, ſingt, ihr Brüder,
Singt in frohem Jubelton!
Iſt die Zeit der Angſt vorüber,
Alles, alles kommt ſchon wieder,
Heil der Schweizer Nation!

Und an dieſem frohen Tage
Schlaget traulich Hand in Hand,
Nein, uns ſtöre keine Plage,
Freudenvoll ſei'n dieſe Tage,
Enger knüpft das Freiheitsband.

Es wird gehen, es wird gehen,
Liebe Freunde, Gott iſt gut!
Seht den Freiheitsbaum hier ſtehen,
Seht die Schweizerfahnen wehen,
Obend'rauf der Freiheitshut[1]).

Einen andern Ton freilich ſchlägt mit Bezug auf den Freiheitsbaum die nachſtehende, ohne Zweifel etwas ſpäter erſchienene und wohl nur unter der Hand veröffentlichte Satyre an, die als eines der beſten poetiſchen Produkte jener Zeit jedenfalls auch den verdienten Anklang — auf der ariſtokratiſchen Seite — gefunden hat; denn es ſind mir eine ganze Anzahl Abſchriften davon zu Geſicht gekommen:

Falle immer, arme Tanne, falle!
Ach, gefallen ſind auch wir wie du.
Wie die Taube in des Habichts Kralle
Finden wir im Arm der Franken Ruh'.

Abgeſchunden werden deine Rinden,
Deine Aeſte werden ausgerauft
Ach, uns wird man wohl nicht minder ſchinden,
Iſt ja unſere Haut ſchon längſt verkauft.

Zwar wird man dich hübſch mit Bändern zieren,
Wie man uns mit Freiheitsflitter ziert,
Aber gleichen wir nicht Opferſtieren,
Die man ſchmückt und dann zur Schlachtbank führt?

Du verdorrſt mit deinem Bäuderſtaate,
Weil man dich entwurzelt und entlaubt,

---

[1]) 1799 erſchien von altſchweizeriſcher Seite, aber im Sinne der Verſöhnung, ein Gegenſtück zu dieſem Lied, worin es u. A. hieß:

Klagt, ihr Schweſtern, klagt, ihr Brüder,
Klagt im tiefen Klageton,
Ruh' und Eintracht iſt vorüber,
Schatz und Vorrath kommt nicht wieder
Von der großen Nation

Vgl. übrigens auch noch S. 253.

Wu verlumpen, weil man ohne Gnade
Uns die Hosen noch vom H ..... raubt

Ochsen ſchleppen dich bis an die Stelle,
Wo du ſtehen ſollſt ganz nackt und glatt —
Ach, ein „Ochs“ iſt's auch, der uns zur Schwelle
Dieſes Elends hingezogen hat.

Die Freiheitsbäume waren in der Schweiz ſtatt mit der phrygiſchen Mütze mit einem ſog. Tellenhut aus Blech gekrönt, der mit Bändern in den helvetiſchen Farben[1]) verziert wurde. Vom Baum auf dem Münſterhof blies der Wind einmal das blecherne Symbol hinunter, worauf ein Spaßvogel das fatale Ereigniß wie folgt verewigte.

Ei ei, potz tauſend Element,
Herr Wind, er iſt impertinent,
Daß er in einer dunkeln Nacht
Den Freiheitsbaum zum Kahlkopf macht.
Ei, ſchäm' er ſich der böſen That.
Man ſieht's, er iſt Ariſtokrat,
Sonſt brauſt' er nicht mit ſolcher Wuth
Und ſchmeißt' in Koth den Freiheitshut,
Und raubt' — welch' eine Schand und Spott —

[1]) Mit Bezug auf dieſe Farben iſt nachſtehendes, in Pfarrer Schweizer's neuem helvet. Volksblatt erwähntes und vielleicht auch von ihm ſelbſt verfaßtes Epigramm der Erwähnung werth:

„Als das Wappen im äußern Standesrathhaus zu Bern (ein auf einem Krebs rückwärts reitender Affe) auf Befehl des helvetiſchen Senats, der dort einige Zeit ſeine Sitzungen hielt, weggeſchafft wurde, ſoll von fremder Hand folgende Grabſchrift angeſchlagen worden ſein:

Hier liegt begraben — Ochs ſei Dank —
Ein alter Aff, der ſchwach und krank
Hier ſeines Lebens Ende fand
Sein roth und gelb und grün Gewand
(Farbe des äußern Standes und der helvetiſchen Republik)
Ward zu des Vaterlandes Heil
Lebendigen Affen nun zu Theil.“

Die Aussicht jenem Patriot[1]),
Daß er jetzt jeutzt Ach, armer Tropf,
Du gleichst dem Bürger ohne Kopf.
Herr Wind, macht er noch einen Ruk,
So nehm' er gleich den Stamm auch mit!
Was man auch d'raus zu machen sucht,
So bleibt's ein Knebel ohne Frucht

In der Nacht des 3. Wintermonats passirte aber noch Aergeres, indem boshafte Leute den Baum umhieben. Nach einer handschriftlichen Chronik passirten darauf folgende Gelegenheitsverse unter der schadenfrohen Bürgerschaft:

Adieu! mein kahler Freiheitsstiel!
Zur Zeit, da mancher Bürger fiel,
Da fielst auch du mit Pomp und Pracht
In einer dunkeln Regennacht
Spitaler[2]) waren's, die dich pflanzten,
Spitaler, die emst um duch tanzten,
Spitalern warst du Schuld und Stab
Spitaler trugen dich zu Grab.
Leb' wohl und fahr' in süßer Ruh
Mit deinem Stamm dem Feuer zu.

Am 7. Juni 1799 endlich ward der Baum zum ersten Mal offiziell beseitigt, indem an jenem Tage die österreichische Armee in Zürich ihren Einzug hielt. Der Hut ward von der Gassenjugend im Triumph herum geschleppt und zuletzt dem schon erwähnten Herrn Nordorf über die Thüre gehängt. Die Bänder vertheilten die Jungen als interessante Beute, was aber meinem eignen Großvater schlecht bekam, denn als derselbe zu Hause

---

[1]) Wahrscheinlich ist der Bürger Nordorf gemeint, der im jetzigen Holzne'schen Hause an der Ecke gegen die Storchengasse wohnte.

[2]) Die Insassen des damaligen Spitals waren zum Theil unbemittelte blödsinnige Leute, die zu öffentlichen Dienstleistungen benutzt wurden und wahrscheinlich auch den gefallenen Baum entfernen mußten. Die Anspielung ist stark genug, um ohne weitern Commentar verstanden zu werden.

mit einem ſehr reſpektwidrigen „Gält ha“ ſeinem Vater, dem Herrn Amtmann W. (welcher zur patriotiſchen Partei gehörte und bei den Eliten die Stelle eines Bataillons-Commandanten bekleidet hatte) das eroberte Band vorhielt, erwiſcht er über den Tiſch die geſalzenſte Ohrfeige ſeines langen Lebens als deutlichen Fingerzeig, daß auch in jener revolutionären Zeit die väterliche Gewalt noch alle ihre Vorrechte zu behaupten gedenke.

In den als Flugblatt erſchienenen „drei Volksliedern über die Geſchichte unſerer Tage“ ward auch dieſer zweite Sturz des Baumes beſungen — nach der Melodie: „Gute Nacht, unſer Tagwerk iſt vollbracht“.

Armer Baum,
Kurz war deines Lebens Raum!
Deiner bunten Bänderzierde,
Deines Hutes ſtolzer Würde
Freute ſich der Knabe kaum —
Armer Baum.

Wurzellos
Standeſt du der Fäulung blos
Ob der Armuth deiner Säfte
Welkten frühe deine Kräfte
Moder, der ſich ſchnell ergoß,
War dein Loos.

Und dein Ziel
War des Truges höchſtes Spiel,
Nur den Trunk'nen zu betäuben,
Ihm die Stirne wund zu reiben,
Sieh! dies loſe Gaukelſpiel
War dein Ziel.

Tiefer Schmerz
Schlug des biedern Mannes Herz,
Wenn er mit dem Vaterlande
Spielen ſah im Puppenlande.
Folternd drang der wilde Scherz
In ſein Herz.

Kindesglück
Lachelte dem Flitterblick,
Nur den Thoren, die des Neuen
Sich in trunknem Jubel freuen.
Ach! An jedem Puppenſtück
Hängt ihr Blick!

Siecher Baum,
Fort iſt deines Spieles Raum!
Nimmer blinken ſoll dein Gipfel,
Nimmer flittern deine Wipfel;
Denn dein Glanz war Kindertraum —
Siecher Baum!

Der patriotiſchen Bitterkeit über die plötzliche Wendung der Dinge gab damals auch wieder ein neuer Text zum «Ça ira» Ausdruck, der einem Ariſtokraten in den Mund gelegt iſt und ſich unter anderm dahin äußert:

Singt, ihr Edlen, ihr Prälaten,
Singt in frohem Jubelton,
Denn es iſt uns nun gerathen,
Ihrem Erbfeind zu verrathen
Unſre Schweizer-Nation.

— — — — —

Zu dem grauſen Freiheitsmorde
Führen wir in's Vaterland —
Nur zum grauſen Freiheitsmorde
Die betrogne grüne Horde
Mit dem rothen Armenband[1]).

— — — — —

Schwört, ihr Afterſchweizer alle,
Schwört dem Schweizerlande Noth!

[1]) Ohne Zweifel iſt damit die alt-ſchweizeriſche Legion (auch Bataillon Roverea genannt) verſtanden, die rothe Feldzeichen trug und der auch der greiſe Schultheiß Steiger den Fahneneid geleiſtet hatte

Und der dumpfe Ruf erſchalle,
Wie aus einer Mörderhalle:
Freiheit, Gleichheit dir den Tod

Wer, wer ſpricht noch, es wird gehen
Mit der hübſchen Freiheit gut?
Ha, zum Teufel wird ſie gehen!
Wo die Adlerfahnen wehen,
Braucht man keinen Freiheitshut

In der Vorrede zu dieſem Gedicht heißt es „ . . . . . wenigſtens ſind die Grundſätze dieſer Herren ſo ziemlich getroffen; und wie zuverſichtlich ſie nun ihre vorige Macht für unüberwindlich halten, ſtrahlt aus ihren Geſichtern, wenn ſie geruhen, in Zürich auf den ſtaunenden Pöbel niederzuſchauen, von dem Balkon der Bürgerin W.[1]), wo ſie des Herrn Feldmarſchall-Lieutenant Baron von Hotze Excellenz täglich zu hofiren pflegen . . . . .“

Gehen wir von den Symbolen der neuen Aera zu ihren Freunden und Beförderern über, ſo fließt die Quelle der ſatyriſchen Poeſie auf der gegneriſchen Seite ziemlich uppig und entbehrt des Salzes — oder Pfeffers — auch nicht, ja ſie überſchreitet ſogar zuweilen die Grenze des im Kampf und Unterliegen erlaubten Maßes, doch muß man, um billig zu urtheilen, wohl in Berückſichtigung ziehen, daß, wie bei jeder Erregung des Grundwaſſers, ſo auch in der ſchweizeriſchen Revolution nicht nur die reinſten Elemente, ſondern zum Theil ſehr trübe Perſönlichkeiten an die Oberfläche getrieben wurden[2]), die bei der Umwälzung Vortheile für ſich ſelbſt zu erhaſchen trachteten, den Mangel an Geſchäftskenntniß durch ein brutales Auftreten erſetzen zu müſſen glaubten und in der Verletzung der

[1]) Frau Zunftmeiſter Werdmüller zur Krone (dem jetzigen Rechberg), wo hoher Beſuch meiſtens Quartier nahm.

[2]) So genoſſen z. B. zwei der ſtädtiſchen Agenten des züricheriſchen Regierungsſtatthalters Pfenninger mit Recht eines ſehr üblen perſönlichen Rufes, von den widerwärtigen Verhandlungen über die Patrioten-Entſchädigung gar nicht zu reden.

einfachsten Anstandsregeln ihre gründliche Verachtung des alten Regimes an den Tag legten. Diese Maulhelden, und nicht die aufrichtig begeisterten Glieder der Patriotenpartei wie Escher, Stapfer, Meyer, Anderwert, Kuhn u. s. w., waren natürlich die Leute, in denen die Gegner den Typus des neuen Regimentes sahen und den sie vorzugsweise mit der Lauge ihres Witzes begossen.

Zunftmeister Bürkli, ein liberaler Opponent der Revolution, schrieb in dem 1800 „zum Besten der verunglückten Schweizer" veröffentlichten Band Gedichte:

Ein Herz, in welchem Neid und Rach' und Habsucht glüh'n,
Ein Abscheu vor Altären, Tempeln, Thronen!
Das Erdreich ist's — aus dem geschickte Gärtner zieh'n
Die Pflanze großer Revolutionen.

Aus Pfarrer Schweizer's gesammelten Zeitgedichten (Zürich, bei Joh. Caspar Näf 1802) hebe ich unter vielen nur zwei an die Adresse dieser Leute gerichtete Epigramme hervor, zu denen ich aus Martin Usteri's Mappen ein ungefähr eben so scharfes Pendant liefern könnte.

1798.

Von Volksliebe ist der Patriot entglüht,
Für Volksglück — schreit er — muß man alles wagen!
Sein Eifer rastet nicht, bis dieses Volksglück glüht.
Wer ist das Volk? — Sein Seckel und sein Magen.

1800.

Verkauf um Geld und Rang dein Vaterland dem Feind,
Tausch um sein Recht das Volk, verrathe deinen Freund,
Schwing kenntnißlos dich an des Staates Steuer,
Zertrümm'rt am Fels sein Schiff, entflamm' der Zwietracht Feuer,
Begehr Entschädigung verdienter Schmach und Noth,
Brich Eid und Eh' und Pflicht — dann bist du — Patriot!

Bereits an eine direktere Adresse gerichtet sind die beiden Verse des gleichen Dichters zu Ehren der nach Aarau berufenen Volksrepräsentanten[1]:

[1] Blätter zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung. Zürich 1802.

Bei der Abreiſe der erſten Volksrepräſentanten nach Aarau. 1798.

Wie ſie eilen, den neuen Bau des Staats zu beginnen!
Aber ſo ſagt mir vorerſt. Habt ihr die Baukunſt erlernt?
Ei, was kümmert uns dieſe? Wir haben ein größeres Werk vor,
Niederzureißen, was ſteht! traun! das können wir wohl. —

Ihr erſtes Geſchäft daſelbſt:

Und was iſt nun das Erſte, das wir in Aarau verrichten?
In Erwägung, wie arm diesmal das Vaterland iſt,
Sei beſchloſſen, daß Jeder von uns der Franken viertauſend, —
Aber ja Niemand als wir — ſolche Beſoldung bezieh'.

Diejenige auf Bürger B., welche ſich in den bereits erwähnten Zeitgedichten findet, iſt ungefähr eben ſo ſchmeichelhaft:

Als B. in der National-Verſammlung darauf antrug, die Galgen abzuſchaffen[1]).

1798.

Für Menſchenwohl hat er mit Kraft,
Geredet und geſchrieben;
Die Galgen hat er abgeſchafft,
Die Schelmen ſind geblieben.

Verhaßter war übrigens bei der ganzen altſchweizeriſchen Partei Niemand als der Direktor Peter Ochs, auf dem der Fluch des Vaterlands verrathes blieb, als er bereits längſt aus dem Direktorium ausgeſtoßen war, und deſſen Name ſchon der derbſten Sorte Volkswitz Vorſchub leiſtete. Die meiſten über ihn circulirenden Couplets mögen urſprünglich baslerſcher Provenienz ſein, aber ſie hatten überall in der Schweiz Curs, und wer in Zürich zu jener Zeit ein politiſches Tagebuch ſchrieb, ſetzte jeweilen auch den neueſten Vers über Peter Ochs hinein. Es gehören

[1]) Nach dem Tagebuch der helvetiſchen Republik ſtellte Bürger Daniel Delley von Payerne ſchon in der Sitzung des Großen Raths vom 11. Mai dieſen Antrag, der aber bis zur Erörterung der Kriminalgeſetzgebung aufgeſchoben wurde.

daher wenigstens Diejenigen, welche nicht nachweislich in Basel fabrizirt worden sind, ebenfalls in diese Sammlung.

Nach der ersten Sitzung der helvetischen Räthe am 12. April hatte Bürger Ochs vom Fenster des Rathhauses zu Aarau dem versammelten Volke mitgetheilt, „daß die gesetzgebende Gewalt hiemit die Einheit, Untheilbarkeit und repräsentative Demokratie der helvetischen Republik proklamire." Pfarrer Schweizer legte ihm statt dessen folgende Worte in den Mund:

Höret es, Wiedergebor'ne,
Zur Freiheit und Gleichheit Erkor'ne!
Ihr Schweizervölker, jauchzt nieder,
Ihr Mauern Aarau's, hallt wieder
Von dem allmächtigen Ruf,
Den Bürger Ochs euch verkündet,
Der euch von Fesseln entbindet,
Der euch zur Freiheit erschuf.
Höre, Helvetien, höre
Beim heiligen Baume, ich schwöre
Mit patriotischem Sinn:
Die Freiheit soll Niemand euch rauben,
Das könnt so wahrhaftig ihr glauben,
Als wahr ein Ochse ich bin.

An einem andern Orte schreibt derselbe Verehrer des großen Baslers:

Die Sphäre war für Peter Ochs zu klein,
In der er stand. Empor wollt' er sich schwingen
Zum großen Mann. Das Glück ließ ihm gelingen,
Unsterblich — so wie Herostrat — zu sein.

Noch bitterer wird des helvetischen Direktors Werksamkeit mit den Worten charakterisirt:

Was nützt dich dein Verstand,
Wenn du voll gift'ger List
Im weißen Lichtgewand
Im Thun ein Teufel bist.

Sein baldiger Sturz (25. Juni 1799) söhnte die Gegner nicht aus; im Gegentheil machte sich die Freude über den letztern in allerlei Knittelversen Luft, von denen ich die folgenden — nicht etwa als Muster politischer Reimerei, wohl aber als Zeichen der Zeit und Beispiele des tiefen Hasses gegen den Mann — erwähne

Der Exdirektor Doktor Peter,
Ein erzinfamer Landsverräther,
Ist nun auch bald zum Tode reif.
Auf, Hämmerlin, mit deinem Rade,
Bereite ihm das Rosenbade,
Und dann hol' du ihn, schwarzer Greif![1])

Als Grabschrift empfahl man ihm schon zum Voraus die folgende:

Hier faulet auf dem Rabenstein
Des großen Ochsen fein Gebein.
O lieber Leser, fliehe die Stelle,
Sonst zieht dich sein Magnet zur Hölle;

und als Nachruf dazu lesen wir den zarten Scherz:

O Ochs, wär'st du als Kalb er . . . . ,
So wär' die Schweiz nicht ruinirt,

ja man moquirte sich sogar noch über seinen Nachwuchs mit dem (wir wollen zur Ehre des Verfassers annehmen — nicht auf einen wirklichen Todesfall gedichteten) bekannten Vers:

---

[1]) Diese bei aller Erbitterung schwerlich ganz ernsthaft gemeinten Wünsche übersetzte dagegen ein hablicher Basler auf drollige Weise in die Sprache des täglichen Lebens:

Ochs, der große Landsverräther
Und der große Missethäter
Legerand, der Accordant,
Ist uns Allen wohlbekannt.
Sissach solche Leut' thut wählen,
Nur um Stadt und Land zu quälen.
Wer diesem Darf Geld leihen thut,
Zu dem wallt wenig Schweizerblut.

Hier ruht das kleine Ochselein,
Des großen Ochsen Sohnelein;
Der Himmel hat es nicht gewollt,
Daß er ein Ochse werden sollt'.

Finden wir in diesen mehr oder minder gelungenen Spottversen auf die Helvetik trotz der bösen Zeit noch hie und da ein gut Theil Humor, so ging der Ton von selbst in die bittere Satyre über, wenn die französischen „Befreier" zum Gegenstand heimlich cursirender Poesie gemacht wurden. Wenn die Stadtbürger zur Deckung der den alten Regierungsgliedern aufgelegten Contribution oder der Massena'schen Anleihe ihre silbernen und goldenen Familienstücke opfern mußten, oder dem Bauer von den ausgehungerten Soldaten der Stall geleert wurde[1]), während der helvetische Commissär mit blöden Remonstrationen dabei zusehen mußte, so stieg das Blut in den Kopf und zum Lächeln war keine Veranlassung. Ein interessantes Gemälde der damaligen Stimmung gegen die Franzosen gibt das nachstehende Vaterunser, dessen Abschrift sogar aus einem „patriotisch" gesinnten Hause stammt.

Schweizerisches Vater Unser zu Ehren der Franken[2]).

Der Franzmann tritt in's Haus herein
Und spricht zum Wirth mit falschem Schein: Vater

Alles, was vorher war dein,
Das soll und muß nunmehr sein Unser,

---

[1]) Vgl. die Berathungen und schwächlichen Beschlüsse der helvetischen Rathe über diesbezügliche Beschwerden aus fast allen Kantonen.

[2]) Es giebt eine Anzahl politischer Travestien des Unser Vaters, die geradezu Blasphemien genannt werden können, und ich möchte auch den Verfasser dieses Stückes nicht völlig in Schutz nehmen, doch glaube ich es immerhin ohne Bedenken abdrucken zu dürfen, weil wirklich keinerlei Spott oder Geringschätzung sich darin findet, sondern nur in recht drastischer Weise der Gegensatz zwischen Recht und Unrecht, Wahrheit und Heuchelei hervorgehoben werden soll.

Der Schweitzer denkt bey sich gerecht
Du, Schlingel, kommst mir eben recht
Der arme Schweitzer leidet Noth
Und klagt es seynem lieben Gott
Wir zweifeln, ob man einen find't,
Der unter diesem Lumpeng'sind
O Gott! kein Volk ist auf der Erde,
Von dem wohl mehr gelestert werde
Sie rauben uns das Leben fast
Und machen, daß sehr schwere Last
D'rum, Herr, wann Du es nicht wirst hindern,
So werden sie noch endlich plundern
Von dieser ganz verderbten Rott'
Wird nie gebetten als im Spott
Ach, würden sie nur tod geschlagen
So wurden wir so glücklich leben
Wer weiß, wohin dies Volk gehört,
Im Himmel wird es nicht geehrt,
Sie sagen: „Schweitzer, kleid' uns frey",
Fressen und saufen auch dabey
Sie rauben unser Gut und Hab
Und schneiden uns vom Munde ab
D'rum, Herr, wenn wir in diesem Jahr
Dir bringen wenig Gaben dar.
Weil wir bey dieser Höllenqual
Bezahlen müssen ohne Zahl
Vergieb uns, wann wir Lind'rung suchen
. . . . . .
Das Volk, das uns nicht kann gefallen,
Der T . . l hole es mit allen
Wann man kein Pferd mehr haben kann,
Heißt's „Schweitzer, spann' die Ochsen an

Der Du bist
Im Himmel;
Geheiligt werde
Dein Nahme,
Zu uns komme
Dein Reich.
Dein Wille geschehe
Wie im Himmel,
Also auch auf Erden
Gieb uns heut'
Unser täglich Brodt.
Vergieb uns
Unsre Schulden,
Wie auch wir vergeben
Unsern Schuldnern
Und führ' uns"

Sie ſind uns leider überlegen
Und ſcheuen uns in allen Wegen — Nicht

Die Lumpenhünd und Eſeltreiber
Sie führen Mädchen und auch Weiber — In Verſuchung,

Weil ſie ſo allen Unfug treiben,
So laß ſie, Herr, nicht bei uns bleiben, — Sonder erlöß uns

Und mache, daß wir armen Leut'
Bald möchten werden ganz befreyt — Von den Böſen,

Ach Gott, erhöre unſ're Bitten
Von Franken ſäub're unſ're Hutten, — Dann Dein iſt das Reich

Schaden thun ſie uns Tag und Nacht,
Denn ſie haben dazu die Macht — Und die Kraft

Ach Gott, von ihnen erlöſ' uns ganz
Und ſchenk' uns wieder den alten Glanz — Und die Herrlichkeit

Wind' um uns der Eintracht Band
Und mach' glücklich unſer Land — In Ewigkeit

Verleih' uns Fried' und wahre Ruh'
Und ſchick' dies Volk dem T . . . . zu. — Ammen.

Ueber eine rohe Störung des Charfreitags Conzertes durch franzöſiſche Offiziere wurde der folgende bittere Vers verfaßt:

Die Chriſten Zürichs ſangen Freiheitslieder
Auf des Erlöſers Tod und prieſen Gott,
Dies ärgerte die edlen Frankenbrüder,
Sie rächten durch Verachtung ſich und Spott
Es ſtört die fein geprieſ'ne Natur
Die Harmonie durch wilden Trommelton
So ſtimmen Chriſt und Belial zuſammen
Der Chriſt lobſinget Gott — ſie lärmt
in's T . . . . 's Nammen.

Selten wagte man natürlich — wenigſtens vor 1802 — ſolche Ergüſſe der Circulation und ſomit dem Zufall einer Entdeckung preiszugeben; daß aber die Franzoſen ſogar in der Schlafſtube als Stell-

Digitized by Google

vertreter des zürcherischen „Bölmann's“ galten, das wissen wir noch aus dem Drohvers gegen „kreuzige“ Kinder

Es schneyelet, es beyelet,
Es gaht en chüele Wind,
D'Franzose haued Rüethli ab
Und gänd's de Chinde g'schwind.

Am discreten Schreibtisch zeichnete indessen Martin Usteri — in den Intervallen der Verschonung mit fränkischer Einquartierung — seine zierlichen Blättchen mit derben Versen, von denen ich als besonders treffend nur einen herausheb (die dazu gehörige Illustration einer mit tricoloren französischen und helvetischen Halsbändern versehenen Hundsfamilie erklärt sich von selbst)

Ihr Mütter aller Erdrevieren,
Zweibeinig oder auch auf vieren,
— Gleichviel — die erste Nahrungspflicht
Versäumet und vergeßt ihr nicht;
Doch ach, die Republiken Mutter
Will nun von ihren Kindern Futter.
Da hilft kein Winseln und kein Schrei'n . . .
Sagt mir: Soll Dieses nach der Lehre
Der Theophylanthropen sein.

In größerem Formate, aber gleichem Geiste arbeitete Herr David Heß im Beckenhof, um seinem Herzen auf irgend eine Art Luft zu machen, doch ist die kostbare Serie jener Carricaturen aus Rücksichten persönlicher Discretion noch nie an die Oeffentlichkeit gelangt. Einiges daraus zu citiren, was die Franzosen betrifft, kann indeß Niemanden verletzen. Auf einem der fraglichen Blätter, betitelt „Der Ritt auf dem Wurstzehnden“ — wird die Familie Massena mit Frauen, Kindern, Adjutanten, Koch und Kellermeister, auf einer großen Bratwurst reitend, dargestellt, über der eine Inschrift an dreifarbigem Bande aufgehängt ist:

Freiheit Gleichheit.

Neue Vermögenssteuer,
Allen Aktiv- und Passivbürgern
der
Stadtgemeinde Zürich
aufgelegt zur Verköstigung des fränkischen
Generals und Comp

Darunter stehen die Verse:

Gastfreundschaft

Nur bei Fremden verschmäht man die Tafel und speist in dem Wirthshaus,
Bei den Freunden genießt zwanglos man Speise und Trank.
Massena liebt uns gewiß, er wohnt wie bei Brüdern in Zürich;
Denn er trinkt unsern Wein und verzehrt unser Brot.
Waschen sogar läßt er sich bei den Bürgern und bittet verbindlich
— Denn seine Frau ist am Ziel — bald zu Gevatter uns noch.

Als mit dem Jahr 1803 die Schweiz wenigstens formell wieder auf eigne Füße gestellt ward und die französische Emquartierung nach und nach aufhörte, konnte man unbesorgter vor Entdeckung zu Hause seine Glossen zur Weltgeschichte und ihren Beziehungen zum Schicksal der Heimat machen. Aus der Reihe von bedeutenden und auch künstlerisch werthvollen Caricaturen der Heß'schen Sammlung aus dieser Zeit kann ich nur nicht versagen, einige poetische Texte herauszugreifen, die sich weit über die kleinlichere Tagespoesie herausheben. Die kurz vorhergegangene Epoche findet sich charakterisirt durch

Bonaparte's Wiegenlied für die geschaukelten Helvetier.

Bim bam, bim bam,
Singt der Beschützer lobesam
Ich wieg euch, ihr Knaben,
Auf meiner Schaukel,
Denn ich will haben,
Daß euch das Gaukel-
Spiel endlich wie Schaaf

In frommen Schlaf
Versenke, daß ich
Frei und gemächlich,
Was mir behaget
Und Nutzen mir traget,
Wenig oder viel,
Mit Stumpf und Stiel,
Das Huhn und das Ey,
Ohne Zetergeschrey
Und Kinderlehren
Von euch zu hören
In meine Ficke
Spazieren schicke!

Vom Jahr 1813 datiren die beiden vortrefflichen Zeitbilder

Der große Protektor der kleinen Schweiz.

Alle Welt in Flammen!
Nur ein einziger Erdenfleck
Noch unversengt
Hoch von Gletschern umthürmt,
An deren Rand
Die Alpenrose
Von klaren Strömen
Befeuchtet blüht!
Und auf der Scholle
Des glänzenden Eises,
Das bald an der Lohe
Der brennenden Welt
Auch schmelzen wird,
Steht einzig noch
Der Schweizer fest
Am Rande des Abgrunds,
Vom Lämmergeyer beschützt und bedroht,
Den noch am Zaum
Der mächtige hält,
Der Könige stürzt
Und neue Reiche auf Trümmern stiftet.

Iſt er dir hold?
Darfſt du ihm trauen?
Du armer Schweizer,
So ſteh nur feſt,
Daß er ſein Werk,
Den Schild[1]), womit du
Dich kümmerlich deckeſt,
Nicht ſelbſt zerſchelle
Und dich damit!

Die Capitulation mit dem Minotaurus[2]).

(Motto: Alimentez, ou je signe — le projet de réunion.)

Der Minotaurus will gefüttert ſein!
Und bringt ihr ihm kein friſches Menſchenfleiſch,
So kömmt er reißend ſelbſt daher gerannt
Und frißt euch allzumal zum Frühſtück auf!
So wertet denn das blut'ge Loos und ſchickt
Ihm in den weiten Rachen die dem Tod
Für's Vaterland geweihten Opfer, bis
Ein Theſus kommt, der euch und alle Welt
Von dieſem Unhold ritterlich befreit.

Eines der letzten Stücke der Sammlung iſt der 1814 entworfene „erſte und einzige Grundſtein des allgemeinen Friedenstempels", ein Stein, darauf die Worte eingeſchrieben ſind: Hic jacebat Napoleon Bona-

---

[1]) Die Mediationsakte.

[2]) Durch den Dienſtvertrag vom 27. Dezember 1803 hatte die franzöſiſche Republik 16,000 Schweizer in 4 Regimentern zu 4000 Mann in ihre Dienſte genommen. Die fortwährenden Kriege verminderten aber den Beſtand ſo raſch, daß trotz Reduktion der vertragsmäßigen Truppenzahl (28 März 1812 auf 10 000 Mann) die fortwährende Rekrutirung nur mit den größten Schwierigkeiten möglich war und zu peinlichen Verhältniſſen Anlaß gab — Betreffend das „Alimentez — ou je signe" vergl. Napoleon's Aeußerungen gegen die Schweizer-Geſandten, welche die Glückwünſche der Tagſatzung zur Geburt des Königs von Rom überbracht hatten. Tillier, Geſchichte der ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft während der Vermittlungs-Akte. Bond I. S 442.

parte, deſſen erſte Skizze der ruſſiſche Geſandte Graf Capo d'Istria im Februar 1814 dem Kaiſer Alexander ſchickte.

Nur keinen von Papier!

So macht denn endlich Frieden!
Doch einen recht ſoliden!
Und daß er's bleibe, gerbet ſchnell
Napoleons höchſteigenes Fell
Zu ſeinem weißem Pergament,
Schreibt d'rauf das Friedensinſtrument,
Und ſo nur hält's, beim Sappernent!

An Hand der Heß'ſchen Satyren über die Franzoſenzeit ſind wir eigentlich über den Rahmen unſerer zürcheriſchen Geſchichte etwas hinausgeſchritten und müſſen nun jedenfalls noch zu jenem Moment zurückkehren, an den jeder Zürcher noch heute mit einer gewiſſen Freude denkt — den Widerſtand der Stadt gegen General Andermatt und das mit Courage ausgehaltene Bombardement durch denſelben. Eine brave That verdient die Sympathie der Freunde und Gegner und wenn ſich eine Bürgerſchaft mit eigentlicher Begeiſterung den Schädigungen des Bombardements unterzog, deren Umfang man nicht zum Voraus bemeſſen konnte, ſo zeugt das vom Wiedererwachen eines guten, männlichen Geiſtes in ihrer Mitte. Ich will nicht behaupten, daß, als der Sturm ziemlich harmlos vorübergezogen, die Siegesfreude des Augenblicks ſich nicht etwas zu ſelbſtbewußt kund gegeben und der Kriegsruhm zu laut gefeiert worden ſei, immerhin war es eine That, und wir begreifen darum, wenn bei einer ſpätern Erinnerungsfeier des 13. September das nachſtehende, von Martin Uſteri verfaßte Lied begeiſterte Sänger fand.

Rundgeſang.

Mel.: Bekränzt mit Laub ꝛc.

Das Glas zur Hand! Den Tag, der uns gerettet,
Preist unſ're Taubegier
Von Herzen haben heute wir gebetet,
Von Herzen ſingen wir.

Es ſchweigt der Sturm, der heulend uns umwehte,
Uns zu zernichten ſchwor,
Und eines ſchönern Tages Morgenröthe
Steigt aus der Nacht empor.

Die Sonne ſcheint, die Nebel ſinken nieder,
Die Lüfte wehen lau,
Und freundlich lacht am lieben Himmel wieder
Das ſchöne Weiß und Blau.

Wohl war's nicht ſo, als jene Frevlerhorde
Vor uns're Thore drang,
Den ſcharfen Dolch gezuckt zum Brudermorde,
Zum Brand die Fackel ſchwang.

Wir trotzten ihr, denn es umſchlang uns wieder
Der Eintracht ſchönes Band,
Als Arm und Reich, als Alt und Jung als Bruder
Auf unſern Wällen ſtand.

Wir lachten ihr, als ſie mit blut'ger Fratze
Laut fluchend wieder wich
Und dann die Stadt, ſo wie die arme Katze
Den heißen Brei unſchlich.

Zerriſſen ſind die Ketten, die ſie brachten,
Vereitelt ihre Wuth;
Und was ihr Erz verderben hatte, machten
Die Hören wieder gut.

Nur in den Dachern ſah man Tod und Lucke,
Wo blieb ihr ſtolzes Droh'n?
Statt Heldenthaten ſah'n wir Bubenſtücke,
Statt Stürmen — wie ſie floh'n.

Mit ihnen floh, wie wenn in dürre Blätter
Der rauhe Nordwind fährt;
Der ſaubre Troß der theuren Landesväter,
Geſchreckt vom Schweizer-Schwert.

Wo blieben ſie? — Am Genferſeegeſtade
Erſcholl ihr Klageton.
Sie winſelten, ſchon naß bis an die Wade
Hilf, St. Napoleon!

Zu gütig, kam er mit der Eil des Falken,
Und ihre Furcht verſchwand
Sie krochen triefend auf dem Rettungsbalken
Nun wieder an das Land.

Das Glas zur Hand! Die Zeiten ſind vorüber,
Wo auf dem Wall man ſaß,
Behaglich meſſen wir nun die Kaliber
Von Flaſche und vom Glas.

Statt Pulvertonne, Kugeln und Granaten
Umgibt uns leckre Koſt:
Und nur zur Zubereitung fetter Braten
Erhitzt ſich jetzt der Roſt.

Das Meſſer führt die Rechte, die zum Streite
Den ſcharfen Säbel ſchwang;
Und ſtatt dem ſchauervollen Sturmgeläute
Erſchallt jetzt Gläſerklang.

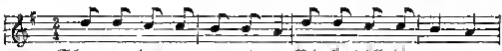
Dank ſei's dem Kampf; er ſchuf, daß voll Entzücken
Das Herz uns höher ſchlagt,
Weil wir nicht ſchamroth mehr in's Ferne blicken,
Wenn man nach Schweizern fragt.

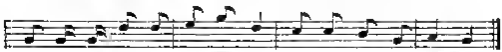
Dank ſei den Führern, ihrem treuen Leiten,
Braucht's wohl der Namen noch?
Es leben Alle, die Gefahr nicht ſcheuten,
Wir Alle leben hoch!

Und höher noch die Braven ab dem Lande,
Die uns zu Hilf geeilt,
Trotz der Gefahr, trotz jener ſaubern Bande
Mit uns die Noth getheilt.

Der Geber alles Guten überdecke
Mit Reichthum ihern Pflug;
Füllt er für uns mit Segen jene Sacke,
Dann sind wir reich genug

In zürcherischen Kreisen hat sich daneben bis auf den heutigen Tag seines urwüchsigen Humors und seiner muntern Melodie willen das Liedlein vom General Andermatt erhalten, das ich zum Schlusse hier vollständig aufnehme, indem es gewiß von keinem unserer ehrenwerthen Mitbürger aus dem zürcherischen Oberland mehr übelgenommen wird


Schnur-re, schnur-re um und um, Red-li, trüll di um-me,


eu-se-ri Sach gaht schüü-li chrumm, d'Leu-e thüend scho brum-me.

Chumme grad ietz us der Stadt
Hei mit Wyb und Chind're
Ha mit General Andermatt
Zürri welle plünd're

Plunder für ganz Chelleland
Hämmer welle holle
Gold und Silber, Diamant,
Alli Sack ganz volle

Doch vergäbis vor der Stadt
Sim-mer Alli g'fesse,
Will der ung'schickt Andermatt
D'Chugle hät vergesse

Myni Säck, die bring' i hei
Leer vu alle Schätze,
Langi Naze, müedi Bei,
Und die alte Fetze

Schnurre, ſchnurre, um und um,
Redti, trüll di umme,
S'iſt mer grad jetzt nümme d'rum,
Zürt z'binbumme.

Damit iſt unſer Rundgang durch die zürcheriſche Revolutions- und Gegen-Revolutions-Poeſie beendigt. Möge die Zeit nicht wiederkehren, da der Kanonendonner in der Schweiz zum täglichen Brod gehörte; wenn er aber wieder ertönen muß, ſo möge er das Vaterland in geeinterem Zuſtand finden als am Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Vorrechte des Orts und der Geburt ſind geſtrichen, aber die Vorrechte der Partei drücken noch da und dort die eidgenöſſiſche Geſinnung darnieder. Auch der Wunſch ſei mir zum Schluſſe noch geſtattet, daß der Humor zwar bei uns immer jene gute Stätte finden möge, daß es aber der bittern Satyre hinfort an lebenden Zielſcheiben fehlen möge.

Das Augustiner Chorherrenstift Mariazell auf dem Beerenberge.

Von H. Zeller-Werdmüller.

Die Zeichnungsbücher des Malers und Kupferstechers Konrad Meyer enthalten eine Reihe Ansichten zürcherischer Baudenkmäler und Gegenden, welche, mit ziemlicher Genauigkeit entworfen, die Kenntniß einiger seit dem 17. Jahrhundert ganz verschwundener, mittelalterliche Baureste auf unsere Zeit gebracht haben. Es befinden sich darunter 4 Ansichten des ehemaligen Klösterchens Beerenberg bei Wülflingen, deren eine in verkleinertem Facsimile als Probe der Kunstfertigkeit Meyer's diesem Taschenbuche beigegeben ist.

Da des genannten Stiftes Geschichte wenig bekannt, bis jetzt überhaupt noch niemals urkundlich dargestellt worden ist, so glaubten die Herausgeber, unsern Lesern die Geschichte Beerenberg's in kurzem Abriß vorführen zu dürfen.

Auf der Ostseite des zwischen der Ruine Altwülflingen und dem Dorfe Pfungen sich hinziehenden, schön bewaldeten Beerenberges zeigen sich heute noch (554 Meter über Meer, 142 Meter über der Töß), in freier, aussichtsreicher Lage, hart am Rande eines steil abfallenden Ranes im Gehölze versteckt, einige über den Abhang vorspringende starke Grundmauern, welche dem Chor und den Seitenkapellen der ehemaligen Klosterkirche angehörten. Auch die Ausdehnung des Kirchenschiffes und des Wohngebäudes ist noch erkennbar. — Die Obermauern des Chores, welche zu Meyer's Zeiten noch malerisch in die Lüfte ragten, sind 1717 zum Ausbau des Hauses zur Geduld in Winterthur verwendet worden.

Das Augustiner Chorherrenstift, welches einst hier aus dem grünen Walde herausleuchtete, gehörte zu den jüngsten klösterlichen Anlagen unserer Gegend.

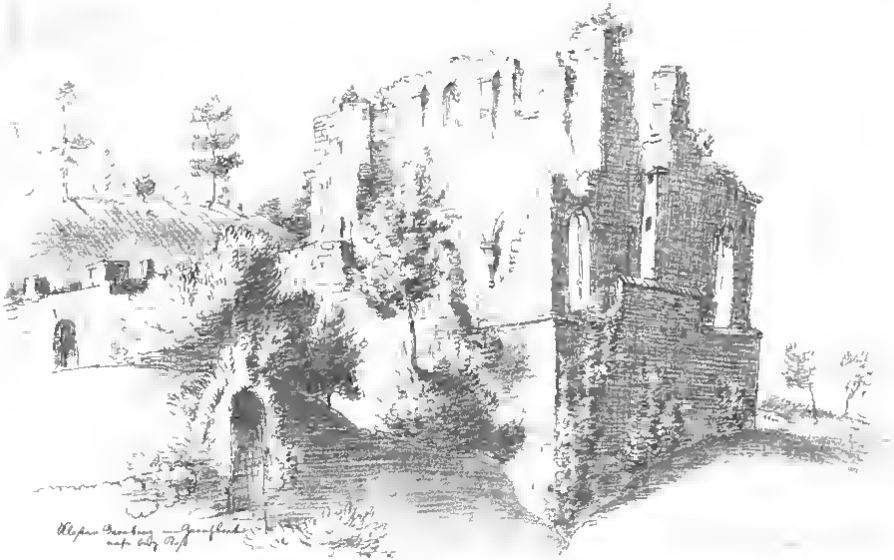
Am 8. November 1318 verlieh Herzog Leopold von Oesterreich dem Bruder Stephan Rinauer von Winterthur die gewöhnlich „unter den Bleichen" benannte Einsiedelstätte (**locum et aream heremiticam**) im Walde Beerenberg, mit der Erlaubniß, daselbst ein Haus zu bauen und mit seinen altgläubigen Genossen in Gebet, Wachen, Fasten und guten Werken zu verweilen. — Wie weit sich diese Einsiedelei entwickelt, ist unbekannt, doch scheint dieselbe erste Veranlassung zu der spätern Klostergründung gegeben zu haben.

Im Jahre 1355 begann Bruder Heinrich von Linz, ein Franziskaner Ordenspriester aus dem Bisthum Passau, mit Zustimmung der Herzoge von Oesterreich, Bischof Johann's III. von Konstanz und Johann Sättelin's, des Kirchherrn zu Wulflingen, am Beerenberg ein Kloster zu erbauen. — Nachdem er daselbst mit seinen leiblichen Brüdern (Paulus, Konrad, Johannes und Nikolaus [1]) und andern geistlichen Personen (1365 Gunther) einen Konvent nach der dritten Regel des heil. Franziskus gebildet hatte [2]), ertheilte ihm am 28. Januar 1362 Bischof Heinrich III. von Konstanz verschiedene Befugnisse betreffend Aufnahme und Austritt der Brüder, Wahl des Meisters und Annahme eines andern Ordens.

Der Landesherr, Herzog Rudolf IV. von Oesterreich, welcher schon 1363 der Bruderschaft einige Gunst erwiesen hatte, schenkte derselben mit Urkunde vom 16. Oktober 1364 die Hofstatt im Beerenberg, worauf das Haus und die Kapelle gebaut ist oder gebaut werden soll, nebst dem umliegenden Walde, 50 Klafter weit von der Ringmauer. Dagegen soll

[1]) „Der Niclaus war nicht mehr als 14 Jahre alt, da er starb, die andern waren nacheinander Priores in dem Kloster" (J. M.).

[2]) Er nennt sich schon 1358 bei einem Güterkaufe „Pfleger der Brüder von der dritten Regel".



Digitized by Google

er der erste Stifter des Klosters genannt werden. Er erlaubte den Brüdern, eine bewährte Ordensregel anzunehmen, gestattete ihnen, in den Wäldern der Herrschaft das nöthige Bau- und Brennholz zu hauen, und nahm ihre liegende und fahrende Habe in seinen Schutz.

„Bruder Heinrich ward bald bei den Edlen und Gewaltigen selbiger Gegend bekannt wegen seines frommen Wesens. Dieselben gaben ihm viel Jünglinge, daß er sie in h. Schrift sollte unterweisen, darum thaten sie ihm viel Hülfe mit Bauen und schenkten ihm Hofe und Güter. Doch mußte er sich eine Zeitlang sammt seinen Brüdern des Bettelns behelfen, bis ihnen durch Hülfe frommer Leute so weit geholfen ward, daß sie des Bettelns entübriget und um so besser der Schrift obliegen und ein ruhiges Leben führen konnten. Da nahmen sie an den Orden der Brüder von Steiga, genannt Canonici Regulares Sancti Augustini [1])".

Von der bischöflichen und herzoglichen Erlaubniß Gebrauch machend, vertauschten die Brüder die dritte Regel des Franziskus mit dem Orden der regulirten Augustiner Chorherren, wozu Heinrich III. von Konstanz unterm 5. März 1365 die bischöfliche Genehmigung ertheilte. Es wurde dabei bestimmt, daß mit jedem Schaltjahr ein neuer Prior zu wählen sei.

Heinrich von Linz und seine Genossen gehörten zur gesügen Richtung der Mystiker und Gottesfreunde, welcher auch andere Augustinerstifte huldigten, so das von Ruysbreck gegründete Kloster Grönbal bei Brüssel. — Gleich andern Gottesfreunden, scheint auch Heinrich sich besonderer Gnade des Himmels gerühmt zu haben. Hottinger (Helvet. Kirchengeschichte II. Seite 178) bemerkt über denselben: „Man bethörte die Welt, Heinrich habe nebend der Gaab der Wunderwerken, auch die Gaab der Weissagung und verschiedene Erscheinungen gehabt." — Der Barfüßer Klaus von Bloveldeu berichtet (nach einem Schreiben im Briefbuche der

[1]) Aufzeichnungen von J. M. aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, mitgetheilt durch Herrn Dr. A. Rüscheler-Usteri. — J. M. scheint aus den besten Quellen geschöpft zu haben.

Johanniter zum grünen Wörth in Straßburg — K. Schmidt: Nikolaus v Basel, S 69) über das neue Stift und seinen Begründer.

„Anno domini 1367, in der Zeit, als man anfing, unser Kloster erstmals zu erneuern, war ich in einem Wald bei Winterthur, heißt der Beerenberg, bei gar ehrbaren Priestern eines „die Steiger“[1]) geheißenen Ordens, unter diesen war ein besonders groß begnadeter Gottesfreund, dem Gott viele große Geheimnisse offenbarte. Dieser, der Brüderschaft Stifter und oberster Prior und Prälat, wollte keinem der Brüder gestatten, irgend etwas an Kleidern oder Kleinoden eigen zu besitzen, und wann er bei einem irgend welche Neigung zu oder Aufmerksamkeit für eines seiner Kleider oder Kleinode, es seien Röcke oder Hüte (Schappe rone), Gürtel oder Messer, Bücher oder Heiligenbilder (heiligeln) oder eine der allerlei Kleinigkeiten (Klutterote) und Werthsachen, wie sie junge Leute gern haben, bemerkte, so nahm er ihm das zu Stunde und gab es einem andern. So behütete er dieselben fleißig vor allem Eigenthum, wie ich selbst gesehen habe, denn wohl 18 Wochen behütete ich bei und wandelte in ihrem Klösterlein, genannt unserer Frauen Zell in dem Berberge, als ich noch ein weltlicher Schüler war und wenig darüber nachdachte, was aus mir und unserm Hause werden sollte.“

„Dieser erleuchtete heilige Gottesfreund sprach zu dieser Zeit viel mit mir in freundlicher, liebreicher Mahnung wegen des Eigenthums, wie gar schädlich dasselbe allen geistlichen Personen wäre und wie unsicher des ewigen Lebens diejenigen sind, welche in geistlichem Scheine und in bewährten Orden besonderes Eigenthum haben und mit Herzen besitzen. Und unter andern Worten sprach er zu mir mit großem Ernste: Ihm

---

[1]) Die Steiger waren nach Schmidt Nic. v. Basel ein Zweig des Augustiner Ordens, so benannt von dem im 12 Jahrhundert zu Oberstetgen an der Zaberer Steig gegründeten Kloster. Außer dem Mutterhaus zu Steig (seit 1303 zu Zabern) gehörten zu den Steigern die Augustiner zu Lahr, Landau und Beerenberg. Unsere Urkunden erwähnen zwar dieses Verhältnisses niemals, spätere, ebenfalls von Schmidt mitgetheilte Nachrichten aus dem Elsaß lassen aber hieran kaum einen Zweifel.

wäre es viel tröstlicher und lieber, daß einer seiner Bruder sich mit einem Weibe verfehlte und Kinder von ihr erhielte, als daß derselbe irgend welches gesonderte Eigenthum haben sollte, obwohl Unlauterkeit ledigen weltlichen Personen eine besonders große schwere lästerliche Todsünde ist und eine noch viel größere und schändlichere geweihten geistlichen Personen. Er schätzte deßbezüglich in seinem Herzen, daß Eigenthum das allerschwerste und sorglichste sei, und so äußerte er sich auch in seinen Worten, und doch war er sehr behutsam, nicht viel zu andern, er hatte dann Zeugnisse des heil. Geistes oder der heil. Schrift. Denn er wußte und bekannte in der Gnade und in der Schrift viel lichtreichen Bescheid, und war ein gelehrter bewährter großer Gottesfreund, dem man wohl getrauen und glauben und seinem Rathe mit ganzer Sicherheit folgen durfte."

Diese Mittheilungen des Klaus von Blovelden sind in genauer Uebereinstimmung mit den Statuten, welche Heinrich für sein Gotteshaus aufstellte und unterm 26 September 1368 durch den Bischof von Konstanz genehmigen ließ. Dieselben untersagten dem Prior und den Chorherren alles gesonderte Eigenthum an Geld oder Gut, sowie Annahme von Pensionen oder Prekarien, unter Androhung strenger Strafen.

Suchte so der Prior das klösterliche Gelübde der Armuth in einseitiger Strenge durchzuführen, so strebte er dagegen, den Haushalt des Stiftes mit reichlichen Mitteln zu versehen, und schon 1370 besaß das Kloster eine Reihe Güter und Höfe, sowie zwei (heute noch zum Beerenberg genannte) Häuser am Münsterhofe in Zürich. Der Bau der Klosterkirche wurde eifrig gefördert, doch scheint Bruder Heinrich von Linz deren Vollendung nicht mehr erlebt zu haben, denn bereits im Jahre 1372 wird seiner als eines Verstorbenen gedacht.

Unter seinem Nachfolger und Bruder, Prior Paulus, weihte 1372 Bischof Heinrich III. von Konstanz das neue Kloster zur Ehre des allmächtigen Gottes, der Jungfrau Maria und des ganzen himmlischen Heeres. Die verschiedenen Altäre waren folgenden Patronen geweiht:

1. der Hochaltar im Chore: der Seele Jesu Christi, der Maria und andern;

2 der Altar der rechtseitigen Chorkapelle den 11,000 Jungfrauen, den 10,000 Rittern und dem h. Mauritius mit Genossen,

3 derjenige der linkseitigen Chorkapelle der Maria Magdalena, Elisabeth, Anna, Joachim, Joseph und Simon (die Pfrund St. Maria Magdalena war eine Stiftung von Kath. von Küngeles, Ehefrau Konrads von Wolfurt [Z. M.]);

4. derjenige außerhalb der Chorschranken in der rechten Ecke dem h. Augustin und andern („Konrad Pfauen eines Burgers zu Zürich Hausfrau hat gestifft St Augustins Pfrund und dazu gegeben mehr dann 900 ℳ [Z M.]")

Der Bischof ertheilte dabei dem Stifte das Recht, Predigten halten zu lassen, und bestimmte, daß die Einweihung von Chor und Kapellen jährlich am ersten Sonntag nach der Octav Epiphaniae gefeiert werden solle.

Nach dieser Weihung, in welcher allerdings das unvollendete Kirchenschiff nicht inbegriffen war, fehlte dem Stifte zu seinem gültigen Bestehen einzig die päpstliche Bestätigung von Gründung und Ausstattung. Dieselbe erfolgte auf Bitten der Herzoge Albrecht und Leopold von Oesterreich am 10. April 1374 zu Villeneuve-les-Avignon durch den Papst Gregor IX., unter Verleihung des Begräbnißrechtes gemäß der Freiheiten und Immunitäten des Ordens.

Der Ausbau des Klosters, dessen Ausstattung und Aussteuer, wurde in den Siebenziger und Achtziger Jahren durch zahlreiche Ablaßbriefe und Predigtbewilligungen von Seite der Bischöfe von Konstanz, Basel, Straßburg, Augsburg, Lausanne, Chur und Trient gefördert, und es scheinen diese geistlichen Gnaden gute Früchte getragen zu haben, da sich der Besitzstand der Chorherren fortwährend mehrte. Im Jahre 1376 wurde das Stift mit dem Lauflehen, Kirche, Kirchensatz, Zehnten und Zinsen zu Tegernau im Wutachthale begabt und kleinere Schenkungen kamen in Menge vor. — Zu Ende des 14. Jahrhunderts besaß das Stift den Meyerhof zu Neftenbach, die Kelnhöfe zu Ottikon und Wülflingen, Höfe zu Wülflingen, Neuenburg b. W., Schweikhof bei Beerenberg, Rumstall,

Neftenbach, Andelfingen, Sözuach, Schottikon, die Mühle zu Glattfelden, dann zwei Häuser in Zürich, auch andere Rechte wurden erworben. so verkaufte am 13. Dezember 1375 der Propst zu Zurzach, Heinrich Spichwart, dem Prior Günther von Lanzberg zu Handen des Klosters Beerenberg zwei Fischenzen bei der Rapperswyler Brücke, die jährlich 900 Fische Zins eintrugen. — Gleichzeitig wurde der Kirchenbau zu Ende geführt, so daß am 17. August 1378 wieder 3 Altare geweiht werden konnten.

5. außerhalb der Chorschranken zur Rechten zu Ehren des Evangelisten Johannes, Petrus, Paulus und Markus,

6. außerhalb der Chorschranken zur Linken. zu Ehren Johannes des Täufers, des Stephanus, des h. Laurenz und des Dominikanermönches Peter Martyr. (Ueber diesen Altar wird berichtet: „Frau Metze von Sechselheim hat an die erst Pfrund St Johanns des Täufers gegeben viel Guts, nämlich ein Haus zu Straßburg in der Stadt, auch Zins und Gült, die zu baar Geld gemacht und dahin verordnet wurden [J M.]“)

7. außerhalb der Chorschranken in der linken Ecke der h. Katharina, Margaretha, Agnes, Agatha und Dorothea.

Ein letzter Altar innerhalb der Chorschranken wurde am 3 Juni 1396 zu Ehren des h Kreuzes und des h. Michaels geweiht.

Im Jahre 1382 eximirte Jakob von Goldenberg, Kirchherr zu Wülflingen, auf Rath seines Vaters Egloff, das Kloster gegen 10 Schilling Zürcher Münze jährlichen Zinses von der Pfarrkirche Wülflingen.

Einen Beweis des Zutrauens erhielten die Augustiner im Beerenberg durch Bischof Burkhard von Konstanz, als ihnen derselbe 1394 die Augustinerinnen in Unzhofen, Kirchgemeinde Lauz, welche bisher der dritten Regel der Franziskaner angehört hatten, unterstellte. Ob das Kloster damals den strengen Grundsätzen seines Stifters noch treu war, wissen wir nicht, ohne Zweifel war indessen die erste Strenge nicht von Dauer, sonst wäre Bruder Johannes von Wangen, früher Prior, später Kustos des Klosters, nicht im Falle gewesen, die Vergabung von 3 Pfund Haller jährlichen Zinses anzunehmen, welche ihm im Jahr 1416 von einer Nonne des Klosters St. Katharinathal gemacht wurde.

Wie die ganze mittelalterliche Kirche, vorab das Mönchsthum, gerieth auch Beerenberg im 15. Jahrhundert in Verfall und Verderbniß. Schon 1407, als Hans von Oesterreich (vielleicht noch der Bruder des Stifters Heinrich) Prior war, wurde der Chorherr Heinrich Roßnagel wegen Beschimpfung des Rathes zu Winterthur in den Thurm gelegt und den 4. Juni genannten Jahres zur Abbitte gezwungen.

Später verkam das Stift mehr und mehr, die Urkunden fehlen beinahe ganz, und es nahte der gänzliche Untergang. Nach Hottinger's helv. Kirchengeschichte (II. S. 178) sollen die Mönche „ihre Renten verschwendet, gänzlich aufgeraumt und Kirchenzierden, Kreutz, Meßkleider in Fässer eingepackt haben, um selbige außer Landes zu führen; aber die von Zürich, als des Klosters Schirmherren, haben ihnen nachgeeilet und den erhaschten Raub denen geregleten Augustiner Chorherren geschenkt." — Diese Geschichte wird von anderer Seite (J. M.) folgendermaßen erzählt: „Es war das Kloster mit viel und großem Heilthum begabt, dazu so viel Silber und Gold dahin gegeben, daß man benelltes Heiligthum in Silber und Gold eingefasset. Aber hernach nahmen sie das Silber und Gold wiederum, machten Trinkgeschirre daraus, nahmen die Becher wieder, beschlugen Messer und Degen. Damit war das Kloster verdorben, so daß die Winterthurer dieselben Mönch fiengen und sie verschickten. Anno 1484 besetzte man das Kloster mit andern Mönchen, welche aber mit großer Armuth Haus gehalten haben."

In der That waren die Augustiner von dem Zweige der Steiger (zu welchem Beerenberg gehörte) so sehr heruntergekommen, daß dieselben durch Sixtus IV. (am 17. Juni 1482) säkularisirt und andern regulirten Augustiner Chorherren zugetheilt wurden. Das Haus auf dem Beerenberg, welches 150 rheinische Gulden Einkünfte aufwies, sollte mit vier Chorherren und zwei Vikaren besetzt werden[1]). Wir finden nun, übereinstimmend mit diesen Angaben, daß 1483 Heinrich de Spina, Prior des bereits 1472 wegen schlechter Verwaltung der Augustiner Kongregation

[1]) Schöpflin, Alsatia diplomatica II, 417.

von Windesheim übergebenen Stiftes von St. Martin auf dem Zürichberg, sich mit den Angelegenheiten des Beerenberges beschäftigt und die bischöfliche Urkunde von 1365, welche den Uebergang zum Augustinerorden genehmigt, ediren läßt. — Am 8. Februar 1489 überweist dann Bischof Otto von Konstanz den Beerenberg förmlich an das Generalkapitel der Kongregation zu Windesheim, welche künftig den Prior einsetzen soll.

Beerenberg wurde also hiemit, wie früher St. Leonhard zu Basel und St. Martin auf dem Zürichberg, ein Glied der Kongregation von Windesheim, welche von Florentius Radewin, dem Lehrer des berühmten, frommen Thomas a Kempis begründet, großen Rufes genoß. — Bei diesem Zusammenhange wird es nicht auffallen, wenn 1484 und 1515 ein Prior Johannes von Paderborn (vielleicht der gleiche wie Joh. de Watterbrun, der 1508 als Chorherr genannt ist) vorkommt, und wenn Markus Rollenbuz, der 1510—13 dem Beerenberg als Prior vorsteht, zur Reformationszeit die Stelle eines Schaffners zu St. Martin auf dem Zürichberg inne hatte.

Die Tage der Klöster in unserm engern Vaterlande waren indessen gezählt, bei dem geringen Nutzen, welchen dieselben in den letzten Jahrhunderten für Glauben und Bildung gehabt, konnte die von Menschensatzungen gereinigte Kirche denselben keine Rücksichten zukommen lassen. Im Jahre 1525 wurde auch das Kloster Beerenberg aufgehoben und im Jahr 1527 nach dem Tode des letzten Priors ein Leibdingsvertrag mit den letzten vier Chorherren, Jakob Schmid, Friedrich Hauser, Dionys Goldschmid und Hans Kaufmann abgeschlossen. Ein jeder dieser Herren erhielt 17 Mütt Kernen, 2 Malter Hafer, 5 Saum Wein und 17 Gulden jährlichen Leibdinges. — Das Kloster nebst umliegenden Gütern wurde um 1000 Pfund Haller dem Gerichtsherrn zu Pfungen, Hans Steiner, verkauft, die Gefälle, wie diejenigen des Heiligenberges bei Winterthur, dem Amte Winterthur einverleibt, Kelche, Kreuze und Geidesweth nach Zürich geführt und zu Geld gemacht. — Ansprüche, welche Konrad von Rümlang, Gerichtsherr zu Wülflingen, auf das Kloster machte, wurden mit etwas Geld beschwichtigt.

Eine von Rahn vorgenommene Messung der Kirchenräume ergibt eine Gesammtlänge von zirka 27 Meter = 90 Fuß im Innern gemessen, wovon 11,70 Meter (39 Fuß) auf Seitenkapellen und Chor entfallen. Der Chor hatte 5,76 Meter (19 Fuß) innere Breite, die rechtsseitige (11,000 Jungfrauen) Kapelle 3,47 Meter (11½ Fuß), die linksseitige (Maria Magdalena) Kapelle 4,10 Meter (13⅔ Fuß) Breite. Chor und Seitenkapellen hatten, nach den Zeichnungen Meyer's, je drei spitzbogige Kreuzgewölbe, in der Ecke zwischen Chor, Maria Magdalena-Kapelle und Schiff befand sich ein rundes Wendeltreppenthürmchen, welches vielleicht, über die Dächer emporragend, zugleich zur Aufnahme der Glocken diente. Die Spitzbogenfenster enthielten Maaßwerkfüllungen. — Das bis zu Anfang der Chorstufen 13½ Meter (45 Fuß) lange und 16,20 Meter (54 Fuß) breite Schiff der Kirche bestand wahrscheinlich aus einem breitern, dem Chor entsprechenden Mittel- und zwei Seitenschiffen, mit 4 (?) Jochen, — etwas Bestimmtes über dieselben ist indessen weder aus den Meyer'schen Skizzen, noch aus einem in dieser Hinsicht deutlichern Kupferstiche von D. H. (Herrliberger[1]) ersichtlich. An der Nordseite der Kirche befand sich das Wohngebäude der Mönche.

Die Antiquarische Gesellschaft in Zürich bewahrt das schöne eherne Konventsiegel des Klosters aus dem 14. Jahrhundert. Dasselbe ist rund, hat einen Durchmesser von 54 Millimeter und zeigt auf rankengeschmücktem Grunde unter einem gothischen Baldachin die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde, den Täufer Johannes zu ihrer Rechten, den Evangelisten Johannes zur Linken. Die Umschrift in gothischen Majuskeln lautet: S. Conventus: Celle: bte: Marie: in: mote: Berb'g: — Das Siegel des Priors an einer Urkunde vom Jahre 1416 hat 54 Millimeter Höhe, 32 Millimeter Breite und die gewöhnliche spitzovale Form. Unter einem Baldachin auf Rankengrunde ist der h. Augustin abgebildet. Die Umschrift in gothischen Minuskeln lautet: Sigillum prioris in berberg

[1]) In der Ziegler'schen Ansichtensammlung auf der Stadtbibliothek Zürich.

Die Baldachine und der Grund beider Siegel ſind ganz übereinſtimmend und weiſen auf die Hand des nämlichen Stempelſchneiders hin. — Das große Konventſiegel verräth, ebenſo wie die Kloſterrune, daß die erſten Chorherren auf dem Beerenberge bei Errichtung und Ausſtattung ihres Stiftes in kunſtſinniger Weiſe verfahren ſind, ſoweit es die vorhandenen Mittel erlaubten.

Zürcherische Zunftscheiben auf Schloß Heiligenberg.

Zu Tafel I.

Zu den zahllosen Glasgemälden, welche vor Zeiten unsere öffentlichen und privaten Bauten geschmückt haben, gehört eine Sammlung zürcherischen Zunftscheiben, die sich im Besitze S. D. des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg befinden. Sie waren bis zum Jahre 1878 in dem fürstlichen Schlosse Heiligenberg untergebracht, wo sie nach erfolgter Restauration durch den Glasmaler J. H. Müller in Bern wiederum ihre Aufstellung finden dürften.

Sämmtliche Scheiben, acht an der Zahl, tragen das Datum 1605. Sie haben die gleiche Größe[1]) und geben sich durch den übereinstimmenden Charakter der Compositionen als Bestandtheile einer Folge von Widmungen zu erkennen, die vermuthlich einer zürcherischen Zunftstube verehrt worden sind. Leider ist nur ein Theil dieser Suite vereinigt geblieben. Es fehlen die Stiftungen vom Constaffel, Safran, Metzg, Gerbe und Widder. Einige dieser Scheiben mögen zerstört, andere von unbekannten Besitzern erworben worden sein[2]).

Aus technischen Merkmalen ergibt sich ferner, daß sie alle aus Einem Atelier hervorgegangen sind, und zwar aus der Werkstätte des berühmten Zürcher Glasmalers Josias Murer, wie dies das zweimalige Vor-

[1]) M. $0_{,26}$ hoch $0_{,20}$ breit.

[2]) Zu einer anderen Suite zürcherischer Zunftscheiben gehört ein schönes Glasgemälde von der Kämbelzunft im South-Kensington Museum in London.

kommen seines Monogrammes auf den Scheiben vom Kämbel und Weggen beweist. Josias (geb. 1564, gest 1631) war der Sohn des 1580 verstorbenen Joß Murer, des bekannten Dichters, Glasmalers und Verfertigers der 1566 datirten Karte der Landschaft Zürich, und ein Bruder Christophs (geb 1558, gest. 1614), der ebenfalls einen guten Ruf als Glasmaler besaß und als Kupferstecher durch die nach seinem Tode erschienene Sammlung von Emblemata bekannt geworden ist. Von Christoph stammt der tüchtige Holzschnittprospect seiner Vaterstadt von 1576.

Josias und Christoph, die ihre Kunst vermuthlich in einem gemeinsamen Atelier betrieben, gehörten nebst Franz Fallenter von Luzern und den Schaffhausern Daniel Lindtmeyer und Werner Kübler zu der Gruppe von Meistern, deren Werke die Nachblüthe der Glasmalerei in der Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts belegen. Ihre Arbeiten zeigen eine Höhe der Technik, welche den Vergleich mit den besten Leistungen des XVI. Jahrhunderts gestattet, ja es will scheinen, daß sie denselben durch die Anwendung gewisser raffinirter Proceduren sogar noch überlegen sind. Man kann sich davon Angesichts der Standesscheiben überzeugen, die Josias und Christoph um 1606 für das Rathhaus in Luzern gemalt haben[1]). Diese Scheiben, welche später das Zeughaus schmückten und neuerdings ihre Aufstellung in der Kunsthalle des alten Rathhauses gefunden haben, gehören nicht nur zu den besten, welche aus dem Murer'schen Atelier hervorgegangen sind, sondern es können dieselben ohne Uebertreibung zu den tüchtigsten Erzeugnissen der spätern Kabinetmalerei überhaupt gerechnet werden.

So hervorragende Werke sind nun freilich die zürcherischen Zunftscheiben nicht, doch mögen sie immerhin als charaktervolle Proben der Murer'schen Kunstfertigkeit geachtet werden und werth genug, den Nachkommen Derer, welche diese Schildereien gestiftet haben, im Gedächtnisse erhalten zu bleiben.

— —

[1]) Vgl. Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde. 1880. Nr. 3. S. 56.

Die immer wiederkehrende Anordnung besteht aus einem großen Mittelstücke. Es stellt die monatlichen Beschäftigungen und Lustbarkeiten vor, flankirt von rothen Säulen mit grünen oder violetten Kapitälen und Basamenten, welche je zwei zu beiden Seiten in die Perspektive gezogen und durch vorgekröpfte Architrave mit einander verbunden sind. Die vorderen Stützen markirt eine senkrechte Folge von sechs Schilden, über denen Zeddel die Namen der Zwölfer enthalten. Eine dritte Reihe von Schilden, die der Zunftvorsteher, zieht sich über dem rothen Architrave hin. In der Mitte derselben ist auf gelbem Grunde das Thierkreiszeichen, von einem weißen Wolkensaume umgeben, und dazu der Name des Monats geschrieben. Eine Ausnahme von dieser Regel macht bloß die auf Taf. I abgebildete Scheibe der Zunft zum „Schaaf". Hier nimmt das Wappen des 1609 verstorbenen Bürgermeisters Conrad Großmann die Mitte ein[1]). Die seitlichen Verkröpfungen des Gebälkes sind mit Blumenvasen oder mit nackten Kindern besetzt, welche Fruchtschnüre halten. Eine rothe Cartouche bildet die Basis. Sie enthält die Namen der Zunft, deren Wappen die Mitte schmückt.

Es scheint sich Murer's eigenhändige Arbeit auf die Ausführung der Mittelbilder beschränkt zu haben, während die des ungleich geringeren Beiwerkes von Architekturen, Cartouchen und Wappen den Gesellen überlassen blieb. Jene sind mit großem Fleiße behandelt. Der Grund ist weiß, und die ganze Composition auf Einem Stücke gemalt. Die meisten Töne sind Schmelzfarben. Nur hie und da für die Wappen, die umrahmenden Architekturen und einzelne Gewandtheile ist rothes Ueberfangglas zur Verwendung gelangt. Die Palette ist die auf allen Murer'schen Scheiben wiederkehrende. Sie besteht bei ausgiebiger Verwendung des leuchtenden, hoch aufgeschmolzenen Grün, sparsamem Gelb und Blau aus vorwiegend gebrochenen Tönen: Violett, Braun und einem hellen Kupferroth für die

[1]) 1565 Zwölfer bei der Schneidern, 1574 Zunftmeister, 1591 Bürgermeister.

nackten Theile, die mit effectvoll herausgeschafften Lichtern modellirt sind. Dieselben Farben hat der Meister für die Hintergründe verwendet. Es gibt Landschaften mit violetten Bäumen, gelben und violetten Bergen, die übrigens, abgesehen von dieser conventionellen Bemalung, mit Verständniß componirt und geschickt in die ferusten Perspectiven gezogen sind. Auch der Charakter der Figuren entspricht der bekannten Murer'schen Weise. Einige, wie der Säemann auf Taf. I, dürften directe nach den Emblemata Christoph's copirt worden sein. Sie zeigen dieselben martialischen Köpfe, gesprezte Bewegungen und Posen und den eigenthümlichen Wurf der Gewänder mit straffen, scharf gebrochenen Falten. Als besonders charakteristische Erscheinungen sind der Wadmann im Wolfmonat, der Buttenträger auf dem Bilde des October und der Reiter auf der von den Zimmerleuten gestifteten Scheibe zu nennen. Letztere mit dem Bilde der Falkenbeize ist, weil die einfachste, zugleich die bestgebaute aller Compositionen.

Die Monatsreihe, welche die noch vorhandenen Scheiben repräsentiren, entspricht der officiellen Folge der Zünfte[1]).

1) Mertz. Widder. „Der Schmiden und Schärer Zunfft zum Gulbinen Horn 1605." Am Fuß der Scheibe drei Schilde. Der obere zeigt auf blauem Grunde ein gelbes Horn, von den beiden unteren derjenige (heraldisch) rechts auf rothem Felde die gekrönte Schlange zwischen Zange und Hammer, der zweite blau auf Gelb zwei gekreuzte Zahnschlüssel. Vorsteher Hanns Heidegger Zunfftmeister. Herman Brenwald Zunfftmeister und Stathalter. Caspar Hafner des Raths von der freyen Wahl. Hans Kupenhan deß Raths von der freyen Wahl. Peter Fuslı des Raths von der freyen Wahl. Zwölfer, links von oben: Batt Müller, oltter (sic) Cammerer und Pflåger. Mathys Hirtzgartner,

[1]) Conſtaffel. Safran, Meise, Schmieden, Weggen, Gerbe, Widder, Schuhmacher, Zimmerleute Schneider, Schiffleute, Kameel und Waag. G. Meyer von Knonau: Der Kanton Zürich (hist. geogr. statist. Gemälde der Schweiz). Bd II. Zürich 1846. S. 201.

Hans Rudolf Tumysen. A. Amp z. Thöß. Toman Werdmüller. Jacob Wolff. Hans Cunrat Heidegger. Rechts von oben: Heinrich Röuchli A. Amma. z. fr. münster. Hans Wilhelm Müy. Jacob Haffner. Bernhart Egg. Petter Hyrtzel. Cunrat Blinoler. Hauptbild: Links im Vordergrunde steht ein kahler Baum. Ein Mann auf der angelehnten Leiter haut mit der Axt die dürren Aeste ab. Am Bache werden Weidenruthen geschnitten. Ein Steg führt hinüber, auf dem ein Mann mit dem Tragkorbe geht. Auf dem fernen Rebberge sind drei Männer beschäftigt, und ganz in der Tiefe, wo Säemann und Pflüger arbeiten, sieht man ein Dorf und blaue Berge.

2) Aprel. Stier. „Der Pfister vnd Müller Zunfft zum Weggen." 1604. Am Fuß der Scheibe Murer's Monogramm und zwei gestürzte Schilde: rechts in blauem Feld ein aufrechter gelber Wecken auf drei grünen Hüzeln, links ein gelbes Mühlerad auf blauem Grund. Vorsteher: Jacob Petter Zunfftmeister. Hans Heinrich Groß Zunfftmeister vnd Husmeister. Houptman Ludwig Fogeli des Raths. Zwölfer, links: Houptman Sigst Vogel. Rudolf Tomman. Hans Caspar Dumysen, pfläger. Joseph Werdmüller. Hans Cunrath Keller A. zu Rüthi. Saris (sic) Petter. Rechts: Hans Heinrich Meyer Vogt zu Gryf(eusee). Christoffel Werdmüller. Hans Felix Grob. Hans Heinrich Schwytzer Lüte(nant). Heinrich Krammer Schultheß. Hans Heinrich Steinbrüchel. Hauptbild: Vorne zur Rechten vom Beschauer ist ein Alter mit Pfropfen beschäftigt. Auf der Erde liegen die hiezu erforderlichen Utensilien zerstreut. Aus der nahen Hütte schwärmen die Bienen. Im Mittelgrunde machen sich zwei Frauen mit den Blumenbeeten zu schaffen und jenseits des Flusses, wo Fischer mit Reuse und Ruthen hantieren, wird die Halde gedüngt.

3) Höw mon. Löwe. „Der Schumacher Zunfft zum Silberschmid." 1605. Der einzige Schild am Fuß der Scheibe zeigt auf gelbem Felde einen schwarzen Stiefel mit brauner Stulpe. Vorsteher: Hans Heinrich Must Zunfftmeister. Toman Fischer diser Zyt Zunfftmeister. Frantz Grob deß Raths. Zwölfer, links: Melchior Maag altt

Amp. zu Winterthur. Felix Meyer Amptm. am Oettenbach. Gallus Manty Elyas Amman Jacob Wydler Jacob Meyer Rechts: Mathyas Stoll Obman zun Augustyn(eren). Caspar Schmitz Amptmann z Augustin Heinrich Andres Ludwig Heintz. Hans Felix Muſt Jacob Schuchzer Gegrichtschryber. Hauptbild: Während ein junger Geſelle noch emſig die Garben bindet, haben ſich Andere im Schatten eines Baumes zur Raſt und Mahlzeit niedergelaſſen. Ein ſtädtiſches Paar, das ſich luſtwandelnd ergeht, ſchaut den Zechenden zu. Im Felde, wo die Kornſchnitter ſchaffen, fährt der Erndtewagen ab. Im Hintergrunde ſieht man zwei Felsburgen und eine Stadt.

4) Auguſt (der Name fehlt). Jungfrau. „Der Zimberlüt Murer vnd Binder Zunfft zum Rotten Adler.“ 1605. Am Fuße der Scheibe ein waagrecht getheilter Schild, in der oberen Hälfte ein rother Adler auf gelbem Felde, in der unteren gelb auf roth ein halbgeöffneter Zirkel zwiſchen aufrechter Axt und Spitzhammer. — Vorſteher: Johannes Ülinger Stathalter und Zunftmeiſter. Hans Rudolff Köuffeler Zunftmeiſter. Ludwig Bodmer deß Raths Zwölfer, links Paulus Tempelman Grosskeller. Niklaus Fry. Hans Ulrich Stadler. Ulrich Oett. Diethrich Meyer. Jacob Staub. Rechts Jacob Weerli Pläger (sic). Chriſtoffel Blumler. Galus (sic) Ulrich. Hans Jacob Weerli. Lorentz Brunner. Hans Ülinger. Unter dem Baume im Vordergrund zur Linken ſitzt ein ſtattlicher Reiter auf dem Schimmel. Er hält den Falk auf der Hand und ſchaut dem Treiben zu. Dem Herrn folgt ein Burſche mit dem Jagdgarn auf der Schulter. Von rechts kommen zwei Jagdknechte mit der Meute herbei. Der Eine ſtreckt die Rechte aus, in der er zwei Flügel hält, und blickt zu dem Falken empor, der auf einen Kranich ſtoßt. Den Jagern, die den Mittelgrund mit einem ausgeſpannten Fangnetze durcheilen, treiben Hunde die Wachteln entgegen. In der Ferne wird Hafer geſchnitten und von einem Treiber auf Hasen gejagt. Eine Felsburg zur Linken und eine Stadt zur Rechten begrenzen den Horizont.

5) Winmon. Scorpion. „Die Zunfft zun Schifflutten“ 1605. Rother Schild darin ein großer aufrechter Anker zu Seiten des-

Digitized by Google

selben oben rechts zwei Fische, links zwei spindelförmige in gekrümmte Hacken endigende Instrumente, unten beiderseits zwei gekreuzte Ruder oder Stachel, weiß und gelb. Vorsteher Heinrich Wunderlich Stattzenbrich und Hans Ustery beid Zunfftmeister. Andres Waser deß Raths. Adrian Ziegler deß Raths von der freyen Wahl und alter Landvogt im Rynthal. Zwölfer, links: Hans Bertschinger Spitelmeister. Herman von Schämis alt Amm. z. Frowmünster. Haus Petter Wolff vogt zu Andelfingen. Jacob Waser pfundschlitiger. Wilhelm Waser Ammp zu Embrach. Hans Waser Rächenschryber. Rechts: Mathys Gugelt Gantzmeister. Hans Cunrath Wolff. Marx Wirtz. Johans Wolff. Hans Bernhart Holtzhalb. Hans Felix Wunderlich Schiffmeister. Neben dem Herrn, der in Gegenwart seiner Hausehre den Herbstsegen kostet, gießt ein Wenzer aus der Bütte den Wein in's Faß. Der Rebmann, eine naturisch gespreizte Figur, trägt noch mi-parti. Das eine Hosenbein ist violett, das andere senkrecht gelb und schwarz gestreift. Zur Rechten sieht man in die offene Kellet, wo Emer Wein aus der Kufe trinkt. Auf dem fernen Rebberge wird Weinlese gehalten und eine Dirne mit landesüblichen Zärtlichkeiten geneckt.

6) siehe Taf. I. Der Schild zeigt auf rothem Felde zur Seite des weißen und schwarzen Pelzstreifens zwei weiße Scheeren.

7) Wintermon Centaur. „Die Zunfft zum Kembel." 1605. In blauem Felde auf grünem Boden ein gelbes Dromedar. Am Fuße Murer's Monogramm. Vorsteher: Hanns Heinrich Holtzhalb Statthalter Pannerherr und Landvogt in freyen Aempteren. Hans Heinrich Widerker, beid Zunfftmeyster. Hanns Thoman Schwertzenbach deß Raths Houptman Lienhart Holtzhalb des Raths von der freyen Wahl. Zwölfer, links: Heinrich Widerkehr Alster v. z. Egkstau. Hans Ulrich Stampfer. Hans Bartlome Grim Am z. Stem. Hans Ludwig Schwertzenbach. Hans Caspar Bachoffen. Mathys Lindiner. Rechts. Cunrath Schä. Thoma zur Linden. Heinrich Widerkeer Pfäger. Mathys Peyer. Cunrath Holtzhalb. Hans Jacob Keller. Der riesige Eber ist von der Meute gestellt. Ein Jäger rennt mit dem Speere an. Ein zweiter eilt von

Digitized by Google

links mit angelegter Büchse herbei. Hinten iſt der Forſt mit Netzen umgarnt, zwei Reiter und ein Treiber ſetzen den Hirſchen nach

8. „Wolf Mon.“ Stembock. „Die Zunfft zur Wag.“ Am Fuß der Scheibe ein blaues Oval von grünem Kranze umgeben, darin die Waage. Vorſteher. Caſpar Herrer und Hanns Balber beid Zunftmeiſter. Heinrich Thomman deß Raths. Zwölfer, links. Jacob Zur Eich vogt zu Grüningen. Stäffan Zeller, altt Ampman z. Embrach. Rudolff Obercha altt Ampt zu Stein Jacob Burnman Hans Jacob Meyer vogt zu Steinegg. Heinrich Schuſſelberger. Rechts. Hanns Stumm Pflager. Caſpar Högger Heinrich Löüw Stalherr Heinrich Balber Hans Jacob Locher Geörg Oeri. Durch die offene Thüre zur Rechten ſieht man in ein Gemach, wo drei Männer tafeln. Die Hausfrau unter der Pforte ſcheint mit einem Waidmanne um den Hirſch zu handeln, der auf dem Boden liegt. Einem Anderen, der am Stabe auf der Schulter einen Haſen tragt, weiſt der greiſe Vater den Einlaß in's Haus. Draußen, wo geſchlachtet wurde, ſitzt unter einer Tanne ein Sauhirt und wärmt ſich die Hände am Feuer. J. R R.

Uebersicht

der von Oktober 1880 bis Oktober 1881 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

Geschichte und Politik.

Dändliker, C., Dr., der Ustertag und die politische Bewegung der Dreißigerjahre im Kanton Zürich. Zürich, Orell Füßli & Co. 1880.

Egli, J., Pfr., die Theilnahme der Schweiz an den Kreuzzügen. Zeitstimmen, Jahrgang 1881.

Favre, Ed, la confédération des 8 cantons, étude historique sur la Suisse au 14 siècle. Basel und Genf, H. Georg. 1879.

Haffter, J., Pfr., der Uttwyler Handel 1644—1696. Frauenfeld, Huber. 1881. (Separatabdruck aus Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Heft XXI.)

Liebenau, Th. von, Dr., zu „Tschudi's Kappelerkriege". Anz. f. Schweizer Geschichte 1881, Nr. 1.

Lüthi, E., zur bernischen Politik in den Kappelerkriegen. N. Z. Z. 1881, Nr. 115.

Mandrot, B. de, étude sur les relations de Charles VII et de Louis XI rois de France avec les cantons suisses, 1444—1483. 2. Theil. Jahrbuch für Schweizer Geschichte VI. Band.

Meier, Felix, Geschichte der Gemeinde Wetzikon. Zürich, Zürcher & Furrer. 1881.

Meyer von Knonau, G., St. Gallische Geschichtsquellen V. Christian Kuchimeister's Nüwe Casus Monasterii s. Galli.

Motta, E., zwei Briefe Hans Waldmann's im k. Staatsarchiv von Mailand. Anz. f. Schweizer Geschichte 1880, Nr. 5.

Müller, W., Prof., politische Geschichte der Gegenwart. Band XIII, das Jahr 1879. S. 228 ff. Chronik der Schweiz.

Muralt, E. von, Dr., Schweizergeschichte mit durchgängiger Quellenangabe und genauer Zeitfolge oder urkundliche Jahrbücher der Schweiz. 3. Lief. Bern, Wyß. 1881.

Oechsli, W., Dr., Bruder Klaus und der Tag zu Stans, 22. Dezember 1481. N. Z. Z. 1881, Nr. 283 ff.

Reinhardt, H., Prof. Beiträge zur Geschichte der Bündner Wirren vorzüglich in ihren Wirkungen auf die Eidgenossenschaft 1618—1620. Beigabe zum Jahresbericht der Kantonsschule von Luzern. 1881.

Schweizer, P., Dr., Ludwig XIV und die schweizerischen Kaufleute. Jahrbuch f. Schweizer Geschichte, Band VI.

Segesser, Ph. A., Beiträge zur Geschichte des Stanser Verkommnisses, neue Bearbeitung. Bern, Wyß 1877. (Separatabdruck aus dem 2. Band der Sammlung kleiner Schriften.)

Strickler, J., Dr., Aktensammlung zur schweizerischen Reformationsgeschichte in den Jahren 1521—1532, im Anschluß an die gleichzeitigen eidgen. Abschiede. Bd. IV. 1531 11. Okt. bis 1532 Dez. Zürich, Meyer & Zeller. 1881.

Vögelin, S., Prof., aus der Familiengeschichte der Keller vom Steinbock in Zürich. Festschrift der 1. Sektion der philos. Fakultät der Hochschule Zürich. Zürich, Zürcher & Furrer. 1880.

Wartmann, Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, Band III (mit Urkunden zur Geschichte zürcherischer Oertlichkeiten).

Wyß, G. von, Prof., zum zürcherisch-österreichischen Bündnisse vom 29. April 1356. Anz. f. Schweizer Geschichte 1881, Nr. 1.

Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.

Blümner, H., Prof, die archäologische Sammlung im eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich. Zürich, C. Schmidt. 1881.

Direktorium, das kaufmännische — in Zürich 1662—1830. Mitgetheilt vom Bureau der kaufmänn. Gesellschaft Zürich. N. Z. Z. 1881, Nr. 139 f.

Dreifuß, H, die Münzen und Medaillen der Schweiz. Lief. 2—4. Zürich, C. Schmidt. 1881.

Escher, Alb, schweizerische Münz- und Geldgeschichte. Band I (Lief. 1—5). Bern, Dalp. 1881.

Finsler, G., Antistes, Geschichte der theologisch-kirchlichen Entwicklung in der deutsch-reformirten Schweiz seit den Dreißiger-Jahren. Zürich, Meyer & Zeller. 1881.

Heer, J, Pfr, Bemerkungen zum Entwurf eines Organisationsgesetzes der evang. Landeskirche des Kantons Zürich. Kirchenfreund 1881, Nr 3 f.

Hofmeister, D., Bezirksrath, das Werk der zürch. Bibelverbreitung. Evangel. Wochenblatt 1881. Nr. 11—14.

Hirzel, Paul, das Knabenschießen in Zürich. N. Z. Z. 1881. Nr. 236 f.

Hunziker, O., Dr., Geschichte der schweizerischen Volksschule mit Lebensabrissen der bedeutendsten Schulmänner. Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter. Band I und Band II, Lief. 4—8. Zürich, Schultheß. 1881.

Idiotikon, schweizerisches Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache rc. Bearbeitet von F. Staub und L. Tobler. Heft 1. Frauenfeld, Huber. 1881. — Anzeigen und Recensionen desselben; siehe 8. Bericht über das Idiotikon 1881.

Keller, Ferd., Dr., alemannische Gräber in Ottenbach, Kt Zürich. Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde 1881, Nr. 1.

Labhard-Labhard, J. H., Mittheilungen aus Pfarrer Waser's handschriftl. Nachlaß. Zeitschrift für schweiz. Statistik Bd XVI, Heft 4.

Nachrichten, kleinere (über Funde ꝛc. in Zürich). Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde 1881, Nr. 1, 3, 4.

Pestalozzibläter 1881.

Sängerverein, Generalbericht über den Bestand des eidg. — 1875—80, und über die Leistungen der weitsingenden Vereine am 17. eidg. Sängerfest in Zürich den 10.—12. Juli 1880. Luzern, Bucher. 1881.

Schneider, K., Dr., Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. Zwei Vorträge. 3. Aufl. Berlin, Gärtner. 1881.

Schweizerreise, eine, vor 75 Jahren, aus der Reisemappe eines Tübinger Repetenten. A. Schw. Ztg. Nr. 205 ff.

Tagblatt der Stadt Zürich. Jubiläums-Nummer vom 23. Febr. 1881. „Donnstags-Nachrichten von Zürich Nr. I, 23 Hornung 1730, Nr. III, 9. Merz 1730."

Tscharner, B von, die bildenden Künste in der Schweiz im Jahr 1880. Bern, Dalp. 1881.

Unterrichtswesen, zur Entwicklung des höhern — in der Schweiz, 1835—1875. Zeitschrift f. schweiz. Statistik Band XVI, Heft 4.

Vischer, F. Th., Altes und Neues. 2. Heft. S. 135. Gottfried Keller. Stuttgart, Bonz. 1881.

Wädenswyl, Bilder aus der Geschichte von —, 1200—1798. Historischer Umzug Fastnacht 1881. Wädenswyl. Rüegg. 1881.

Wolf, R., Prof., Notizen zur schweizerischen Kulturgeschichte. Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft, Jahrgang 24 u. 25.

Wyß, G von, Prof., Vortrag vor der Gesellschaft der Böcke, gehalten im großen Bate derselben am 24. März 1881. Zürich, Schultheß 1881.

Zenz, Ad., das Schulturnwesen in Deutschland und der Schweiz und die Jugendwehr in der Schweiz. Wien, A. Hölder.

Biographie.

Allgemeine deutsche Biographie, Bd. XII. Art Heß, Heußer, Hirzel, Hofmann. Bd XIII. Art Horner, Hottinger, Hotze, Hohenfax.

Bluntschli, Joh. Kaspar, Nekrolog. N. Z. Z. 1881, Nr. 295, 297.

Heim, Ignaz, biographische Skizze von E. Schönenberger. Außersihl, Fritschi-Zinggeler. 1881. — Schweizerische Musikzeitung 1881, Nr. 1.

Herbst, Encyclopädie der neueren Geschichte (Gotha 1881), Band I (mit Art. Dubs)

Heß, Joh. Jak., Diakon am Großmünster und Kirchenrath, und seine Ehegattin A Luise Heß geb Wiser. Ein Lebensbild aus der Familie Heß von Zürich. Von Paulus D. Heß, Pfr. Zürich, Orell Füßli & Co. 1881. (Als Manuscript gedruckt)

Heß, Ludwig. Jahrbuch des Schweizerischen Alpenklubs, Bd. XVI S. 437 ff. Von Prof. G. Meyer von Knonau

Huber, Missionar, Leben des. Evangelisches Wochenblatt Nr. 4, 5 und 6. Von Dekan R. Zimmermann.

Keller, Ferd., Nekrolog. N. Z. Z. 1881. Nr. 202. M. v. K. — Leipziger illustr. Zeitung Nr. 1991 (27. August 1881). — Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde 1881. Nr. 4. Von Prof. Meyer von Knonau. Vgl. ebendaselbst S. 219.

Lavater, ein Vortrag von Heinrich W. Thiersch. Augsburg, Preyß. 1881.

Näf, Stammbaum der Familie — von Zürich und Kappel, gewidmet der jetzigen Generation von E. Näf, Baumeister. Als Manuscr. in Autographie 1881.

Pestalozzi, his life, work and influence, by H. Krüsi. Cincinnati and New-York. 1875.

Vögelin, A. Sal., Lebensskizze von Prof. Th. Hug. Zürcher und Furrer. 1880. (Separat-Abdruck der N. Z. Z. 1880. Nr. 310—312.

314.) Auszug in Burſians biographiſchem Jahrbuch der Alterthumskunde III. 30—32. (Beiblatt zu Burſians Jahresberichten, 8. Jahrg. 1880.) — Gedenkworte beim Begräbniß des Herrn Prof. Dr. S. V. von Diakon L. Peſtalozzi.

Topographie und Statiſtik.

Bollinger, H., eidg. Oberſt, Militär-Geographie der Schweiz. Zürich, Orell Füßli & Co. 1881.

Glocken, Verzeichniß der — aus der Gießerei von Jakob Keller in Unterſtraß bei Zürich. Zürich, D. Bürkli 1881.

Gſell-Fels, Dr., die Schweiz. Volksausgabe Lief. 1 u. ff. Zürich C. Schmidt. 1881.

Keller und Simon, ſüdliche Ausſicht von der Weid bei Zürich. Zürich, H. Keller.

Michel, G. L., Zeugwart, illuſtrirtes zürcheriſches Zeughausbüchlein mit einer hiſtoriſchen Einleitung von W. M. †. Zürich, Schulthess 1881.

Mortalitätsverhältniſſe nach Todesurſachen in den ſchweizeriſchen Städten im Durchſchnitt der Jahre 1877—80. Zeitſchrift für Statiſtik. 1880. Heft 2. 3.

Peterglocke, Gedenkblatt an die, herausgegeben von der antiquariſchen Geſellſchaft.

Stadtbibliothek Zürich, Bericht betreffend die — in den Jahren 1855—79.

Topographiſcher Atlas der Schweiz. Blatt 16 Schaffhauſen. Blatt 160 Birmensdorf, Blatt 161 Zürich.

Volkszählung, Reſultate der eidgenöſſiſchen — in der Stadt Zürich vom 1. Dezember 1880. Zürich, Orell Füßli & Co. 1881.

—, verifizirte Reſultate der eidgenöſſiſchen — vom Dezember 1880. Zeitſchrift für Statiſtik. 1880. Heft 2. 3.

Wanderbilder, europäiſche. Heft 14: das Töſsthal, von Dr. G. Gelfuß. Zürich, Orell Füßli & Co.

Volkswirthschaft.

Labhard-Labhard, J. H, zur Geschichte des zürcherischen Versicherungswesens. Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Bd. XX, Heft 3.

Meyikomer, J., die Ausbeutung der Torfmoore im Kanton Zürich. Ausland 1881. Nr. 3.

Randow, A. von, das neue Gewerbegesetz des Kantons Zürich im Lichte seiner Entwicklung dargestellt und glossirt. Zürich, C. Schmidt 1881.

Belletristik.

Corrodi, A, Geschichten. Zürich, Trüb. 1880.

Keller, Gottfried, das Sinngedicht. Novellencyklus. Deutsche Rundschau 1881. Heft 4—8. Separatausgabe im Erscheinen begriffen.

Pestalozzi, Lienhard und Gertrud. Im Auftrag der Pestalozzikommission besorgt von F. Zehender. Zürich, Schulthess. 1881.

Verzeichniß der zürcherischen Neujahrsblätter auf das Jahr 1881.

Stadtbibliothek Die Holzschneidekunst in Zürich im 16. Jahrhundert. 3. Heft Von Prof Sal. Vögelin.

Feuerwerkergesellschaft. Hannibals Zug über die Alpen nach den Ergebnissen der neuesten militärischen Kritik. Von Oberst Bürkli-Meyer.

Waisenhaus Edward Jenner, Entdecker der Schutzblattern. Von Dr. Rahn Meyer.

Naturforschende Gesellschaft. Wenig bekannte Gesellschaften kleiner Thiere unserer Schweizerseen. Von Dr. G. Asper.

Hülfsgesellschaft Krankenanstalten und Krankenkassen im Kanten Glarus. Von Pfr. Freuler.

Künstlergesellschaft. Das Leben Ludwig Vogel's, Kunstmaler von Zürich Von Prof Sal. Vögelin I. Abtheilung.

Muſikgeſellſchaft. Daniel François Eſprit Auber Von Pfr. Weber.

Antiquariſche Geſellſchaft. Die mittelalterlichen Wandgemälde in der italieniſchen Schweiz Heft 1. Von Prof R Rahn. (Mittheilungen Bd. XXI, 1.)

Stadtbibliothek Winterthur. Die Handſchriften der alten Chroniſten in Winterthur (Schluß). Von Dr. A. Hafner.

Zürcher Chronik
für das Jahr 1880.

Von Rud. Hirzel, stud. jur.

Januar 1 Im Jahr 1880 wurden in der Stadt Zürich geboren 530 Personen und zwar:

Gemeindebürger . . .	103 (50 m. 53 w.)
Kantonsbürger	167 (92 m. 75 w.)
Schweizerbürger . . .	122 (69 m. 53 w.)
Ausländer	138 (80 m 58 w.)

Todesfälle sind verzeichnet 430 und zwar:

Gemeindebürger . . .	159 (72 m. 87 w.)
Kantonsbürger	121 (71 m. 50 w.)
Schweizerbürger . . .	76 (47 m. 29 w.)
Ausländer	74 (36 m. 38 w.)

Ehen wurden geschlossen 262.

4 Zum Bezirksrichter wird gewählt Herr O. Honegger mit 4430 Stimmen.

5 Kantonsrathssitzung. Zum Präsidenten wird gewählt: Herr Dr Ryf; zum ersten Vizepräsidenten: Herr Pfenninger; zum zweiten Vizepräsidenten: Herr Prof. Dr Schneider. Das Gesetz betreffend die Gesundheitspflege wird für das laufende Jahr wieder in Kraft erklärt. Austritt von Herrn Prof. Vogt aus dem Kantonsrath.

6 Konzert von Fritz Blumer, Pianist.

7 Verhandlungen des Erziehungsrathes. Die an den höhern Schulen der Stadt definitiv angestellten Lehrer mit voller Stellung werden in die obligatorische Wittwen- und Waisenstiftung für höhere Lehrer und Geistliche aufgenommen. — Die Wittwen- und Waisenstiftung für Volksschullehrer zählte auf 1. Januar 1880 630 Mitglieder, für welche ein Jahresbeitrag von Fr. 12,450 zu ent-

Januar

richten ist. An diese Summe leistet der Staat einen Beitrag von Fr. 4000.

8 Die philosophische Fakultät der Hochschule (1. Sektion) ertheilt dem Herrn C. Ferd. Meyer von Zürich wegen seiner Verdienste als ausgezeichneter Dichter und Schriftsteller die Würde eines Doctors der Philosophie honoris causa.

9 Bei den auf dem großen Hafner vorgenommenen Ausbaggerungen kommen Reste einer alten Pfahlbauansiedlung zum Vorschein, Scherben von Thongefäßen, Kohlen, Bronzegeräthe ꝛc., nebst einer Masse von Pfählen, auf welchen die Hütten gestanden hatten.

11 Im alten Schützenhaus Versammlung von 120 Abgeordneten der landwirthschaftlichen Lokalvereine des Kantons Zürich behufs Besprechung der landwirthschaftlichen Zollfrage. Die Anregung zu gemeinsamem Vorgehen mit den Industriellen wird verworfen. So lange unsere Nachbarstaaten Gegenrecht halten, soll der Grundsatz freier Konkurrenz beobachtet werden. Die kantonalen Behörden möchten dahin wirken, daß unsern landwirthschaftlichen Produkten die Einfuhr in die Vereinsstaaten nicht noch mehr erschwert und bestehende Hindernisse thunlichst beseitigt werden. Es wird seitens der kantonalen Gesetzgebung große Berücksichtigung der Landwirthschaft erwartet.

13 Stadtrathsverhandlungen. Der betreffenden Gesellschaft wurde die Errichtung einer Volksküche in der Schipfe bewilligt. — Im verflossenen Jahre wurde in 24 Fällen Erbschaftssteuer von zusammen Fr. 38,744. 40 bezogen.

Viertes Abonnementskonzert der Allgemeinen Musikgesellschaft. Es wirken mit: Frl. Fanny Abdorf, Sängerin, und David Popper, Violoncellist.

14 Zum ersten Staatsanwalt wird gewählt: Herr Kronauer; zum zweiten: Herr Koller.

Die Vollziehung der Verordnung über die Kostgelder in den Kranken- und Versorgungsanstalten ist sistirt, bis der Kantonsrath darüber Beschluß gefaßt haben wird.

In Zürich stirbt Hr. Friedensrichter Joh. Horber.

Januar 15 Verhandlungen des Regierungsrathes. Von Steuerpflichtigen wurden letztes Jahr 3842 Steuerrekurse eingereicht, aus dem Bezirke Zürich allein 2116 — Die Korrektionsanstalt Kappel erhält einen Staatsbeitrag von Fr. 2000. — Der erste Fall, in welchem das neue Abtretungsgesetz zur Anwendung kommen soll, zeigt, daß dasselbe insofern unvollständig ist, als in § 21 nicht angegeben wird, wer die Bekanntmachung erlassen, und ob der Projektplan zur Einsicht aufgelegt werden soll, und wenn ja, bei welchen Amtsstellen. Es werden deßwegen die Direktionen der öffentlichen Arbeiten, der Justiz und der Polizei eingeladen, zu prüfen, ob nicht ein Ausführungsregulativ zum Abtretungsgesetz zu erlassen sei, und bejahenden Falls einen Entwurf vorzulegen. — Dem kantonalen landwirthschaftlichen Verein wird für das verflossene Jahr zur Unterstützung seiner Bestrebungen der bisher übliche Staatsbeitrag von Fr. 600 bewilligt.

17 Antrittsrede von Herrn Dr. Jakob Bächtold als Privatdozent an der Universität. Die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie und Literaturgeschichte.

18 Vierte Kammermusik-Aufführung.

20 Konzert von August Walter von Basel.

23 Der Zürchersee ist bis zur Stadt zugefroren. Omnibusse kursiren am rechten Seeufer.

In Zürich stirbt Herr Stadtschulverwalter Girsberger.

24 Verhandlungen des Regierungsrathes. Die Sanitätsdirektion wird eingeladen, das Regulativ betr. Staatsbeiträge an Friedhofbauten in Revision zu ziehen. — Gesuche um Verabreichung von Jahresbeiträgen an Vereine und Gesellschaften sind jeweilen am Jahresschluß einzureichen und es ist die zuletzt abgeschlossene Jahresrechnung beizulegen.

25 Auf der vollständig festen Eisdecke des Zürchersees wird das 50jährige Jubiläum des gefrorenen Sees von einer großen Menschenmenge gefeiert.

26 Die Subskription für Erhaltung der Schlagglocke auf dem St. Peter hat die erforderliche Höhe erreicht.

Kantonsrathssitzung. Die meisten Postulate der Staatsrechnungsprüfungskommission werden angenommen.

Januar 27 Kantonsrathssitzung. Die außerordentlichen Ausgaben sollen durch Spezialberathungen in der ordentlichen Februarsitzung festgesetzt werden. Das Postulat, ob nicht die Wechselprotests statt durch die Notare durch einen Gemeindebeamten sollen erhoben werden, wird angenommen.

Konzert zu Gunsten der Hülfs- und Pensionskasse des Tonhalle-Orchesters.

28 Kantonsrathssitzung. Betreffend die Petition einer Kommission, welche im Namen von 5—600 Arbeitslosen Arbeit und Brod verlangt, wird der Regierungsrath beauftragt, vorerst Erkundigungen bei den Gemeinderäthen einzuziehen. Dem Regierungsrath wird ein Kredit von Fr. 25,000 eröffnet. Die den Arbeitslosen gewährte Staatshülfe findet in der Folge auf der Landschaft wenig Anklang.

Die Gemeinden Wiedikon, Außersihl und Zürich werden von der Direktion der öffentlichen Arbeiten eingeladen, in Anbetracht des von der Sihl im Sihlwald aufgestauten Eises Vorsichtsmaßregeln für den Fall eintretenden Thauwetters zu treffen.

30 Antrittsrede von Herrn Dr. jur. Meili als Privatdozent an der Universität: Die Schuldexekution und der Konkurs gegen Gemeinden.

Die Gesundheitskommission Außersihl läßt 2300 Liter gefälschten ungarischen Rothwein in die Sihl laufen.

Februar 1 Erste Aufführung der „Antigone des Sophokles", komp. von Felix Mendelssohn-Bartholdy, durch die „Harmonie Zürich". Titelrolle: Frl. A. Haverland von Berlin.

2 Das Oeffnen einer Wasserstraße zwischen Horgen und Meilen ist ein hartes Stück Arbeit, da das Eis daselbst eine Dicke von 18 Centimeter hat.

3 Sitzung des großen Stadtrathes. Der Stadtrath wird eingeladen, die Revision der Polizeiordnung an Hand zu nehmen und die Publikation einer Liste der täglich ankommenden Fremden zu veranlassen.

Zweite Aufführung der „Antigone".

4 Der Regierungsrath hat in einem Schreiben an die Statthalterämter diese beauftragt, die Gemeinderäthe zu ersuchen, eine Uebersicht über die Zahl der Arbeitslosen

Februar

in ihren Gemeinden anzufertigen und sich nach deren Alter, Familie, bisherige Beschäftigung und Tauglichkeit zur Arbeit zu erkundigen. Ueberdies werden in dem Schreiben Wegleitung zu passendem und einheitlichem Vorgehen behufs Steuerung der bestehenden Noth gegeben.

Nachdem seit 8 Tagen mit großer Ausdauer an der Herstellung einer Wasserstraße zwischen Horgen und Meilen gearbeitet worden ist, muß die Fortsetzung des Werkes eingestellt werden, da die Eisdecke täglich dicker wird, der Kanal vorweg wieder zufriert und überdies die Verschiebung der Eismassen Gefahr befürchten läßt.

Oberhalb Dietikon wird eine theilweise Korrektion der Limmat in Arbeit genommen, bei welcher 70 Arbeitslose Beschäftigung finden.

5 Es findet eine Versammlung der zürcherischen Industriellen statt behufs Besprechung der schweizerischen Zollverhältnisse, zu der auch die Zürcher Mitglieder der Bundesversammlung geladen sind.

6 Der Stadtrath läßt auf Gemeindekosten einen Theil des Seeeises reinigen, um nachher Jedermann freien Zutritt zu gestatten.

Für den Verkehr auf der Eisfläche des Zürichsees erläßt die Stadtpolizei, soweit sich das Gebiet der städtischen Fischenzen erstreckt, u. A. folgende Vorschriften: Die Benutzung der Eisfläche und allfällig vorhandener Sitze ist unentgeltlich; mit Pferden bespannte Schlitten und Reiter dürfen die Bahnen, auf denen die Schlittschuhläufer verkehren, nicht betreten. Drehorgeln und andere zu Unfug Anlaß gebende Produktionen werden nicht geduldet.

Die Herstellung eines Kanals zwischen Stäfa und Richterswil ist nicht gelungen. Der Kanal zwischen Uetikon und Wädenswil dagegen konnte fertig gebracht und bis jetzt, wenn auch mit großen Schwierigkeiten, befahren werden.

7 Die Stadtschutzpflege wählt an Stelle des verstorbenen Hrn. Girsberger Hrn. Bezirksroth Strehler zum Schutzverwalter.

8 Auf dem Eisfeld werden Sammlungen veranstaltet zu Gunsten der Armen mit einem Gesammt-Ertrag von Fr. 6719. Das Eisfeld soll an diesem Tage von etwa

Februar 60000 Personen besucht worden sein. Vom Zürcher Bahnhofe fahren zwischen 4 45 und 9 25 Abends 17 Züge mit zirka 7200 Personen ab.

Dritte Aufführung der „Antigone".

10 Sitzung des großen Stadtrathes. Der stadträthliche Antrag für Umbau der Gemüsebrücke und Erstellung einer 300 Quadratmeter großen Gemüsehalle quer über die Limmat wird mit großer Mehrheit verworfen.

Fünftes Abonnementskonzert der Allgemeinen Musikgesellschaft. Es wirken mit Frau Schröder-Hanfstängl, Sängerin, Frau Emma Keller, Pianistin.

11 Aus den Verhandlungen des engern Stadtrathes. Auf den Wunsch der Direktion des Innern wird den Gemeinderäthen der unterhalb des Sihlwaldes gelegenen Gemeinden vom Eintreten des Eisgangs sofort telegraphisch Kenntniß gegeben. — Die Gasthofbesitzer protestiren gegen die neuerdings verlangte Publikation der Fremdenliste, was der Gemeinde mitgetheilt wird. — Auf das Gesuch einiger Hausbesitzer, die Platane beim ehemaligen Eingang des alten Spitals mit der dortigen Anlage zu beseitigen, wird nicht eingetreten.

12 Es erscheint eine Jubiläums-Festschrift. „Zürichsee Eiszeitung zur Erinnerung an den Winter 1880, Januar bis Februar" in Zürich.

13 Der Initiativ-Vorschlag zur Abänderung des Gemeindegesetzes liegt gedruckt vor. Die Initianten verlangen: 1) Daß Schweizerbürger in kantonalen und Gemeindeangelegenheiten erst nach einem Aufenthalt von drei Monaten in der Gemeinde das Stimmrecht erlangen, auch wenn sie es schon vorher in einer andern Gemeinde des Kantons ausgeübt haben. 2) Daß der unentgeltliche Eintritt in das Gemeindebürgerrecht nach zehnjähriger Niederlassung in der Gemeinde aufgehoben werde.

14 Die Volksküche in der Schipfe, welche täglich, Sonntags ausgenommen, 2½ Stunden geöffnet ist, hat seit der Eröffnung am 13. Januar 1880 14,141 Portionen Suppe, 7027 Portionen Fleisch, 8758 Portionen Gemüse, 3299 Portionen Wein, 5033 Portionen Brod abgegeben, Total 38,258 Portionen.

Februar

Aus den Verhandlungen des Regierungsrathes. Die Untersuchung gegen alt Verwalter Schnurrenberger wird durch die Polizeidirektion auf dem Disziplinarwege weitergeführt. — Ein Gesuch um Einführung theoretischer Feuerlöschkurse am Technikum und Lehrerseminar wird abschlägig beschieden.

Fünfte Kammermusik-Aufführung.

15 Stirbt Hr. Dekan Kägi, Pfarrer in Goßau.

Stadtgemeindeversammlung. Der stadträthliche Antrag betreffend Umbau der Gemüsebrücke und Erstellung einer Gemüsehalle, vom großen Stadtrath verworfen, wird von der Gemeinde angenommen, ebenso wird Subvention der kantonalen Seidenwebschule beschlossen. — Das Postulat betreffend Publikation der Fremdenliste wird verworfen.

16 Von den 529 Unterzeichnern der Petition der Arbeitslosen waren 447 Schweizer und 74 Ausländer, 276 angeblich verheirathet und 249 unverheirathet. Die Gesammtzahl der Kinder der Petenten beträgt 653, die ihrer Familienglieder 1458. In Zürich wohnen 165, in Außersihl 187. 134 derselben waren als sehr bedürftig und der Unterstützung würdig bezeichnet, 43 Andere sollen gar nicht bedürftig sein und zur Zeit der Eingabe sowohl als jetzt beständig Arbeit gehabt haben. 175 qualifiziren sich als einer Unterstützung wenig würdig, von 168 Personen konnte der Aufenthaltsort nicht ermittelt werden.

16, 17 Sitzung des Kantonsrathes. Der Rath beschließt mit 115 gegen 37 Stimmen, das Begehren um Aufhebung des Impfzwanges dem Volke in abweisendem Sinne zu begutachten. — Der Gesetzesentwurf betreffend das Markt- und Hausirgesetz wird redaktionell bereinigt und mit 103 gegen 19 Stimmen angenommen, behufs Vorlage vor das nächste Referendum.

Benefiz-Konzert von Konzertmeister O. Kahl.

18 Die Erhebungen betreffend die Arbeitslosen im Bezirke Dielsdorf haben ergeben, daß nur in 7 von den 25 Gemeinden solche sich aufhalten. In einer Versammlung der Gemeinderäthe dieses Bezirkes wurde dann auch beschlossen, es sei auf einen Beitrag für Arbeitslose seitens der Regierung zu verzichten und der Wunsch auszu-

Februar

sprechen, daß für derartige Zwecke in Zukunft keine Ausgaben mehr dekretirt werden möchten.

Sitzung des Kantonsrathes. Der regierungsräthliche Antrag auf Erhöhung der Kastgelder in den kantonalen Kranken- und Versorgungsanstalten wird verworfen.

19 Die Gemeindekommission von Zürich und Ausgemeinden beschließt, die Hausbesitzer von Zurich und Ausgemeinden einzuladen, die Kündigungs- und Miethzinstermine für holzjährliche Miethverträge von nun an je auf 1. April und 1. Oktober anzusetzen.

21 Maskenfest in der Tonhalle.

22 In der Stadt und den Ausgemeinden befinden sich zusammen 66 Briefeinwürfe, nicht eingerechnet diejenigen der 9 Postbureaux. Auf dem Hauptpostamt, in der Filiale am Limmatquai und auf dem Bahnhofe werden jährlich bei 3 Millionen Briefe, ungefähr 500,000 Kartespanden-karten, 100,000 Muster, 1,200,000 Drucksachen und 100,000 chargirte Briefe ausgegeben. Vier Millionen gewöhnliche und 80,000 chargirte Briefe werden hier unspedirt. Telegraphenbureaux existiren in der Stadt 4 und in den Ausgemeinden je 1, zusammen 13. Auf den städtischen Bureaux gehen jährlich 180,000 à 200,000 Telegramme ab und eben so viele kommen an.

24 Aus den Stadtrathsverhandlungen. Im Jahr 1879 sind von der Polizei Fr. 6980 an Bußen bezogen worden. — Bei den kürzlich vorgenommenen Sondirungsarbeiten im Seegebiet sind wieder alterthümliche Gegenstände, meist Bruchstücke von thönernen Gefäßen, aufgefunden worden, welche an die Sammlungen der antiquarischen Gesellschaft abgegeben werden. — Betreffend die Uebernahme der bestehenden Kirchhöfe der Gesammtkirchgemeinde St. Peter durch die politische Gemeinde ist ein Vertrag zu Stande gekommen, der von Außersihl, Enge und Wiedikon bereits angenommen ist und nun auch der Stadtgemeinde zur Genehmigung vorgelegt wird.

Soiree für Kammermusik im Hotel Bellevue.

28 Regierungsrathsverhandlungen. Die Entwässerung des Goßauerriedes wird genehmigt und als im Interesse des öffentlichen Wohles erklärt.

Februar Das zürcherische Obergericht entscheidet, daß die Garantiegemeinden der Tößthalbahn die von dieser Bahn nicht eingelösten 1878er und 1879er Coupons, die Verzugszinsen der Caupansbeträge sei deren Verfallstage, die Kosten der vom Bezirksgerichte einberufenen Obligationärversammlung, sowie alle Prozeßkosten zu bezahlen haben.

29 Der Durchstich des Gotthard wird auch in Zürich mit Kanonensalven verkündet und hie und da privatim gefeiert.

März 1 Sitzung des Kantonsrathes. Es wird dieser Behörde Namens einer Versammlung von Abgeordneten der Gemeinden Affoltern, Seebach, Watt, Regensdorf, Bapperlisen, Buchs und Otelfingen eine Petition eingereicht, in welcher die staatliche Intervention zur Erhaltung resp. Sicherstellung des Betriebes der Nationalbahn angerufen wird. — Die Frage der Ersparnisse und Mehreinnahmen im Staatshaushalt wird nach längerer Diskussion einer 15gliedrigen Kommission übergeben. — Die Abänderungsvorschläge des Gesetzes betreffend die Rechtspflege werden in der Detailberathung nach den Anträgen der Kommission und des Regierungsrathes angenommen.

Der gewesene Statthalter des Bezirkes Zürich, Hafner, wird verhaftet und der Staatsanwaltschaft überwiesen. Er anerkennt ein Defizit von Fr. 26,353 und gesteht, den ganzen Manko verbraucht zu haben, erklärt überdies, nicht im Stande zu sein, denselben zu ersetzen.

2 Die Lokomotivfabrik Winterthur reicht dem Regierungsrath ein Konzessionsgesuch ein für den Bau von Straßenbahnen von Zürich und Umgebung.

Sitzung des Kantonsrathes. Der Gesetzesentwurf über die Rechtspflege wird berathen. — Der Antrag Farrer-Zuppinger betreffend Uebertragung der Kassationsfälle gegen Schwur- und Handelsgerichte vom Obergericht an das Kassationsgericht wird angenommen. — Es wird beschlossen, den Regierungsrath einzuladen, sich gegen allfällige Konzessionsabänderungen der Nationalbahn zu wehren. Eine zu bestellende Kommission soll Erhebungen anstellen über die Natur und den Betrag der Eisenbahn-Garantie-Verpflichtungen und über die

März

Verwendung dieser Summe, sowie über den Betrag der dadurch veranlaßten Steuern in den Gemeinden. — Die Petition auf Abschaffung der 10jährigen unentgeltlichen Einbürgerung wird an den Regierungsrath gewiesen.

3 Die Zahl der zum eidgenössischen Sängerfest in Zürich angemeldeten Aktiv- und Passivmitglieder beträgt bis heute über 3600

Der Kantonsrath beginnt die Berathung des Gesetzes betreffend Sonntags-, Wirthschafts- und Sittenpolizei

4 Ein heftiger Sturm deckt einen Theil des Daches der Fraumünsterkirche ab.

6 Auf dem Zürichsee können die regelmäßigen Dampfschiffkurse wieder ausgeführt werden, nachdem die Eisdecke vollständig verschwunden ist.

Die 5000 Unterschriften für die Initiative betreffend Ansatz der Gemeindesteuern sind gesammelt

Herr Prof. Dr. J. Platter hält in der Aula der Hochschule seine Antrittsrede über das Thema: „Das Recht der Existenz"

Konzert des Studentengesangvereins Zürich.

8 Herr Dr. Max Knies hält seine Antrittsrede als Privatdozent an der Hochschule über „Infektion und Antisepsis in der Augenheilkunde".

9 Das „Tagblatt der Stadt Zürich" feiert seinen 150jährigen Bestand und bietet seinen Abonnenten als Jubiläumsgabe einen genauen Nachdruck der „Donnstags-Nachrichten" vom 23. Hornung 1730. An der Spitze des Blattes erscheint die Entwicklungsgeschichte desselben.

Verhandlungen des Stadtrathes. Sämmtliche Hauseigenthümer der Stadt werden eingeladen, sich der Aenderung der Miethstermine von Ostern und Kirchweih auf 1. April und 1. Oktober anzuschließen. Der Finanzvorstand wird beauftragt, die zahlreichen Miethverträge über die städtischen Gebäude auf die neuen Termine umzuändern. — Auf eine Anfrage des Eigenthümers des Hauses „zum Kindli" wird erwiedert, die Stadt könne auf eine Durchführung der Baulinie an der Hofgasse zur Zeit nicht eintreten. — Das der Stadt gehörende Land

März

in Altstetten und Schlieren soll, vorbehalten die Genehmigung der Gemeindeversammlung, in Komplexen von 3—5 Hektaren auf 6, höchstens 10 Jahre verpachtet werden. Das Hardhüsligut wird mit dem übrigen Pachtland durch eine Straße verbunden.

Sechstes Abonnementskonzert der Allgemeinen Musikgesellschaft.

10 Nach einer Unterbrechung von 10 Wochen fährt wieder ein Dampfschiff in den Hafen von Rapperswyl ein.

13 **Verhandlungen des Regierungsrathes.** Als Professor für Französisch und Italienisch an der Industrieschule wird Hr. Cantorowicz gewählt. — Dem Zentralausschuß der vereinigten Gewerkschaften von Zürich wird auf eine Eingabe vom 6. Januar dieses Jahres geantwortet. Der Regierungsrath hat sich stets bestrebt das eidgenössische Fabrikgesetz in dessen Treuen zu vollziehen und wird sich dies auch ferner angelegen sein lassen. Was dann ferner die Ertheilung von Bewilligungen für verlängerte Arbeitszeit betrifft, so entspräche die Verweigerung derselben in allen Fällen weder dem Gesetz, noch der Billigkeit. — Der Assekuranzwerth sämmtlicher Gebäude im Kanton Zürich beträgt gegenwärtig Franken 627,762,975. Ertrag der Assekuranzsteuer im verflossenen Jahre Fr. 615,208. Brandschadenvergütungen Franken 436,604. Der Reservefond weist auf Fr. 621,888.

14 Der erste Wahlgang für die **Friedensrichterwahl** in der Stadt bleibt resultatlos. Am meisten Stimmen erhielten Bezirksrichter Tobler 831, Frei, alt Stadtammann 825.

Bestätigungswahl von 32 Lehrern und Lehrerinnen der städtischen Primarschulen und Neuwahl von 3 Lehrern.

16 **Verhandlungen des Stadtrathes.** Im verflossenen Jahr sind in Zürich 24,368 Stück Vieh geschlachtet worden. Der Fleischschauer hat in 3611 Posten 438,633 Kilo importirtes, frisches Fleisch untersucht. — Zur Erinnerung des seltenen Ereignisses des Gefrierens des See's soll eine Sammlung der bessern Eisbilder im Archiv der Stadt aufbewahrt werden. — Für das eidg. Sängerfest wird der Salzhausplatz, der Platz zwischen Tonhalle und Trottoir, die Anlagen außerhalb der Tonhalle sammt

März dem Materiallagerplatz bis zu den Kahlenmagazinen für Errichtung eines einheitlichen Festplatzes zur Benutzung überlassen, unter Vorbehalt der polizeilichen und feuerpolizeilichen Maßregeln zum Schutze des Verkehrs und im Interesse der Sicherheit des Publikums und in der Meinung, daß die große Festhütte vier Wochen nach Schluß des Festes, die übrigen Bauten und Einrichtungen 14 Tage nach demselben Termin beseitigt werden müssen.

Sechste Kammermusik-Aufführung.

19 In Zürich versammelt sich die vom Bureau des Kantonsrathes niedergesetzte Kommission zur Prüfung des Entwurfs zu einem neuen Schulgesetze. Ueber die im Lande herrschende Stimmung lauteten die Berichte der fast alle Kantonstheile repräsentirenden Mitglieder sehr pessimistisch. Immerhin wird beschlossen, den Vorschlag, die Schulzeit um ein siebentes Schuljahr zu vermehren, durch eine Kommission gründlich prüfen zu lassen und den ganzen Organismus, der durch diese Erweiterung für die Volksschule bedingt wird, genau festzusetzen, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß damit die prinzipielle Frage in keiner Weise präjudizirt werde.

19 u 20 Verhandlungen des Regierungsrathes. Eine Kommission soll prüfen, wie eine genaue Kontrolle über die Staatsausgaben und den Eingang der Staatseinnahmen einzurichten sei. Ebenso soll sie über den Fall Hafner mit Rücksicht auf Feststellung einer allfälligen Schuld der kontrollirenden Beamten Untersuchung anstellen und beförderlich Antrag stellen.

20 Anläßlich der internationalen Fischerei-Ausstellung in Berlin wird konstatirt, daß der Kanton Zürich einen jährlichen Fischereiertrag im Werthe von Fr. 82,000 aufweist.

21 Konzert des „Männerchor Zürich" in der Großmünsterkirche.

22 Die Gesundheitsbehörde der Stadt Zürich erläßt in Verbindung mit Mitgliedern von Gesundheitskommissionen einzelner Ausgemeinden eine Instruktion über Verhütung der Ausbreitung typhöser und anderer ansteckender Krankheiten, anläßlich des häufigen Auftretens von Typhusfällen im vorigen Monat.

März 23 Verhandlungen des Stadtrathes. Der Assekuranzwerth sämmtlicher Gebäude der Stadt hat sich im Vorjahre auf Fr. 123,301,700 erhöht. Davon fallen Fr. 4,987,600 auf Staatsgebäude. Die Stadt hatte 6 kleine Brandfälle, erhielt Fr. 2060 Brandschadenvergütung und zahlte Fr. 117,314 Assekuranzsteuer. — Das Friedensrichteramt erledigte im Vorjahre von 1627 Klagen 1070 durch Vergleich oder Abstand. — Der Raum im Neumweg wird in Bälde von sämmtlichen Häusern beseitigt sein.

25 Für die Restauration der Tellskapelle sind im Kanton Zürich bis jetzt Fr. 8000 zusammengekommen.

26 In der Großmünsterkirche Charfreitagsmusik — Aufführung des „Gemischten Chors Zürich". Hohe Messe von Ludwig van Beethoven

27 In Begutachtung der Motion betreffend die Beseitigung des Hauses Nr. 1 Sonnenquai ersucht der Stadtrath die Gemeinde um Vollmacht, dasselbe gemäß einem Anerbieten des Hrn. Carl Trumpler um die Summe von Fr. 180,000 anzukaufen, im Lauf des Jahres 1881 abzutragen und die Erweiterung der Straße mit Berücksichtigung der Quaianlage durchzuführen.

28 Der Regierungsrath erläßt ein Kreisschreiben an die Gemeinderathe der an der Nationalbahn betheiligten Gemeinden, worin er dieselben einladet, ihm bis zum 3. April ihre Ansichten mitzutheilen, ob auf Grund des Steigerungsergebnisses der Zuschlag ertheilt oder was für eine andere sachgemäße Verfügung getroffen werden solle.

30 Kantonsrathssitzung. Die ganze Sitzung wird mit Berathung des Polizeigesetzes ausgefüllt.

Konzert von Theodor Kirchner, Pianist.

31 Kantonsrathssitzung. Die Berathung des Sonntags- und Sittenpolizeigesetzes wird zu Ende geführt. — Die Motion des Hrn. Pfarrer Locher betreffend obligatorische Abstimmung über obiges Gesetz wird mit 90 gegen 50 Stimmen verworfen.

April 2 Bezug des neuen Börsengebäudes in Zürich, gebaut unter der Leitung der kaufmännischen Gesellschaft Zürich. Eröffnung durch Hrn. Kommandant C. Bürkli.

3 Verhandlungen des Stadtrathes. Der nächste Maimarkt wird nach auf dem Stadthausquai abgehalten. Am

April

3 Mai fallen die aufgestellten Marktbuden öffentlich versteigert werden.

Orgelkonzert von Theodor Kirchner in der Großmünsterkirche.

4 Zum Friedensrichter der Stadt wird im zweiten Wahlgang gewählt Herr alt Stadtammann Frei mit 1489 Stimmen.

6 Konzert von Français Planté, Pianist.

8 In Winterthur stirbt Herr Prof. G. Zschokke, Redaktor der „Winterthurer Nachrichten", vormals Rektor der Industrieschule in Zürich.

9 u. 10 Im landwirthschaftlichen Gebäude des Polytechnikums Zusammenkunft der schweiz. Phylloxera-Experten, verbunden mit einem Lehrkurse, zu welchem sich aus dem Kanton Zürich ungefähr 190 Rebenbesitzer angemeldet haben.

11 In Flunkern stirbt der „Kinderbüchli-Staub", Herr Jak. Staub, alt Lehrer daselbst.

12 Sechseläuten. Großer, kostümirter Umzug, Bilder aus Zürichs Geschichte darstellend. Theilnehmerzahl ungefähr 600 mit 150 Pferden.

14 In Thun stirbt Hr. Aug. Forrer-od-Stadler, Oberstlieutenant der Artillerie.

Verhandlungen des Regierungrathes. Die Bauarbeiten für Vergrößerung der Kantonsschul-Turnhalle werden an verschiedene Unternehmer zusammen für Fr. 33,600 vergeben. — Es wird eine revidirte, auf 1. Oktober 1880 in Kraft tretende Verordnung betreffend Transport, Lagerung ꝛc. von Petroleum und anderen feuergefährlichen Stoffen berathen, die nun auch den Handel mit Petroleumlampen und Petroleumkochherden unter polizeiliche Aufsicht stellt.

Im großen Stadtrath Verhandlungen betreffend Besetzung der Trümpler'schen Liegenschaften am Sonnenquai. Es wird in Uebereinstimmung mit dem engern Stadtrath der Gemeinde Ankauf derselben um Fr. 180,000 und Schleifung beantragt.

15 Gegen das Urtheil der Appellationskammer des Obergerichtes vom 28. Februar 1880 betreffend Zahlung der

April Zinsen und Zinseszinsen für verspätete Einlösung der Töß-Tholbahn-Obligationen-Coupons stellt die Stadt Winterthur das Kassationsbegehren.

18 Gemeindeversammlung. Der Antrag des kleinen und großen Stadtrathes betreffend Ankauf der Trümpler'schen Liegenschaften zum Zwecke der Schleifung um die Summe von Fr. 180,000 wird mit großer Mehrheit angenommen.

In Obfelden stirbt Hr. David Eßlinger, alt Pfarrer in Kappel a. A., 83 Jahre alt.

20 Der Regierungsrath ertheilt den Statuten der Aktiengesellschaft „Quar-Garantieverein Zürich" die Genehmigung.

23 Verhandlungen des Regierungsrathes. Der Stadtgemeinde Zürich wird bewilligt, zwischen dem Platzspitz und dem Industriequartier in Außersihl über die Sihl einen vier Meter breiten eisernen Steg zu erbauen.

27 Der Vertheidiger des frühern Direktionssekretärs Schwarz, Dr. Amsler, hat ein Kassationsgesuch eingereicht gegen den Beschluß der Anklagekammer, welcher die Anklage gegen Schwarz als zutäßig erklärt. Wird vom Obergericht abgewiesen.

28 Stadtrathsverhandlungen. Die Bau- und Niveaupläne für die Bärengasse werden dem Regierungsrath zur Genehmigung vorgelegt.

29 Stiftungsfeier der Hochschule. Festrede des Rektors Herrn Prof. Dr. A. Hug über „Demosthenes als politischer Denker".

30 Gegen die Bürgen alt Statthalter Hasners wird Prozeß angehoben, da dieselben die Zahlungspflicht bestreiten.

Mai 1 Verhandlungen des Regierungsrathes. Zum Präsidenten des Regierungsrathes für das nächste Amtsjahr wird gewählt Herr Dr. Stößel, zum Vizepräsidenten: Herr Hafter.

Konzert von Desiree Artot, Sängerin, M. Padilla, Sänger, Luigi Casati, Violinist, L. Sternberg, Pianist.

2 An der Allmannkette sind in einer Höhe von 840 Metern beim Sprengen von Steinblöcken ungefähr 12 Kilo römische Kupfermünzen aufgefunden worden. Dieselben tragen die Bildnisse der römischen Kaiser aus dem ersten bis dritten Jahrhundert nach Christo und sind im Ganzen noch wohl erhalten. — In der Kiesgrube bei Robenhausen

Mai

sind im Ganzen bis heute 12 alemannische Gräber aufgefunden worden.

Konzert der „Harmonie“ in der Fraumünsterkirche.

8 Verhandlungen des Regierungsrathes. Mit der Uebertragung der Westsektion der Nationalbahn an die Schweizerische Nordostbahn erklärt sich der Regierungsrath einverstanden und wünscht den Anschluß Seebach Oerlikon bis zum Herbst erstellt. — Eine Kommission des Regierungsrathes wird ermächtigt, den Hof Kellertoch in der Gemeinde Hirzel unter Ratifikationsvorbehalt für den Staat anzukaufen behufs Einrichtung einer Zwangsarbeitsanstalt daselbst. — Die Regierungen von Glarus und Luzern theilen mit, daß sie den Anschauungen des zürcherischen Regierungsrathes betreffend den Bau der Linie Thalweil-Zug beistimmen, sich also dem an die Bundesbehörden abgegangenen Proteste anschließen, während der Regierungsrath von St. Gallen sich auf den Standpunkt der Nichtintervention stellt.

9 Erneuerungs- resp Ergänzungswahlen des großen Stadtrathes, Erneuerungswahl des engern Stadtrathes, des Stadtpräsidenten, der Schulpflege, des Schulpräsidenten und des Stadtammann. Erster Wahlgang. Gewählt resp. bestätigt werden 51 Mitglieder des großen Stadtrathes. Bestätigt werden die 7 Mitglieder des engern Stadtrathes, sowie Herr Dr. Römer als Stadtpräsident. Gewählt resp. bestätigt 11 Mitglieder der Schulpflege. Als Schulpräsident wird bestätigt Herr Paul Hirzel, als Stadtammann Herr Schurter.

In Zürich wird die Delegirtenversammlung des schweizerischen Handels- und Industrievereins abgehalten. Die gegenwärtige Lage der schweizerischen Industrie wird als drückend bezeichnet und die Ansicht ausgesprochen, daß eine Besserung nur zu hoffen sei, wenn eine Milderung des Fabrikgesetzes eintrete und die Industrie von den Zöllen auf Rohstoffe entlastet werde.

10 Fackelzug der Universität und des Polytechnikums zu Ehren von Herrn Prof. Viktor Meyer, der einen Ruf nach Aachen abgelehnt hatte.

11 In der pädagogischen Rekrutenprüfung von 1880 nimmt der Kanton Zürich den zweiten Rang ein.

Digitized by Google

Mai 13 Zum eidgenössischen Sängerfest haben sich bis jetzt 80 in- und ausländische Vereine angemeldet.

15 Verhandlungen des Regierungsrathes. Staatsbeiträge an das eidgenössische Sängerfest Fr. 2500, an die neue Tößbrücke bei Seuzhof Fr. 6866. Die Verbindung der Westlektion der Nationalbahn mit Zürich soll laut Beschluß des Bundesrathes bis Sommer 1881 erstellt sein. — Der Einnahmenüberschuß der Staatsrechnung vom letzten Jahr beträgt Fr. 315,606, d. h. Fr. 122,577 mehr als das Budget vorsah. — Eine Verordnung vom Jahr 1864 betreffend Prüfung der Zahnärzte wird aufgehoben und durch eine neue ersetzt, welche auch die Zahntechniker berücksichtigt. — Der Stadtrath von Zürich wird aufgefordert, den dem Bezirkshauptorte zukommenden Verpflichtungen zur Beschaffung der nöthigen Räumlichkeiten für Unterbringung derjenigen Strafgefangenen, welche vorschriftsgemäß den Strafverhaft im Bezirksgefängnisse zu erstehen haben, ungesäumt nachzukommen, und es behält sich der Regierungsrath das Recht der Ersatzforderung für bisherige wie künftige Auslagen für Dislozirung von Strafgefangenen, sowie alle bezüglichen Maßnahmen vor.

18 Der Quai-Garantieverein Zürich ladet zur Zeichnung von 1000 Aktien à Fr. 500 ein. Zweck der Gesellschaft ist, die Ausführung des Quai-Unternehmens zu fördern, soweit dasselbe das Gebiet der Stadt Zürich betrifft.

Ein eigenes Schwurgericht wird zusammentreten, um über die gegen den frühern Direktionssekretär Schwarz erhobenen diversen Anklagen auf Unterschlagung, Bestechung u. s. w. zu entscheiden.

19 In Zürich starb Herr Gerold Eberhard, seit 34 Jahren Lehrer an den Stadtschulen, sehr betrauert.

20 Im Bezirk Winterthur richtet der Frost in den Weinbergen große Verheerungen an.

21 Für das eidgenössische Sängerfest haben sich zum Wettgesang definitiv angemeldet: 67 Vereine für den Volksgesang, 14 für den Kunstgesang, mit einer Zahl von 4000 Sängern.

Mai 21 Die Wittwen- und Waisenstiftung der Stadt Zürich veröffentlicht einen Auszug ihrer 64 Jahresrechnung pro 1879

22 Verhandlungen des Regierungsrathes. Dem Kantonsrath werden zur Vornahme einer Ersatzwahl in das Handelsgericht für den verstorbenen Herrn Baumann-Fierz vorgeschlagen: Herr Cramer-Frey in Zürich und Herr Streuli-Hauser in Winterthur. Der Bezirksrath Zürich wird eingeladen, den von ihm abgewiesenen Rekurs gegen die Gültigkeit der Gemeinderathswahlen in Außersihl an Hand zu nehmen.

23 Erneuerungswahlen der städtischen Behörden, zweiter Wahlgang. Es werden in den großen Stadtrath gewählt die Herren Alb. Schmid, Ingenieur, Müller-Schär, Architekt, Zingg, Bratwurster, Lavater-Wegmann, Kaufmann, Otto Pestalozzi, Bankdirektor, Kisling, Eisenhandler, Rahn-Bärlocher, Kaufmann, Schultheß-Bullinger, Kaufmann, J. Nöthli, Zeitungsschreiber, — ferner in die Schulpflege die Herren Hardmeyer-Jenny, alt Lehrer, Dr. G. Moussan, Advokat, F. Meyer, Aktuar der Schulpflege, E. Usteri-Pestalozzi, Kaufmann.

Abgeordneten Versammlung der kantonalen landwirthschaftlichen Vereine. 18 Sektionen sind durch 46 Mann vertreten. Bis heute sind bei der Direktion der schweizerischen Hagelversicherungsgesellschaft 1946 Policen mit Fr. 3,598,115 Versicherungssumme eingegangen, wobei der Kanton Zürich mit Fr. 238,691 betheiligt ist. Herr Direktor Frick referirt über das Thema: Der Nutzwerth von Braun- und Fleckvieh.

Die allen Glocken im St. Peteristhurm werden zum letzten Mal geläutet.

29 Auf der internationalen Ausstellung in Sidney erhielten folgende Zürcher Auszeichnungen: Erster Preis G. Daverio, Oberstraß, Egli und Sennhauser, Zürich, zweiter Preis Gebrüder Homberger, Wetzikon, J. Trost u. Cs. in Enge.

Verhandlungen des Regierungsrathes. Abschließende Berathung von vier Gesetzesentwürfen be-

Mai hufs Hebung der Landwirthschaft, betreffend Flurpolizei, Flurentheilung, Verbesserung der Viehzucht und Prämirung vorzüglicher Leistungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft, betreffend Bewässerung und Entwässerung von Grundstücken. — Staatsbeitrag von Fr. 4500 an die kantonalen Feuerwehrkurse.

30 Gemeindeversammlung Wahl von 100 Mitgliedern des Wahlbureau und von 20 Mitgliedern der Steuerkommission.

31 Das alte Geläute wird vom Thurme der Peterskirche herabgelassen.

Juni 1 Konstituirende Sitzung des großen Stadtrathes. Bestellung der verschiedenen Kommissionen.

Die Appellationskammer des Obergerichtes heißt, unter Bestätigung des erstinstanzlichen Urtheils, die Klage der Stadt Winterthur gegen die Gemeinden Oberwinterthur, Seuzach, Dägerten und Rickenbach auf Einzahlung der rückständigen Beträge von im Ganzen Fr. 30,391 an das Obligationenkapital II Serie für Winterthur-Singen-Kreuzlingen gut und verfällt die beklagten Gemeinden zur Bezahlung dieser Summe an Winterthur à raison ihrer Betheiligung nebst Zinsen, sowie sämmtlicher Kosten und der beidinstanzlichen Staatsgebühren von je Fr. 200 nebst Prozeßentschädigung.

Wahl der Kampfrichter für das eidgen. Sängerfest.

Im Kunstlergut in Zürich Ausstellung der Stuckelberg'schen Studien zu den Wandgemälden der neuen Tellskapelle.

2 Verhandlungen des Stadtrathes. Es wird eine Lokalkommission ernannt zum Schutze der Weinberge gegen die Reblaus. In der Stadt Zürich liegen sieben Juchharten Reben — Nachdem der Regierungsrath den Rekurs gegen den vom Bezirksrath bestätigten Beschluß des Stadtrathes betreffend Verweigerung einer Konzession als Dienstmann begründet erklärt hat, wird beschlossen, eine prinzipielle Entscheidung durch die Bundesbehörden zu veranlassen.

5 Im alten Schützenhaus Vortrag von Herrn Prof. Dr. Huguenin über die Impffrage. Er ertheilt den Rath, den Impfzwang nicht zu verwerfen.

Juni

Verhandlungen des Regierungsrathes. Dem Kantonsrath wird beantragt, für die landwirthschaftliche Schule im Strickhof, theils zur Deckung des Rechnungsdefizites, theils für nothwendige neue Anschaffungen einen Kredit von Fr. 10,000 zu bewilligen. — Herr Dr. C. Cramer erhält Titel, Rang und Befugnisse eines ordentlichen Professors der Hochschule. — Gegen die Liquidation der Unterstützungskasse der Beamten und Angestellten der Nationalbahn wird keine Einsprache erhoben. — Dem Kantonsrathe wird ein kurzer Gesetzesentwurf betreffend die Verabreichung von Staatsbeiträgen an Schulhausbauten (Turnplätze und Brunnen inbegriffen) vorgelegt. — Behufs möglichster Vermeidung von Steuerrückständen wird dem Kantonsrath empfohlen, die Namen derjenigen Steuerpflichtigen, welche bezahlen können, aber nicht zahlen wollen, zu veröffentlichen. Ferner soll das neue Steuergesetz bestimmen, daß, wenn Steuern als gültig festgesetzt seien, ein Rechtsvorschlag nicht ertheilt werden dürfe. Die zeitweilige Einstellung im Aktivbürgerrechte, welche nach der Ansicht des Regierungsrathes das wirksamste Mittel wäre, um Steuerrückständen abzuhelfen, wird als nicht mit Artikel 18 der Verfassung vereinbar angesehen. — Die als unerhältlich abgeschriebenen Rückstände der Vermögens- und Einkommensteuer betrugen im Jahr 1878 2½% des Brutto-Ertrages, die der Aktivbürgersteuer im letzten Jahr 7,1 %. — Der Bundesrath gibt die Zusicherung, sobald ein Beschluß in Betreff des Baues der Linie Luzern-Immensee vorliege, werde der hierseitige Protest in gebührende Erwägung gezogen. — An die Stelle des demissionirenden Herrn alt Stadtrath Huggenberger wird Herr Niedermann-Stolz in Winterthur zu einem Mitglied der Steuerrekurs-Kommission für die Bezirke Zürich und Affoltern ernannt. — Die eingereichten 48 Rekurse gegen die Wirthschaftstaxationen werden erledigt. — Den verschiedenen Kantonsregierungen wird eine handlichere Form von Heimatscheinen zu gemeinsamer Einführung vorgeschlagen.

6 In Enge bei Zürich Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirkes Zurich zur Behandlung des Thema's: „Die Lehrlingsfrage im Entwurf des Ge-

Juni

werbegesetzes". Die Thesen enthalten u. A. folgende Grundsätze: Vor Antritt der Lehrzeit eine Probezeit, schriftlich von einer Bezirksbehörde geprüfter Kontrakt, Nichtantritt vor dem 15 Altersjahr. Nach vollendeter Lehrzeit: Von einer Fachkommission geprüfte Probearbeit, worüber ein amtlich beglaubigtes Zeugniß ertheilt wird, staatliche Stipendien für weitere Ausbildung.

7 Schwurgerichtsverhandlungen. Beginn der Verhandlungen gegen alt Direktionssekretär Ulrich Schwarz von Hettlingen.

9 Herr Dr. Constantin Kaufmann, prakt. Arzt in Zürich, hält als Privatdozent an der Hochschule seine Antrittsrede über „die Gelenktuberculose".

Herr Prof. Dr. Aloys v. Orelli in Zürich wird in Anerkennung seines Gutachtens über die künftige italienische Strafgesetzgebung vom König von Italien zum Ritter des Ordens der Krone von Italien ernannt.

10 174 Aerzte des Kantons Zürich fordern zur Verwerfung der Volksinitiative für Aufhebung des Impfzwanges auf.

Herr Prof. Dr. J. R. Rahn hat die Anfrage, ob er einem Ruf als ordentlichen Professor der Kunstgeschichte der Universität Göttingen folgen würde, abgelehnt.

12 Verhandlungen des Regierungsrathes. Die Kommission für das schweizerische Idiotikon meldet den Abschluß eines Vertrages betreffend den Druck dieses Sammelwerkes, wonach dasselbe auf 4 Bände von je 100 Bogen reduzirt und in Lieferungen von 10 Bogen zu Fr. 2 herausgegeben wird. — Den kantonalen Behörden und ihren Angestellten wird der Gebrauch der vom Bundesrath für die metrischen Maße und Gewichte angenommenen abgekürzten Bezeichnungen empfohlen.

Im alten Schützenhaus Vortrag des Herrn Prof. Dr. A. Vogt von Bern gegen den Impfzwang.

Konstituirende Generalversammlung des Quai-Garantievereins.

13 Volksabstimmung im Kanton Zürich über 1) Gesetz betreffend Abänderung einiger Bestimmungen des Gesetzes über die zürcherische Rechtspflege vom 2. Dez. 1874, 25507 Ja, 20456 Nein. 2) Volksinitiative für Aufhebung des Impfzwanges, 28789 Nein, 23,115 Ja.

Juni

3) Gesetz betreffend den Markt- und Hausirverkehr und den Verkehr von Handelsreisenden, 26821 Ja, 22092 Nein.

Wahl eines Mitgliedes des grossen Stadtrathes. Erster Wahlgang bleibt resultatlos. Stimmen erhält Herr Major Max v. Orelli 994 gegen Herrn Weber-Meyer mit 662 Stimmen.

Die Täß erreicht fast genau dieselbe gefahrdrohende Höhe wie an dem entsprechenden Sonntag im Jahre 1876 — 11. Juni.

16 Der Nationalrath behandelt den Rekurs Dietikon. In definitiver Abstimmung wird der Mehrheitsantrag mit dem Zusatz „Soweit der Rekurs gegen eine Verletzung der Verfassung und der Gesetze des Kantons Zürich gerichtet ist oder Fragen des Eigenthums betrifft, wird auf denselben nicht eingegangen", angenommen mit 68 gegen 52 Stimmen.

Versammlung der kantonalen gemeinnützigen Gesellschaft auf der Zimmerleuten in Zürich. Traktandum: Ueber den Bestand und die Organisation der Fortbildungsschulen im Kanton Zürich.

17 Die Hochschule Zürich zählt in diesem Sommersemester 337 immatrikulirte Studenten, 99 aus dem Kanton Zürich, 144 aus andern Kantonen, 94 Ausländer, und zwar 16 Theologen, 32 Juristen, 165 Mediziner, 124 Philosophen.

Alt Direktionssekretär Schwarz wird vom Schwurgerichte von der Anklage auf Unterschlagung freigesprochen, dagegen der Amtspflichtverletzung und der Bestechung schuldig erklärt und zu einer Buße von Fr. 400 und zur Bezahlung der Kosten verurtheilt.

18 Die Gesammtzahl der Unterschriften für das Banknotenmonopol beträgt im Kanton Zürich 20501.

Verhandlungen des Stadtrathes. Die Gesammtzahl der Geschäfte des Stadtammanns betrug im Vorjahr 42262, des Friedensrichters 1627. — Die Finanzverwaltung wird ermächtigt, das 4½ % Anlehen von Fr. 650,000 auf Ende des Jahres zu künden und dafür nach vorrathige Obligationen zu 4¼ % auszugeben. — Die Stadt übernimmt 10 neue Aktien à Fr. 20 des Zürcher Schlittschuhklubs.

Juni 19 Verhandlungen des Regierungsrathes. Der Zwangsarbeitsanstalt Uitikon wird für das laufende Jahr ein Beitrag von mindestens Fr. 8000 und Befürwortung eines erhöhten Ansatzes im nächstjährigen Budget zugesagt.

20 Versammlung eines provisorischen Komite aus Zürich, Thalweil und Zug zur Förderung der Anlegung einer Bahnlinie Thalweil-Zug-Goldau. Die Versammlung faßt einstimmig folgende Beschlüsse. 1) Die Frage einer baldigen Erstellung der besagten Eisenbahnverbindung ist als dringlich erklärt. 2) Ein Komite von 19 Mitgliedern soll die zur Erstellung dieser Linie erforderlichen Mittel anwenden und durchführen.

Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirkes Zürich zur Schlußberathung über die Lehrlingsfrage.

21 Die zur Prüfung der Kantonalbankrechnung vom Kantonsrath ernannte Kommission legt dieser Behörde folgende Anträge vor. 1) Das Reglement der Mobiliarleihkasse ist in dem Sinne zu revidiren, daß der Zinsfuß bei Darleihen von 12% auf 9% per Jahr zu reduziren ist. 2) Der Regierungsrath, resp. die bestehende kantonsräthliche Kommission betreffend Prüfung des Gesetzesentwurfes über das Gewerbewesen, wird eingeladen, einen Gesetzesentwurf betreffend staatliche Kontrolle der Privatpfandleihgewerbe auszuarbeiten.

Verhandlungen des Kantonsrathes. Bei Konstatirung der Ergebnisse der Volksabstimmung vom 13. d. wird für die Zukunft eine geschicktere Fragestellung gewünscht. — Das Samstags- und Wirthschaftspolizeigesetz wird einstimmig verworfen. — In das Handelsgericht werden die Herren G. Keller in Teufen und Fabrikant Jakob Heß in Wald gewählt. — Die Petition von Winterthur betreffend Uebernahme des Einwohnerspitals durch den Staat wird an den Regierungsrath verwiesen.

22 In Hattingen stirbt Hr. Joh. Hch. Schinz, alt Kantonsfürsprech, 87 Jahre alt.

Bundesrathsverhandlungen. Bei der Bundesversammlung wird die Ermächtigung zur Bewilligung des Baues und Betriebes einer Geleiseverbindung zwischen

Juni Nationalbahn und Nordostbahn bei Oerlikon oder Glattbrugg nachgesucht. — Der Ankauf des Postgebäudes in Winterthur für Fr. 225,000 wird beantragt.

Kantonsrathsverhandlungen. Von der Zuschrift der Zürcher Sektion des Schweiz. Vereins gegen Impfzwang, welche eine nochmalige Abstimmung über die Impfvorlage verlangt, weil die Fragestellung vielfach nicht verstanden worden sei, wird einfach Vormerk genommen. — Es kommt zur Behandlung der Gesetzesentwurf betreffend Ausbildung und Prüfung von Sekundarschullehrern. Es werden darin u. A. methodisch-praktische Kurse an der Hochschule nach der Regierungsvorlage angenommen. Alle übrigen Artikel werden nach den Anträgen der Kommission angenommen und die Erlassung des Reglements zu diesem Gesetze dem Regierungsrathe überlassen. — Ueber die Petition des katholischen Männervereins in Horgen um einen Beitrag an die Kultus-Ausgaben wird auf Antrag des Referenten, Hrn. Prof. Schneider, zur Tagesordnung geschritten. — In's Kassationsgericht werden gewählt die Herren Prof. Dr. Brunnenmeister und Dr. R. Spöndlin, in's Obergericht die Herren Duttweiler und Dr. Kappeler.

24 Die Appellationskammer verurtheilt die Jakobea Sprenger, geb. Imbach von Neuhausen (Baden) zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, sie war angeklagt und geständig, ihren Ehemann am 31. März dieses Jahres durch Beibringung von Strychnin ermordet zu haben.

26 Regierungsverhandlungen. Der Rath nimmt unter gegenwärtigen Verhältnissen von einer Ueberleitung der Disziplinaruntersuchung gegen Schnurrenberger in die Strafuntersuchung Umgang, sieht sich jedoch mit Rücksicht auf die durch die verschiedenen Untersuchungen zu Tage getretenen Unregelmäßigkeiten in der Amtsführung des Petenten in keiner Weise veranlaßt, auf das Begehren um Ertheilung einer Satisfaktion einzutreten. — Zum Mitglied der Lmthkommission für eine neue Amtsdauer wird Herr Landolt, zum Suppleanten Herr Zollinger gewählt.

27 Beginn des Kantonalschützenfestes in Winterthur.

Digitized by Google

Juni Als Mitglied des großen Stadtrathes wird im 2. Wahlgang mit 875 Stimmen gewählt Hr Major Morf. Oberst.

27 u. 28 Kantonales Feldschützenfest in Horgen

29 Generalversammlung der Aktionäre der Schweiz. Nordostbahn in der Tonhalle 1) Antrag der Revisionskommission betreffend Abnahme der auf das Jahr 1879 bezüglichen Geschäftsberichte und Rechnungen der Gesellschaftsorgane. 2) Wahlen: Neuwahl eines thurgauischen Mitgliedes der Direktion und diverse Erneuerungswahlen.

Juli 2 Zu Verwaltungsräthen der Nordostbahn werden die Direktoren Keller in Winterthur und Speiser in Basel gewählt.

3 Regatta, veranstaltet vom Centralverband der nautischen Clubs in Zürich.

4 In der Saalbauhalle Konzert der am diesjährigen in Zürich stattfindenden Sängerfest theilnehmenden Männerchöre des Kantons Zürich, unter Mitwirkung des verstärkten Tonhalleorchesters.

8—13 Eidgenössisches Sängerfest in Zürich. Erste Aufführung des Festchors. Das Programm enthält u. A. Einzug der Gäste auf die Wartburg aus „Tannhäuser" von Richard Wagner (Chor) und „Walpurgisnacht" von F. Mendelssohn-Bartholdy.

9—13 Auf dem Kartoffelmarkt in Zürich findet eine hübsche Blumenausstellung statt.

11 In der Saalbauhalle Großes Wettgesangskonzert in zwei Abtheilungen Volksgesang und Kunstgesang.

Im Großmünster Orgelkonzert von Musikdirektor Gustav Weber unter Mitwirkung des Sängers Conelli.

12 Hauptaufführung in der Sängerhalle.

Im Jahr 1879 betragen die Staatsausgaben für das Erziehungswesen Fr. 1,794,414.

17 Herr Prof. Dr E. Brunnenmeister hält in der Aula der Hochschule seine Antrittsrede über das Thema „Die westphälischen Vehmgerichte".

Aus dem fünften Jahresbericht des Gewerbemuseums Zürich, das Jahr 1879 umfassend, erhellt, daß die Frequenz der kunstgewerblichen Fachschule von Jahr zu Jahr wächst. Die Bibliothek umfaßte am Schluß des Berichtsjahres 1375 Nummern.

Juli 17—18 In Wadensweil: Bundesfest der deutsch-schweizerischen Jünglings- und Männervereine.

18 In Glarus: Ordentliche Jahresversammlung des kantonalen Handwerker- und Gewerbevereins. Es wird Beitritt der dem kantonalen Verbande angehörenden Sektionen (mit einer Mitgliederzahl von 552 Mann) zum eidgenössischen Handwerkerverein beschlossen.

20 Für Errichtung einer telephonischen Korrespondenz in der Stadt Zürich und den Ausgemeinden, die erste derartige in der Schweiz projektirte öffentliche Einrichtung, ertheilt der Bundesrath die Konzession.

Diesethe hohe Behörde verfügt Ausschreibung im Bundesblatt des Verpfandungsbegehrens der Nordostbahn zur Begleichung des Kaufpreises für die Nationalbahn, Ostsektion, im Betrage von 3 Millionen.

25 Zu Mitgliedern des Bezirksgerichtes Zürich werden gewählt die Herren Dr jur. Ulrich, Nägeli-Abegg in Enge und Ernst Kärner.

In Schwerzenbach macht sich Stationsvorsteher und Posthalter Schweizer mit Fr 8000 aus dem Staube.

30 Nachts 10 Uhr schlägt der Blitz unter furchtbarem Getöse in den Großmünsterthurm, jedoch ohne zu zünden.

Juli 31 u. **Aug** 1 25-jährige Jubiläumsfeier des eidgen. Polytechnikums in Zürich. Damit verbunden Eröffnung des zum Andenken an Prof. Gottfried Semper gegründeten Museums im Börsengebäude.

2 u. 3 Das neue Gelänte wird in den Thurm der St. Peterskirche hinaufgezogen. Die größte Glocke wiegt 123 Zentner und trägt die Aufschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Die zweitgrößte Glocke mit der Aufschrift „Friede auf Erden" repräsentirt ein Gewicht von 50 Zentnern. Zu diesen kommen noch drei Glocken im Gewicht von zusammen 47 Zentnern. Die Kosten des Geläutes werden ganz aus freiwilligen Beiträgen bestritten.

5 Vom eidgen. Oberforstinspektor wird eine Berechnung veröffentlicht, wonach die Stürme vom 20. Februar, 25. Juni und 5. Dezember 1879 dem Kanton Zürich einen Schaden von 24,042 Kubikmeter verursacht haben, was einem finanziellen Schaden von Fr. 120,000 bis 145,000 entspricht.

August

Das eidgen. statistische Bureau stellt fest, daß im verflossenen Jahre 248 Schweizerburger aus dem Kanton Zürich nach überseeischen Ländern ausgewandert seien.

6 Aus dem Kanton Zürich sind 13,068 Unterschriften für Revision des Art. 39 der Bundesverfassung eingegangen. Gesammtzahl 54,021.

7 Der Regierungsrath beantragt dem Kantonsrath, in das nächste Budget einen Posten von Fr. 2200 behufs Erwerbung der entfremdeten Spitallegate aufzunehmen. Dieselbe Behörde macht bekannt, daß in Zukunft Legate der Domänenverwaltung einzuhändigen seien. Letztere wird angewiesen, vom Eingang der Legate jeweilen sofort der Sanitätsdirektion zur Protokollirung und Verdankung Kenntniß zu geben. — In einem Rekursfalle wird grundsätzlich statuirt, daß die Bekleidung kantonaler Aemter nicht von der Pflicht zur Annahme von Gemeindeämtern entbinde.

10 Stadtrathsverhandlungen. Auf die Benützung der Sängerfesthalle für eine Gewerbe- und Industrieausstellung im nächsten Jahre ist von dem Gewerbeverein nach Prüfung der Verhältnisse verzichtet worden. Die Halle wird daher befördertich abgebrochen. — In frühern Zeiten ist manchem Hauseigenthümer auf Ansuchen hin bewilligt worden, eine Bank vor das Haus zu stellen. Mit Einführung der Trottoirs wurde die Mehrzahl dieser Bänke beseitigt, der Rest soll nächstens weichen. — Bei Anlaß einer Anfrage von höherer Stelle wird konstatirt, daß gegenwärtig in der Stadt 16 auf Gegenseitigkeit beruhende Hülfsgesellschaften bestehen. — Nachdem die Gemeindekommission von Zürich und Ausgemeinden mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, die sich gegen das Projekt eines allgemeinen Tramwaynetzes erhoben haben, auf die weitere Verfolgung der Idee der Straßenbahnen in Zürich verzichtet hat, wird nun von Vertretern der Gemeinden Zürich, Riesbach, Enge und Außersihl die Sache an die Hand genommen und auf Grundlage bestimmter Linien eine neue Vorlage bearbeitet. — Der Waffenplatz Zürich hat im Jahr 1879 3 Infanterierekruten-, 1 Kavallerierekruten-, 1 Artillerieoffiziersbildungsschule,

August 8 Artillerie- und 1 Kavallerie-Wiederholungskurs beherbergt.

16 In Zürich tritt die nationalrathliche Kommission für das Obligationen- und Handelsrecht zusammen.

Session des Kantonsrathes. Der Gesetzesentwurf betreffend Errichtung einer Korrektionsanstalt für minderjährige Verwahrloste oder Verbrecher wird angenommen. Der Kommissionalbericht betreffend Reorganisation der Mobiliarbrandkasse der Kantonalbank wird gutgeheißen, ebenso der Bericht des Regierungsrathes betreffend Konzentrirung des Kassawesens der Staatsverwaltung.

17 In Thalweil und Herrliberg verursacht ein Gewitter durch Hagel und Ueberschwemmung großen Schaden.

18 Session des großen Stadtrathes. Die Motion des Hrn. Dr. Ryf, lautend, es sollen die Mitglieder des engern Stadtrathes keine Stimme mehr im großen Stadtrath haben, und das Präsidium des großen Stadtrathes soll von diesem selbst bezeichnet werden, wird an eine Kommission gewiesen. — Nachdem der engere Stadtrath bereits dem Wunsche des Industriequartier-Vereins in Aussicht noch Vereinigung dieses Quartiers mit der politischen Gemeinde Zürich nicht entsprochen hat, sanktionirt der große Stadtrath dieses Vorgehen. — In die Pfrundpflege wird Hr. G. Finsler-Meyer als Mitglied gewählt.

21 Zum Sekretär des Obergerichts wird gewählt Hr. cand. jur. A. Schoch von Winterthur.

Der Regierungsrath schließt sich dem Gutachten der Kaufmännischen Gesellschaft in Zürich an, welche das Fortbestehen einer Zollstätte in Zürich, wenn auch mit verminderten Lagerräumen und reduzirtem Personal, verlangt. — Die neue, staatliche Korrektionsanstalt erhält den Namen Korrektionsanstalt in Ringwil.

23 Auf der Wollishofer Allmend bei Zürich findet ein Pferderennen statt, veranstaltet vom Schweizerischen Rennverein. Es sind 66 Pferde angemeldet worden.

25 Der Stadtrath ertheilt der Zürcher Telephongesellschaft die Bewilligung, eine telephonische Einrichtung in der Stadt probeweise zu erstellen.

September 4 Sämmtliche Gemeinderäthe der Ausgemeinden Zürich's richten an den Bundesrath ein Konzessionsbegehren, worin dieselben um die Erlaubniß zur Erstellung eines Telephonnetzes nachsuchen.

Der Regierungsrath genehmigt die Statuten der zürcherischen Telephongesellschaft.

Stadtrathsverhandlungen. Die Pläne für den Umbau der Gemüsebrücke werden zur Vorlage an die Regierung grundsätzlich genehmigt.

6 Zürcherisches Knabenschießen.

7 Der Blitz schlägt in den Fraumünsterthurm, glücklicherweise ohne zu zünden.

9 Der Regierungsrath beräth einen neuen Entwurf eines Sonntagspolizeigesetzes.

Das eidgenössische statistische Bureau veröffentlicht eine Zusammenstellung, wonach im verflossenen Jahre im Kanton Zürich auf je 1000 Einwohner 8,7 Trauungen kamen.

12 Im Großmünster-Konzert, gegeben von den beliebtesten zürcherischen Künstlern zum Benefiz des Komponisten Schutz-Buithen.

16 Stadtrathsverhandlungen. Zum Kommandanten der Feuerwache wird ernannt Hr. Major Max von Orelli, zum Kommandanten des Löschkorps Hr. Spenglermeister Brunner. — An die Studien und Vorarbeiten für die Eisenbahnlinie Thalweil-Zug wird dem Initiativkomite ein Beitrag von Fr. 3000 zugesichert.

18 Der Regierungsrath bewilligt dem Initiativkomite für die Eisenbahnlinie Thalweil-Zug-Goldau einen Staatsbeitrag von 1/5 an die Kosten der technischen Vorarbeiten dieses Unternehmens, resp. von höchstens Fr. 3500.

20 In Neumünster stirbt Hr. E. Ott-Trümpler von Zürich, eine in weiten Kreisen geschätzte kaufmännische Autorität.

Das auf der Höhe des Uetliberges zu Ehren des im letzten Jahre verstorbenen Hrn. Dr. Jakob Dubs (bei seinem Tode Mitglied und Vizepräsident des schwei-

September

zerischen Bundesgerichts) errichtete Denkmal wird feierlich enthüllt.

25 Der Regierungsrath wird dem Kantonsrath beantragen, einen Betrag von Fr. 95,000 zum Zweck der Erstellung eines Gebäudes für pathologische Anatomie in das Budget vom nächsten Jahre aufzunehmen. — Die Volksküche in Zürich wird, da sie als gemeinnütziges Unternehmen nicht unter den Begriff „Wirthschaft" fällt, von der Patentabgabe befreit.

27 Die Sektion Zürich des eidgenössischen Vereins beschließt, nach Anhörung eines Referates des Hrn. Dr. Maussan betreffend die Volksabstimmung über Revision der Bundesverfassung, sich am 31. Oktober gegen die in Frage kommende Revision der Bundesverfassung zu erklären.

29 Der Regierungsrath beruth ein Regulativ für die Kontrollirung des Weinverkehrs

Oktober

1 Die Staatsrechnung des Kantons Zürich über das verflossene Jahr weist auf: An ordentlichen Einnahmen Fr. 6,038,856; an ordentlichen Ausgaben Fr. 5,655,196; an außerordentlichen Ausgaben Fr. 68,034. Das gesammte Rechnungs-Defizit betragt mit Antrag dieses Jahres nach Fr. 484,602.

2 Bei Anlaß einer Eingabe des sog. Nothstandskomite der Arbeiter erklärt sich der Regierungsrath im Prinzip dahin, daß weder für den Kanton, noch für die Gemeinden eine Pflicht bestehe, kantonsfremden, arbeitslosen Aufenthaltern oder Niedergelassenen Arbeit zu verschaffen, daß vielmehr der Mangel an Arbeit und sonstigen Subsistenzmitteln Veranlassung geben könne, Kantonsfremden die Aufenthalts- und Niederlassungsbewilligung zu entziehen.

2 Der Bundesrath ertheilt den Gemeinderäthen von Hottingen, Enge, Unterstraß, Riesbach, Außersihl und Wiedikon die Konzession für eine telephonische Stadtkorrespondenz in Zürich und den Ausgemeinden.

4 Im laufenden Jahr zählt der Kanton Zürich 620 Primarlehrer, 143 Sekundarlehrer und 380 Arbeitslehrerinnen.

Digitized by Google

Oktober 13 Bei Anlaß von Reparaturen am Thurme der Kirche St. Peter wird in einem metallenen Knopf eine geschriebene Urkunde folgenden Inhalts gefunden: Im Juli, August und September 1847 wurde dieser Helm unter Oberaufsicht des Unterzeichneten und spezieller Leitung des Stadtbaumeisters Ulrich neu geschindelt, dreimal angestrichen, Windzeichen und Zeittafeln ausgebessert und die Zahlen vergoldet. Dieser Bau wird in einer Zeit vorgenommen, wo die Bürger Zürich's mit jährlichen Gemeindesteuern belästigt werden müssen, wo die Stadt einen Drittheil der Staatsausgaben bezahlt und keinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten mehr hat, wo die Fabrikate des Auslandes frei eingeführt werden können, während dessen die schweizerischen, nach auswärts gehenden Fabrikationsartikel ganz abgesperrt oder mit hohen Zöllen belastet sind, wo der Handwerkerstand in Folge verkehrter Gesetze allmälig der Verarmung entgegengeht, wo Unglaube und Demoralisation immer mehr überhand nehmen und der glaubende Ehrenmann für einen Heuchler und Dummkopf gehalten wird, zu einer Zeit, wo die Eidgenossenschaft in sich selbst zerrissen, dem Anschein nach ihrem Untergange nahe ist. Mögen Ruhe, Frieden und wahrer vaterländischer Sinn zurückkehren, möge die Zeit wiederum kommen, wo man einsieht, daß Glaube und Vertrauen zu Gott die sichersten Grundlagen menschlichen Glückes sind, möge die Hand der Vorsehung über unsere Vaterstadt wachen und die Nachkommenden sich bei Eröffnung dieser Denkschrift glücklicher fühlen, als es gegenwärtig in Aussicht steht. Der Bauherr der Stadt Zürich.

17 In Zürich stirbt Herr Prof. Dr. Salomon Vögelin von hier, über welchen der letzte Jahrgang dieses Taschenbuches eine kurze Biographie gebracht hat.

20 Großes Aufsehen erregt die Verhaftung des Spekulanten C. Furst, Sohn, zugleich mit Schwiegersohn und Tochter. Sie sind angeklagt der Brandstiftung an der Restauration Uto Kulm auf dem Uetliberg, deren Eigenthümer sie waren. (Vgl. 4. November der Zürcher Chronik auf das Jahr 1878 im vierten Jahrgang dieses Taschenbuches.)

26 Der große Stadtrath genehmigt den zwischen der Stadt Zürich und der kantonalen Seidenindustriegesellschaft

Oktober abzuschließenden Vertrag über Errichtung einer kantonalen Webschule im Letten bei Zürich. — Der engere Stadtrath überläßt der römisch-katholischen Genossenschaft auf ihr Ansuchen die Kapelle an der hohen Promenade für ihre Kultuszwecke zur mietweisen Benutzung

30 Das Begehren um Revision des eidgenössischen Fabrikgesetzes wird vom Regierungsrath ablehnend begutachtet. Derselbe beschließt die Veranstaltung einer internationalen Konferenz betreffend die Eisenbahntarife Thalwil-Zug.

31 In der eidgenössischen Volksabstimmung über die Revision der Bundesverfassung erscheint der Kanton Zürich mit 25,684 Ja und 31,136 Nein, der Bezirk Zürich mit 5099 Ja und 8737 Nein; die Stadt Zürich mit 999 Ja und 2716 Nein, bei einem Gesammtergebniß von 119,856 Ja und 254,701 Nein.

November 1 In Töß beschränkte sich der Ertrag einer bestimmten Juchart Reben auf einige wenige Trauben

2 Die Verschuldung des Grundbesitzes im Kanton Zürich beträgt gegenwärtig Fr. 584,000,000, d. i. zirka $^3/_4$ des Gesammtwerthes des Grund und Badens und der Gebäude im ganzen Kanton. Das Vorjahr ist dabei mit einer Vermehrung von Fr. 52,125,000 betheiligt.

6 Die Universität Zürich zählt im laufenden Wintersemester 351 immatrikulirte Studirende.

8 Das Schwurgericht erklärt den J. J. Hafner, gewesener Statthalter des Bezirkes Zürich, schuldig der Unterschlagung mit absichtlicher Amtspflichtverletzung.

10 Die Zürcher kaufmännische Gesellschaft empfiehlt, im Jahr 1883 in Zürich eine schweizerische Industrie- und Gewerbeausstellung zu veranstalten

13 Der Regierungsrath ertheilt dem vom Stadtrath Zürich vorgelegten Projekte für den Umbau der Gemüsebrücke und Errichtung einer Gemüsehalle die Bewilligung unter gewissen, den Abfluß und den Verkehr sichernden Bedingungen — Die kantonale Fremdenkonsession weist auf den Antrag des Stadtrathes von Zürich 14 Wirthschaftsgesuche pro 1881 ab und stellt 21 Wirthschaften unter Spezialaufsicht

November 14 Die im zürcherischen Oberlande herrschende wilde Witterung gestattet jetzt noch das Vieh auf die Weide zu treiben.

15 Der „Lebensmittelverein Zürich" emittirt zur Consolidirung des Unternehmens eine neue Serie von privilegirten Aktien.

Session des Kantonsrathes. Der Gesetzesentwurf betreffend Maßnahmen gegen die Reblaus wird an eine Kommission gewiesen. — Der Nachtragskredit für die landwirthschaftliche Schule im Strickhof im Betrage von Fr. 10,000 wird bewilligt. — Der Rath weist das Initiativbegehren gegen die unentgeltliche zehnjährige Einbürgerung an eine Kommission, welche bis zur nächsten Sitzung zu berichten hat. Ueber das Initiativbegehren betreffend Erhebung der Gemeindesteuer auf Grundlage der vorjährigen Staatssteuerregister liegt bereits ein Kommissionalgutachten vor. Nach demselben soll die periodische Revision des Staatssteuerregisters auf die Gemeindesteuern des laufenden Jahres keine rückwirkende Kraft haben. Der Rath tritt diesem Antrag bei.

16 Die Subventionirung der zürcherischen Seidenwebschule mit Fr. 3000 von Seite des Staates wird bewilligt mit dem Zusatze, daß die Vertretung des Regierungsrathes in der Aufsichtskommission dieser Schule vermehrt werden soll, sobald der Staat einen höhern Beitrag leisten würde. — Das Begnadigungsgesuch einer zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilten Mörderin wird mit 102 gegen 51 Stimmen verworfen. — Es liegen noch zwei Petitionen zur Behandlung vor. Die eine derselben, gestellt von den Gemeinderäthen von Adlikwil, Adlikon, Hasstetten, Humlikon, Klein-Andelfingen, Oetwil a. d. Limmat, Opfikon, Schottikon und Volken, welche den § 10 des Gemeindegesetzes in dem Sinne abgeändert wissen wollten, daß die Besorgung des Armenwesens wiederum ausschließlich den Kirchgemeinden übertragen werde, wird nach dem Antrag des Regierungsrathes abgewiesen, dagegen soll das Gesetz betreffend das Armenwesen vom Jahr 1853 revidirt werden. Die andere Petition geht von der Stadt Winterthur aus und bezweckt den Erlaß von Notariatsgebühren. Der Rath beschließt, es sei der Stadt Winterthur an die Notariatsgebühr von

November

Fr. 28,000 für das Pariseranleihen ein Staatsbeitrag von Fr. 14,000 zu leisten. — Der Gesetzesentwurf betreffend Verabreichung von Staatsbeiträgen an Schulhausbauten wird nach den Anträgen des Regierungsrathes angenommen. Auf die nachste Sitzung wird verschaben der Gesetzesentwurf betreffend Polizei an Sonn- und Festtagen.

18 Eine Versammlung der zürcherischen Industriellen und Gewerbetreibenden kommt nach längerer Berathung zu dem Schlusse, daß das Projekt einer schweizerischen Industrie- und Gewerbeausstellung in Zürich unterstützt werden solle, gegenüber dem Projekt einer ebenfalls in hier abzuhaltenden internationalen Fachausstellung.

20 Die Korrektionsarbeiten an der Thur und Töß werden vom Regierungsrath unter der Bedingung vergeben, daß die Akkordanten in erster Linie einheimische Arbeitskräfte verwenden und Verzeichnisse der Arbeiter vorlegen sollen. Drei Abtheilungen an der Töß sind dem Rathslandskomite für Arbeitslose, beziehungsweise den angemeldeten Arbeitergruppen zugetheilt. Das Werkzeug für eine dieser Gruppen soll aus dem vom Kantonsrath zu Anfang laufenden Jahres bewilligten Kredite für Arbeitslose beschafft werden.

Auf einer kleinen Anhöhe bei Ottenbach werden zwei keltische Gräber aufgefunden. Die menschlichen Skelette, welche man denselben enthebt, sind noch gut erhalten; neben jedem liegt ein 1½ Meter langes Schwert.

21 Die Gemeinde Außersihl bei Zürich beschließt zwei neue Schulhäuser und eine Turnhalle bauen zu lassen.

22 Die beiden großen politischen Parteien im Kanton, die Liberalen und die Demokraten, feiern jede für sich den 50jährigen Gedenktag der Volksversammlung in Uster.

23 Der Stadtrath beschließt: Während der Umbaute der untern Brücke beim Rathhaus soll der Gemüsemarkt auf den Münsterhof und in die Zähringerstraße verlegt werden.

24 In der Tonhalle in Zürich: Konzert des berühmten Pianisten Anton Rubinstein.

25 Der Stadtrath beschließt: Nachdem sich die Verhandlungen über eine gemeinsame Bewilligung für die Errichtung und den Betrieb eines Telephonnetzes in der

November Stadt Zürich und den Ausgemeinden zerschlagen haben, wird der Zürcher Telephongesellschaft die Bewilligung für ein Telephonnetz in der Stadt Zürich ertheilt. Es ist Sache der Gesellschaft, sich mit den Privaten, deren Eigenthum in Anspruch genommen werden muß, abzufinden. Die Jahresrechnungen mit Belegen sind dem Stadtrath zur Einsicht vorzulegen. Ein allfälliger Ueberschuß über 8% Dividende soll zur Hälfte unter die Abonnenten vertheilt werden.

27 Der Regierungsrath vertheilt Fr. 77,167 aus dem Kantonalarmenfond an die Gemeinden. — Auf die Petitionen von 75 Gemeinderäthen, dahin gehend, es möchten diesen Behörden die Funktionen der Sektionschefs wieder abgenommen werden, wird geantwortet, die fraglichen Verhältnisse seien in einem kantonalen Militärgesetz neu zu ordnen, welches aber erst aufgestellt werden könne, wenn der zweite Theil des eidgenössischen Militärverwaltungsreglements erschienen sei.

Das zweite Abonnementskonzert der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich findet statt unter Mitwirkung des Pianisten A. Rubinstein, dessen dramatische Symphonie unter Anderm zur Aufführung gelangt.

Dezember 1 Die auf heute angesetzte eidgenössische Volkszählung weist für die Stadt Zürich folgendes Ergebniß auf: Einwohnerzahl 25,184; Vermehrung seit zehn Jahren 3985. Stadt und Ausgemeinden 76,052, Vermehrung seit zehn Jahren 19,357. — Wohnhäuser: Stadt 1626, Stadt und Ausgemeinden zusammen 5248. — Haushaltungen: Stadt 5153, Stadt und Ausgemeinden 16,135.

Auf die große und die kleine Stadt vertheilen sich Wohnhäuser, Wahnräume und Haushaltungen folgendermaßen:

Große Stadt	851	12,905	2890
Kleine Stadt	775	12,218	2232
Gesammtzahl	1626	25,123	5122

Anwesende Personen 25,102, hievon in der großen Stadt 13,706, in der kleinen 11,396; männlich 11,560, weiblich 13,542; ledig 15,383, verheirathet 7853, verwittwet 1599, gerichtlich geschieden 267.

Dezember

Von den anwesenden Personen sind Durchreisende oder Gäste 936. Nur vorübergehend abwesend sind 371 Personen. Nach der Heimat gruppiren sich die Einwohner folgendermaßen:

Stadtbürger	7482
Kantonsbürger	6686
Schweizerbürger	5343
Ausländer	5591

Gesammtzahl der Nichtstadtbürger demnach 17,620, Gesammtzahl der Nichtkantonsbürger 10,934.

Der Konfession nach erhalten wir folgende Gruppen:

Protestantisch	19423
Katholisch	4753
Israelitisch	440
Andere Konfessionen	486

Nach der Sprache endlich:

Deutsch	24412
Französisch	371
Italienisch	138
Romanisch	24
Andere Sprachen	157

Die Gesammtzahl der in der Stadt leerstehenden Wohnungen beträgt 240, davon fallen auf neugebaute, noch nicht bewohnte Häuser 112.

3 In Zürich stirbt Herr Musikdirektor Ignaz Heim.

5 In der Tonhalle Konzert des gemischten Chores. Szenen aus Göthe's „Faust", komponirt von Rob. Schumann.

7 Unter den an der Töss beschäftigten Arbeitslosen brechen Unruhen aus.

14 Die Musikschule in Zürich wurde durchschnittlich von 350 Schülern besucht.

Der große Stadtrath berät eine Anzahl Postulate zum Rechenschaftsbericht des Stadtrathes.

16 Totale Mondesfinsterniß.

19 In der Tonhalle Benefizkonzert des Hrn. Kapellmeister Friedr. Hegar. „Lobgesang" von F. Mendelssohn-Bartholdy und III. Abtheilung der „Szenen aus Göthe's Faust" von R. Schumann.

Dezember

Die Gemeindeversammlung der Stadt Zürich nimmt in ihrer Gesammtheit dem Stadtrath und der Schulpflege die respektiven Rechenschaftsberichte ab und genehmigt die Rechnungen über das Gemeinde- und Schulgut vom Jahre 1879. Die Bürgergemeinde nimmt Bericht und Rechnungen über die bürgerlichen Stiftungen und Güter vom letzten Jahre entgegen. Die Einwohnergemeinde beschließt nach den Anträgen des Stadtrathes, die vom Ankauf der ehemals Trümpler'schen Liegenschaften am Sonnenquai und des Verlesefungsterrains im Sihlfeld herrührende Schuld soll in einem Zeitraum von 10 resp. 15 Jahren, unter etwelcher Erhöhung der Gemeindesteuer, amortisirt werden.

21 Das Schwurgericht erklärt den C. Fürst (vergl. 20. Oktober) der Anstiftung zur Brandlegung, seinen Schwiegersohn Frohn der Brandstiftung und seine Tochter des Betrugs schuldig. Die Verhandlungen hatten unter großer Betheiligung des Publikums und steigender Aufregung der Gemüther in Stadt und Land stattgefunden. Erster Vertheidiger war Herr Dr. Melki, Advokat.

23 Der Nationalrath genehmigt die Vorlage über Errichtung einer meteorologischen Zentralanstalt in Zürich.

In Meilen stirbt Herr Nationalrath Hasler.

24 Der Regierungsrath ernennt zum Professor und Direktor der chirurgischen Klinik Herrn Dr. Ulrich Krönlein von Stein a. Rh.

25 Der 81. Rechenschaftsbericht der Hülfsgesellschaft in Zürich konstatirt eine Gesammtzahl von 60 Mitgliedern.

28 Der Stadtrath sieht für das folgende Jahr eine Ausgabe von Fr. 2,149,440 vor. Zur Deckung derselben dienen die Einnahmen des Gemeindegutes mit Fr. 1,140,240 und eine Steuer von Fr. 4. 40 ‰

Oeffentliche Vorträge.

I. In der St. Peterskirche.

Januar	18	Herr Pfarrer Haggenmacher: Der erste Kreuzzug.
	25	Herr Pfarrer Furrer. Bernhard von Clairvaux, der geistige Führer der Kirche im 12. Jahrhundert.
Februar	20	Herr Pfarrer Furrer: Die Juden im Mittelalter.
November	7	Herr Pfarrer Haggenmacher: Die Inquisition im 13. Jahrhundert.
	14	Herr Pfarrer Furrer: Franz von Assisi, der erste Bettelmönch.
	21	Herr Pfarrer Haggenmacher: Landgrafin Elisabeth (die Heilige) von Thüringen.
	28	Herr Pfarrer Furrer: Das kirchliche Leben der Stadt Zürich im 13. Jahrhundert.
Dezember	5	Herr Pfarrer Haggenmacher: Die Jungfrau von Orleans.

II. Des Vereins für Sonntagsheiligung im Musiksaal beim Fraumünster.

Januar	4	Herr Diakon Pestalozzi: Eichendorff, der Dichter der Jugend.
	11	Herr Pfarrer Näf: Der Kongreß für Verbesserung des Looses der Blinden und Taubstummen während der Ausstellung in Paris.
	25	Herr Pfarrer Zündel: Die Rechtfertigung aus dem Glauben.
Februar	1	Herr Pfarrer Burkhard: Die Bedeutung der biblischen Wunder für die Gegenwart.
November	14	Herr Dekan Zimmermann: Vom Aberglauben der alten und besonders der neuen Zeit.
	28	Herr Diakon Pestalozzi: Simson.
Dezember	12	Herr Seminarlehrer Heller: Christian Fürchtegott Gellert.

Digitized by Google

III. Im Schwurgerichtssaal,
veranstaltet von der Evangelischen Gesellschaft in Zürich.

November 29 Herr Professor E. von Orelli: Christenthum und Kultur.
Dezember 6 Herr Pfarrer Charsley: La puissance d'expansion du christianisme dans le domaine de la presse et de la littérature religieuse.
27 Herr Prediger Tischhauser: Ueber den Begriff des Uebels nach der Schrift.

IV. Im Armenvaterverein

November 3 Herr G. Finsler-Meyer: Bericht über stattgehabte Besuche bei auf dem Lande untergebrachten stadtzürcherischen Versorgten.
Dezember 8 Herr Antistes Dr. Finsler: Die Frage der unentgeltlichen staatlichen Krankenpflege.

V. Im großen Saale des Rathhauses in Zürich, veranstaltet vom zürcherischen Dozentenverein.

November 4 Herr Professor Finkel: Eine Gondelfahrt durch Venedig.
11 Herr Dr. Goll: Die Heilmittel der Neuzeit.
18 Herr Professor Dr. Keferling: Paulus und die römische Christengemeinde.
25 Herr Professor Dr. Lunge: Gold aus Abfällen.
Dezember 2 Herr Professor Dr. Aloys von Orelli: Machiavelli.
9 Herr Professor Heim: Die Gebirge.
16 Herr Professor Blümner: Travestie und Parodie in der klassischen Literatur.

VI. Im Schwurgerichtssaal,
veranstaltet von der Lehrerschaft der höhern Töchterschule und des Lehrerinnen-Seminars.

Januar 12 Herr Professor Dr. Schweizer-Sidler: Ursprung und Entwicklung der vergleichenden Sprachforschung.

Februar 2 Herr Professor F. Hunziker: Die Entwicklung des Verkehrs im 19. Jahrhundert.

9 Herr Professor Dr. Schweizer-Sidler: Ueber den Einfluß der historischen Sprachforschung auf die Gestaltung der Grammatik und die Verwendbarkeit derselben beim Unterricht.

16 Herr Professor Dr. G. Meyer von Knonau: Oberengadin in früherer Zeit.

VII.

November 1 u. ff. Cyclus von Vorlesungen über französische Literaturgeschichte von Frl. Bridel, sowie über Kulturgeschichte von Herrn Dr. Oechsli.

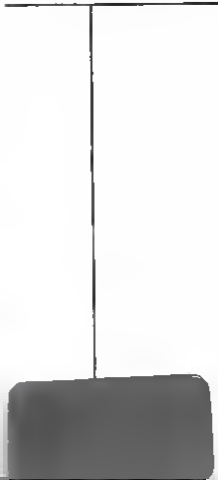
Druck von J. J. Arlet & Cie.

Stanford University Libraries
3 6105 126 939 755

DQ
781
Z8
N.S.V.5
1882

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.



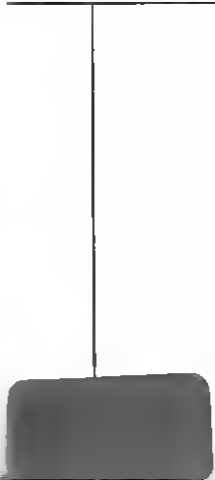
Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 126 939 755

DQ
781
Z8
N.S.V.5
1882

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.



Digitized by Google